NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07573866 0

Paraskevúla

und andere Novellen

Engel
NGL

2/19 '26
EP

Paraskevúla

und andere Novellen

von

Eduard Engel

VEREIN
102 E. 72nd ST.
FREUNDSCHAFT

Stuttgart und Berlin 1907
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

TO NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
236598A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Alle Rechte vorbehalten

Digitized by Google

Inhalt

Seite

Paraskevúla 7

Die Feuerprobe 61

Ein Bekenntnis 91

Wand an Wand 151

Ausgewiesen 199

Ich und Es 261

Paraskevúla

I

Meinen wackeren Agojaten Fraklis aus Delphi hatte ich am Fuß der Gipfelwand des Parnaß beim weidenden Maultier gelaſſen und war allein zur Spitze hinaufgeklettert. Über rieſelndes Geröll ging der Weg ſteil in den blauen, völlig dunſtloſen Äther des Oktobertages hinauf, und ich mußte ſcharf achtgeben, um auf den rundlich gebogenen Sohlen der griechiſchen Bergſchuhe in dem ſteinernen Gerinnſel feſt zu fußen. Eine ziemliche Weile hörte ich noch durch die wunderklare Luft hinter mir des Fraklis ſchwermütige, ein wenig näſelnde Singſtimme, mit der er ſeit unſerm Aufbruch aus Delphi im erbleichenden Mondenſchein bis jetzt zur flimmernden Mittagſtunde faſt unaufhörlich ſich und mir den beſchwerlichen Weg verkürzt hatte. Kaum daß er ſich unterweilen Zeit gelaſſen, ſeinem Maultier einen kräftigen Fluch zuzuſchreien, wenn es gemächlich ſtehen blieb und eine vertrocknete Königskerze, ein Büſchel längſt abgeblühter Asphodelen oder eine hochſtielige Bergdiſtel abrupfte.

Ich wußte ihn wohlverſorgt in dem duftigen Thymian, drein er ſich gebettet, mit dem leeren Rucksack unter dem Kopf, und hatte keinen Anlaß, von meinem ſteilen Kletterweg auf ihn zurückzublicken. Indeſſen ich meine poetiſche Erklimmung des Muſenberges vollendete, holte er wohl drunten in guter Ruhe den zu früh unter-

brochenen Schlaf der vergangenen Nacht behaglich prosaisch nach.

Ein lindes Lüftchen umflatterte den höchsten Berggipfel, auf dessen felsigem Thron ich mir's im Anschauen der unsagbaren Pracht ringsum ohne jede Sorge um den mir bevorstehenden langen Tagesmarsch gut sein ließ. Fast mit einem Rundblick konnte das Auge hier alles einsaugen, was in alter und neuer hellenischer Geschichte hochgeheiligten Namen trägt. Hier saß ich auf dem erhabensten Sitz zwischen Delphi und Thermopylä, und nur eine halbe Kopfwendung brauchte ich gen Norden zu machen, so schimmerte fern an der thessalisch-türkischen Grenze das Schneehaupt des Olympos zu mir herüber, türmte sich daneben die Riesenpyramide der Ossa mit ihren steilen und darum schneefreien dunklen Wänden empor. Ein Blick niederwärts zeigte mir die Stelle am Malischen Meerbusen, wo zweimal im Zeitraum von zweiundzwanzig Jahrhunderten die tapfersten Griechenherzen an den Schwefelquellen von Thermopylä gegen die eindringenden übermächtigen Barbaren verblutet waren.

Erst als die sich mählich nach Westen neigende Sonne mich zum Aufbruch mahnte, warf ich einen Blick hinunter nach der Richtung, aus der ich gekommen, nach dem Korinthischen Golf und über ihn hinweg auf die rebenbekränzten Uferberge von Achaja. Dann betrachtete ich schaudernd den garstigen Geröllweg, auf dem ich zum Gipfel gelangt war, und verfolgte ihn Stück für Stück hinab in das Paßkesseltal, in dem ich meinen getreuen Iraklis samt seinem Mulari zurückgelassen; und endlich

trieb mich die Neugier, das Fernglas anzusetzen, um mich des Wohlbefindens von Mensch und Tier von hier aus zu vergewissern.

Richtig, er lag noch deutlich erkennbar im leuchtenden Sonnenschein neben dem Felsblock, auf dem wir gefrühstückt hatten und um dessen eine scharf vorspringende Kante der Leitstrick vielfach verschlungen und verknotet war, um das eigensinnige Mulari an seinen abenteuerlichen Gelüsten nach Seitensprüngen zu hindern. Ringsum kein andres lebendes Wesen, nicht drunten an der Schulter des Berges, nicht oben in Lüften. Kein Ton aus bewohnten Stätten stieg bis zu dieser Höhe. Zuweilen, wann ich gespannt hinunterlauschte, vermeinte ich wohl aus der Tiefe von mehr als tausend Fuß ein feines Gebimmel von des Mulari Halsglöckchen zu vernehmen; doch war das nur eine Täuschung des Ohres, an dem die große Einsamkeit dieser Gipfelwelt leise klingend vorüberzog.

Aber was ich jetzt durch mein altes gutes Glas sah, war keine Täuschung. Eine weiße Gestalt kam dort unten aus schwindelnder Tiefe in derselben Richtung den Paß herauf, aus der ich vor mehr als zwei Stunden zur Höhe geritten. Zu Fuß, mit gleichförmigem, etwas schleppendem Schritt kam sie daher auf dem ziemlich ebenen Wege, der am letzten Kegel des Parnaß unten vorbeiführte. Von hier aus gesehen war es wie ein geisterhaftes Schweben. Konnte das auch einer der schlanken Pferdehirten mit seinem weißvließigen Mantel sein, wie ich deren heute zwischen der Korykischen Höhle oberhalb Delphi und dem Paß schon so viele angetroffen, Tabak und Wein

mit ihnen geteilt, Rede und Gegenrede getauscht hatte? Ganz gewiß, wer sonst sollte so allein bis zu dieser Höhe dringen? Aber hatten mir nicht gerade die Hirten unterwegs gesagt, daß sie ihre Tiere, die berühmten Schimmel des Parnaß, nur selten so weit hinauf weiden ließen, weil es in trockener Jahreszeit hier arg an Wasser gebräche?

Jetzt stand die wandelnde weiße Gestalt drunten still, und ich konnte deutlich beobachten, wie sie sich umschaute, als hätte sie den Weg verfehlt und wüßte nicht mehr aus und ein. Aber dann wieder schwebte sie entschlossen vorwärts, kam näher und näher jenem grünen Fleckchen in der Steinwüste, wo mein Mann und sein Tier ruhten, und jetzt hatte sie den Schlafenden erblickt und war stehen geblieben. Aber nun sah ich sie auch deutlicher als vorher, dicht unter mir, und wurde gewahr, wie ihr langes, loses schwarzes Haar bis zum Gürtel niederflutete, vom Winde, der über den Paß wehte, leicht hin und her getrieben. Ich unterschied das knielange Übergewand der griechischen Frauen von dem kurzen Hirtenmantel und wußte, daß ein Weib dort unten seinen einsamen, wilden Weg ging.

Als sie ein paar Schritte vor dem Schlummerplätzchen meines Führers angelangt war und ihn offenbar bemerkt hatte, blieb sie wieder stehen; dann tat sie noch einen Schritt vorwärts: vielleicht wollte sie ihn wecken. Endlich kauerte sie sich nieder, zog ein weißes Kopftuch übers Haar und verharrte regungslos im brütenden Sonnenschein.

Beim Niedergleiten über das rieselnde Gestein hatte

ich mit mir ſelber genug zu ſchaffen und konnte nicht nach dem fremden Menſchenkind in der Tiefe ausſchauen. Erſt nach einer halben Stunde anſtrengenden Springens und Rutſchens und Stapfens kam ich ſo nahe, daß ich nun auch mit bloßen Augen die beiden Menſchen und das Tier unterſchied, und dann ſtand ich endlich ſo dicht über ihnen, daß ich ſah, das fremde Geſchöpf war ein ganz junges Weib, wohl noch ein Mädchen, ein halbes Kind.

Iraklis war längſt wach, denn ich hörte ihn wieder ſingen. Vielleicht hatte er ſich inzwiſchen mit der Fremden ausgeplaudert; wenigſtens ſaßen ſie auf demſelben flachen, niedrigen Felsblock, wenn auch durch eine ſchickliche Entfernung voneinander getrennt. Das Maultier ſtand geſattelt und gezäumt für mich wieder bereit, unſer bißchen Gepäck war aufgeladen und feſtgeſchnallt, und ich hätte ohne weiteres aufſitzen und weiterreiten können. Die Fremde hatte mir kaum das Geſicht entgegengewandt, als ich auf ſie zutrat und ſie mit dem Landesgruß: „Geſundheit dir!“ begrüßte; doch erwiderte ſie den gleichen Gruß, wiewohl mit tonloſer Stimme — der Stimme einer Sterbensmüden, ſo dünkte mir. Und doch ſah dieſe kindliche Frau nicht aus wie eine Schwerkranke. Freilich ein feines blaſſes Geſichtchen, aber griechiſche Mädchen haben ſelten gerötete Wangen. Die Bläſſe ſchien wohl auch ſtärker, als ſie wirklich war, durch die überreiche Fülle des rabenſchwarzen Haares, das ihr Geſicht ſo breit umrahmte, daß von den Ohren nichts, von den Wangen nur ein ſchmaler Streifen zu ſehen war. Und als ſie ihre Augen mir langſam zukehrte, da wußte ich, warum ſie mir den Eindruck einer Todkranken gemacht hatte: nie

im Leben hatten mich so große hoffnungslose Augen mit einem so todessehnsüchtigen, abwesenden Blick angeschaut. Ein unaussprechliches Leid, ein tragisches Grauen lauerten darin und sahen mich so untröstlich-traurig an, daß ich ganz vergaß, ja kaum ein Weib vor mir zu haben, nur ein erwachsenes Kind.

Und doch, seltsam: wie ich sie so mit einem Blick überflog, indessen sie wieder gleichgültig an mir vorüber ins Leere starrte, konnte mir ein gewisser Widerspruch unjugendlicher, entstellender Fülle in ihrer Gestalt nicht entgehen, so zartgliedrig und kindlich sie im übrigen erschien. Ein reifes Weib mußte sie sein; jedenfalls ein Weib und kein Mädchen, denn sie war unverkennbar gesegneten Leibes.

* * *

Während ich den Sattelgurt und die hänfenen Steigbügel vorsichtig prüfte für den mir als recht gefährlich geschilderten Niederritt zu den Thermopylen, stand jene immer noch regungslos an den Felsblock gelehnt mit schlaff niederhängenden Armen. Fraklis war ein unermüdlicher Sänger, aber das Reden war nicht seine Sache, und das ungefragte Reden nun gar nicht: so ließ er mich denn ruhig gewähren und wirbelte seine dicke Zigarette aus einem Mundwinkel in den andern. Nur als ihm meine Vorsicht ein wenig übertrieben vorkam, sagte er ein kurzes, beruhigendes: „Gut ist's!" und dann fragte er: „Gehen wir?" — „Gehen wir!" erwiderte ich, schwang mich in den Sattel, und dann zu Fraklis: „Und diese Frau?"

„Die geht mit uns hinunter."

Es mußte also wohl so seine Ordnung haben, und da ich nichts dagegen einwenden konnte, daß sie bei uns blieb, so fragte ich nicht weiter, rief dem Tier das ermunternde „Embrós" (vorwärts) zu und begann den Abstieg.

Zu spät kam mir jetzt, wo ich sie vor mir, dem Berittenen, zu Fuß den Felsenweg niedersteigen sah, der reuvolle Gedanke: hättest sie aufs Tier einladen sollen; doch sie schritt rüstig vorauf, und der Gedanke schwand, wie er gekommen.

Ich war lange genug in diesem Teil Griechenlands hin und wider gewandert, um auf der Stelle die Fremdartigkeit auch in der Kleidung dieser Frau zu bemerken. Daß sie nicht aus Phokis stammte, war mir klar: der schilfgrüne Mäandersaum ihres langen Übergewandes unterschied sie deutlich von der Frauentracht Mittelgriechenlands. Jetzt ging sie mit mutigen Schritten in kurzer Entfernung vor mir her, und ich konnte sie unauffällig nach Belieben betrachten. Wie sie in ihrem Zustand es nur aushielt, so rüstig auszuschreiten! Und in welcher Haltung! Nicht rechts, nicht links wandte sie das Gesicht; immer geradaus, als sähe sie irgendwo in blauen Fernen ein winkendes Ziel, dem sie zustrebte. Keinen Blick warf sie auf die bunte Pracht der Schmetterlinge, die uns in erstaunlichem Gewimmel umflatterten. Die Bergcyklamen dufteten in solcher Fülle um uns, daß alle Gehänge wie märchenhafte hellviolette Teppiche leuchteten. Iraklis pflückte mir ganze Arme voll der lieblichen Blumen; aber die Fremde bückte sich nicht ein einziges Mal, um eine zu brechen und sich ins Haar zu stecken, wie sonst griechische Frauensitte ist. Sie trug nichts in

ihren Händen, nicht das kleinſte Bündel, nicht Stock noc
Stecken. Ihre rotledernen Tſaruchia (Bergſchuhe) ware
zerfetzt und glichen loſe um die Füße hängenden San
dalen. Und darin ging ſie, ohne ſich um die Steine uni
Schründe dieſer ungeheuerlichen Felſentreppe ſonderlic
zu kümmern, mit der Sicherheit einer Schlafwandlerin
vorauf, und mein kräftig ausſchreitendes Mulari überholte
ſie nicht.

Abſichtlich hielt ich mein Tier ein wenig zurück, um
ihr einen kleinen Vorſprung zu laſſen und, von ihr nicht
gehört, nun doch meinen Iraklis auszufragen. Sie war
ſicherlich kein gewöhnliches Menſchenkind, und kein gemei-
nes Menſchenſchickſal trug ſie mit ſich an Leib und Seele.
Schon eh' ich eine Ahnung deſſen hatte, was hinter ihr
lag, was vor ihr drohte, quoll in meinem Herzen tiefes
Mitleid auf mit dem armen ſtolzen Weſen, das da vor
mir den Berg hinabſchritt, umfloſſen vom Adel eines
großen Unglücks.

„Woher kam ſie?" fragte ich den Agojaten.

„Von Aráchowa."

Aráchowa liegt am öſtlichen Abhange des Parnaß und
mindeſtens acht Wegſtunden von der Paßhöhe, an der
ich mit ihr zuſammengetroffen.

„Dort iſt ſie aber nicht zu Hauſe?" fragte ich weiter.

„Nein, Herr, ſie hat dort nur die letzte Nacht geſchlafen."

So hatte ſie alſo den weiten Weg in einem Zuge
zu Fuß gemacht, faſt einen weiteren, wenn auch weniger
beſchwerlichen, als den ich in gleicher Zeit von Delphi
reitend zurückgelegt!

„Und woher ſtammt ſie?"

„Das ſagt ſie nicht.“

„Haſt du ſie gefragt?“

„Ja, aber ſie ſagt es nicht; ſie ſagt gar nichts.“

„Und wohin will ſie?“

„Das ſagt ſie auch nicht. Hinunter, meint ſie nur, ans Meer, weiter nichts.“ Und dann nach einer Pauſe: „Ich glaube, Herrchen, ſie iſt verrückt.“ Er ſah mich bei dieſen Worten forſchend an, ob ich nicht auch dächte, das ſeltſame Geſchöpf ſei verrückt; doch ich zuckte nur die Schultern und erwiderte nichts.

Jäher und jäher wurde der Abſtieg, der Stunde um Stunde durch dichten Edeltannenwald hinabführte. Kurz vor Agorjani, dem noch hoch am Parnaß klebenden Oberdorf dieſes Namens, war es, als bei einer ſcharfen Wegewendung zuerſt das purpurblaue Meer zwiſchen den Thermopylen und der Othrys im abendlichen Sonnenglanz heraufleuchtete. Ich hatte meine Karte ausgebreitet und ließ das Maultier raſten, um behaglich Umſchau zu halten über das neue Landſchaftsbild, und ſpähte nach dem nördlichen Ufer des Maliſchen Meerbuſens aus, wo der Karte zufolge das Hafenſtädtchen Stylida, mein Reiſeziel für einen der nächſten Tage, liegen mußte. Da hörte ich aus der Tiefe des Weges dicht unter mir ein leiſes Aufſchreien und dann ein Weinen wie von einem kranken Kinde. „O, mein Gott, o mein Gott!“ ſtöhnte es herzbrechend —: dem armen Weibe mußte ein Leid geſchehen ſein. In wenigen Augenblicken hatten wir ſie erreicht, ich war vom Tier geſprungen, und nun ſah ich ſie wieder. Sie hatte ſich unter einem hohen Myrtenbuſch der Länge nach niedergeworfen und blickte mit dürſtenden Augen in

die Richtung, woher der ſchmale blaue Meeresſtreif zwiſchen den hier beſonders hochſtämmigen Lorbeerbäumen aufblitzte.

„Biſt du krank, Schweſter?“

Sie hob nach griechiſcher Art zur Verneinung den Kopf in den Nacken, ſah mich aber nicht an.

„Warum weinſt du aber und jammerſt zu Gott? Biſt du krank, ſo ſag's und laß uns dir helfen.“

Statt der Antwort wies ſie mit der Rechten, einer ſchmalen, dünnen Leidenshand, hinüber auf die weiß ſchimmernden Pünktchen am Norduſer des Meeres und fragte: „Wie heißt der Ort drüben? Iſt das ſchon Wolos?“

„Nein, das iſt Stylida.“

„Und Wolos, ſieht man es nicht?“

„Nein, Schweſter, das können wir von hier noch nicht ſehen, das liegt am Fuße jenes Berges.“ Und ich zeigte auf den lang hingeſtreckten Rücken des Pelion, der faſt den ganzen nördlichen Horizont abſchloß.

Dumpf ſtöhnte ſie auf, ließ den Kopf in die Hände fallen und rührte ſich nicht mehr. Ein Zittern aber durchflog ihren Körper, und mir war's, als unterdrückte ſie mit Heldenmut ein immer wieder ausbrechendes leidenſchaftliches Schluchzen. Sie hier liegen zu laſſen, indeſſen der kühle Abendwind von den Berggipfeln niederſchnob, wäre unmenſchlich geweſen. Augenſcheinlich war ſie für heut am Ende ihrer Kräfte, und ihr Weinen war vielleicht nur die Folge übermenſchlicher körperlicher Anſtrengung. Das mindeſte, aber auch das einzige, was ich für ſie tun konnte, war, ihr für den Reſt des Tagemarſches bis nach dem Unterdorf Agorjani mein Tier anzubieten; dort

gab es Menſchen, hilfreiche Frauen, vielleicht ſogar ſo etwas wie einen Arzt, — man konnte weiter ſehen.

Ich kniete neben ihr in das Myrtengebüſch und rührte ihr ſanft die Schulter: „Du biſt ſehr müde, Schweſter?“

Sie nickte leicht.

„Aber hier kannſt du nicht bleiben, die Nacht ſinkt nieder, und es wird kalt werden. Steig auf mein Mulari und ſei guten Muts.“

Sie hob den Kopf, ſah mich voll an und wollte etwas erwidern. Ihre blaſſen Lippen zitterten, und große klare Tränen floſſen über ihre verhärmten Wangen. Dann hob ſie ſich mit dem Oberkörper vollends in die Höhe, ſtreckte mir die Rechte entgegen, und ehe ich mich deſſen erwehren konnte, hatte ſie meine Hände ergriffen und wild geküßt. „Chariſtó“ (ich danke), hauchte ſie, „du biſt gut.“

Fraklis ſtand verlegen lauſchend neben uns und beguckte bald ſie, bald mich aus verwunderten Augen. Endlich fragte er mich: „Was machen wir mit ihr, Herr?“ — Er hielt ſie noch immer für verrückt.

„Aufs Mulari helfen wir ihr, Bruder, und meinen Mantel kannſt du auch gleich losbinden, denn ſie wird ihn nötig haben, bis wir hinunterkommen.“

Und ſo taten wir. Sie ließ ſich jetzt wie ein fügſames ſchwaches Kind in den Sattel heben, nahm auch den wärmenden Mantel hin, und ſo zogen wir zu Dreien durch die ſchon dämmernde Schlucht, vorüber an manchem geſpenſtig in den Abendhimmel ragenden verbrannten Fichtenbaum, unter mächtigem Platanenlaub, durch Lorbeerhaine und Myrtenbüſche, tiefer und tiefer zum Fuße des Berges hinab.

Ich ging neben dem Maultier, um die Fremde vor den überhängenden Baumzweigen zu warnen, unter denen der Weg entlang führte, denn sie achtete mit halbgeschlossenen schweren Lidern nicht auf den Weg vor ihr, noch auf die Menschen und Dinge um sie. Nur so oft ich ihr einfach „bück dich!“ rechtzeitig zurief, folgte sie mechanisch meinem Ruf. Endlich fragte ich sie, um sie aus ihrem Brüten zu wecken: „Kennst du Leute in Agorjani?“

Wieder erhob sie verneinend das Haupt.

„Aber du mußt dort übernachten. Weiter können wir heute nicht reiten.“

Sie seufzte und machte eine Bewegung, als ob sie sprechen wollte. Aber erst nach einiger Anstrengung überwand sie wirklich ihre Scheu und flüsterte, indem sie sich seitwärts zu mir niederbeugte: „Wenn ich ein wenig geruht habe — —“

„Nun was dann, Schwester?“

„Dann möchte ich weiter.“

„In der Nacht?“

„In der Nacht! Der Mond kommt bald.“

Beinah hätt' ich jetzt laut dasselbe gesagt, was Iraklis offenbar dachte, denn er blinzelte mich verschmitzt an: sie ist doch verrückt. — In ihrer Stimme aber bebte etwas, was nicht nach Wahnsinn klang oder doch nur nach dem Wahnsinn eines unheimlichen, zielsicheren Entschlusses.

„Du findest den Weg nicht, Schwester; mein Führer hat mir gesagt, der Weg von Agorjani über die Berge drüben nach den Thermopylen ist zu schwer zu finden. Bleib bei uns, morgen ziehen wir weiter.“

„Ich will nicht nach den Thermopylen, Herr, ich will nach Wolos.“

Armes Närrchen, dacht' ich, mit deiner griechiſchen Geographie iſt es ſchwach beſtellt; wie kannſt du anders als durch die Thermopylen nach Theſſalien gelangen? Aber noch klangen mir ihre letzten Worte in den Ohren nach; ich wiederholte ſie ſtillſchweigend und fragte mich, wo ich dieſen Tonfall und manche fremdartige, weichere Wortform ſchon gehört haben mochte. Es klang ungewohnt, und doch hatte ich es in meinem Leben ſchon einmal genau ſo gehört. Wo war's nur geweſen? — Das wachſende Dunkel zwang mich, des Weges zu achten, und riß mich aus meinem Nachſinnen.

Es war mittlerweile wärmer geworden, und wir waren in eine der ſchützenden Falten am Fuße des Parnaß auf der Nordſeite gekommen, in der kein Lüftchen ging. In großen Kehren ſenkte ſich der Weg zu Tal. Schon zeigten ſich vereinzelte Ölbäume mit ihrem ſilbergrauen Laub und den wunderlich zerſpaltenen Stämmen. Auch Weinfelder mit reifen, ſchwarzen Trauben zogen ſich zu beiden Seiten des Weges die Hänge hinab, und mein Fraklis brach nach ſchöner Landesart vor den offenen Augen der auf freiem Felde beim Keltern beſchäftigten Winzer gemütlich die größten Trauben für ſich, ſeinen Fremden und deſſen Schützling. Rauchwolken kräuſelten ſich vor offenen Kochfeuern über die Felder hin. Hier und da blaffte uns ein ſpitzzahniger Hund an und mußte durch einen drohend aufgehobenen Stein zur Ruhe geſcheucht werden. Freundliche Abendgrüße ſchollen herüber und hinüber. Das Ziel des Marſchtages konnte nicht mehr fern ſein.

Ich ſagte das der Reiterin; da bemerkte ich zu meiner Überraſchung, daß ſie von einem mäßigen Laib groben ſchwarzen Bauernbrotes, das ſie in der Gürteltaſche getragen haben mußte, mit einem der buntſtieligen plumpen peloponneſiſchen Meſſer ſich ein Stückchen abſchnitt und davon aß. Ich hatte mich den Weg entlang ſo in den Gedanken hineingelebt, ein ganz außerordentliches Weſen neben mir reiten zu ſehen, daß ich mir nicht beikommen ließ, ſie möchte am Ende eines ſo langen Marſches Hunger empfinden wie ein anderer Menſch. Und als das Mulari gerade in dieſem Augenblick durch einen flinken, gurgelnden Bergbach trappelte, bat ſie mich ſogar, es anzuhalten, ſie wolle abſteigen und trinken. Ich hieß ſie ruhig im Sattel bleiben und reichte ihr von dem klaren Bachwaſſer zur Genüge in meinem Reiſebecher. Als ich ihr aber eine der pfundſchweren Trauben mit den großen ſüßen Beeren hinaufreichte, wies ſie die mit einer ſo entſchiedenen Handbewegung zurück, daß ich wohl ein geärgertes Geſicht machte, denn ſie fügte gleich darauf mit entſchuldigender Betonung hinzu: „Ich eſſe nur Brot.“

„Und du trinkſt nur Waſſer?“ fragte ich ein wenig ſpöttiſch.

„Ich trinke nur Waſſer, Herr,“ erwiderte ſie mit ernſtem Geſicht.

„Haſt du ein Gelübde getan, nur Brot und Waſſer zu genießen, Schweſter?“

„Kein Gelübde, Herr, aber ſeitdem ich unterwegs bin — —“ Sie ſtockte und ließ dann wieder den Kopf auf die Bruſt ſinken.

Iraklis war aus ſeinem Entſetzen über die verrückte

Reiſegefährtin allmählich wieder zu ſich gekommen. Die ſüßen Trauben und die Nähe des Nachtquartiers hoben ſeinen Mut, und ſo fing er denn wieder ſeinen Singſang an, zunächſt allerlei ernſte und luſtige Zweizeiler, die luſtigen nach der Art des griechiſchen Bauernvolkes in ebenſolchem Leichenbitterton wie die ernſten.

Die Reiterin verzog keine Miene, verriet durch keine Bewegung ihre Teilnahme. Wie ſie ſo vornüber gebeugt im Sattel ſaß, umrahmten die langen Strähnen ſchwarzen Haares gleich einem Trauerſchleier das bleiche Geſicht und hingen über das weißwollene Oberkleid nach allen Seiten faſt bis zum Sattel nieder.

Jetzt begann Iraklis ein neues Lied, das in ganz Griechenland wohlbekannte furchtbare „Tragudi" von der armen Konſtantina. Durch die linde Abendluft klangen die ſchluchzenden Verſe wie ein Totenklagelied und brachen ſich an den Felswänden der Bergesfalte, in der wir einherzogen. Und alſo ſang er:

„Nicht du biſt ſchuld, o Kôſtena, nicht du, unſelige Arme, —
Die hündiſche Schwiegermutter nur, die dich ins Bett getrieben.
‚Bereite, liebe Schwieger, dir, bereite dir das Lager,
Denn heut noch kehrt dein Koſtas heim zu ſüßem Liebeskoſen.'"

Beim erſten Verſe ſchon hatte ſich die Reiterin im Sattel zurecht geſetzt und dem Sänger einen ſcheuen Blick zugeworfen. Ihre Unruhe ſteigerte ſich bis zum Entſetzen, als Iraklis, ohne ihrer zu achten, mit Singen fortfuhr, indem er von Zeit zu Zeit eine Weinbeere in den Mund ſchob —:

„Und dort, im frühſten Morgengraun, zwei Stunden vor der Sonne,
Verſpürte ſie auf ihrer Bruſt den Druck der Silberknöpfe
Und wußte, Koſtas war das nicht, es war der — —"

„Siópa!“ (ſchweig), ſchrie auf einmal die Reiterin dem Führer zu, ſo laut und zornig und traurig zugleich, daß er mit offenem Munde ſtehen blieb, keinen Ton mehr vorbrachte und das Weib ängſtlich anſtarrte, als werde ſie im nächſten Augenblick nach Art böſer Geiſter ihm ein Leid antun. Dann aber ſich beſinnend ſchüttelte er ſeinen gutmütigen Lockenkopf, ſah mich ſanft lächelnd an und ſagte nur: „Hab' ich nicht recht gehabt, Herrchen?“

Jedoch die Unterbrechung hatte ihre Wirkung getan; er wagte nicht einmal, das Lied, das die Reiterin ſo furchtbar erregt hatte, bis ans Ende zu ſingen. Und ſo rückte unſere kleine Karawane bald nach der ſiebenten Abendſtunde in dem Unterdorf Agorjani ein, eben als hinter den Höhen von Euböa die Vollmondſcheibe in den ſchwarzblauen Himmel ſchwebte.

II

Bei einem Gevatter meines Fraklis, dem reichſten Bauern des armen braunen Hüttendorfes Agorjani, dem Panagiotis Purnarás, fanden wir freundliche Aufnahme nach gaſtlicher Landesſitte. Trotzdem weigerte ſich die fremde Frau, über die Schwelle zu treten, vielmehr kauerte ſie ſich auf dem hohen Treppenſöller vor der Tür zum obern Geſchoß nieder. Der Panagiotis mit ſeiner behenden, neugierigen kleinen Frau, der Marigo, hörte mit allen Zeichen des Schreckens des Fraklis Erzählung von der Art, wie jene ſich plötzlich zu ihm geſellt und wie ſie ſich unterwegs gegen uns benommen. Furchtſam ſegnete und bekreuzte die junge Mutter ihre drei auf dem Eſtrich ſpielenden Kinderchen vor dem geſpenſtigen Weſen draußen an der Schwelle. Doch wagte ſie nicht, es hinwegzuweiſen.

„In der Mittagſtunde iſt ſie zu dir gekommen?“ fragte mit ſcheuem Blick Panagiotis meinen Führer.

„Ja, es war ſo um die Mittagſtunde, — nicht wahr, Afendi?“

Ich beſtätigte, daß ich das Weib plötzlich um die Mittagſtunde hätte über den Paß kommen ſehen.

Da ſtand der Bauer auf, ſchloß behutſam die Tür, nachdem er der draußen Sitzenden überhöflich zugerufen: „Zum Guten!“, um ihren etwaigen unheimlichen

Absichten freundlich zu begegnen, und flüsterte mir ins Ohr: „Sie ist eine Neraïde."

„Du meinst?"

„Ja gewiß, Afendi; bedenke: um die Mittagstunde, wann alle Geister umgehen! Sei froh, Frakli, daß sie dir nicht einen Schlag gegeben, wie das die Neraïden mit den Schläfern um die Mittagzeit tun, sonst lägest du noch mit zerbrochenen Gliedern oben am Parnaß.

„Vielleicht ist sie doch keine Neraïde," wandte Fraklis sinnend ein. „Sie aß Brot und trank Wasser, und sie weinte, und das tut keine Neraïde; auch glänzen ihre Kleider nicht wie die von Neraïden, sie sind zerrissen und schmutzig. Sie wird nur irgend so ein Luftphantasma sein; was meinst du, Afendi?"

„Ich meine, sie ist ein armes, unglückliches Weib und überdies schwangeren Leibes; wir müssen sie hereinholen und betten, denn morgen will sie weiter nach Wolos."

Die beiden Männer und die Bauernfrau schwiegen und blickten einander verlegen an. Keines wagte, zu der Fremden hinauszutreten und sie anzureden. Es war nicht Hartherzigkeit; insonderheit leuchtete der jungen Wirtin bei meinem Hinweis auf den hilfebedürftigen Zustand des fremden Geschöpfes das Mitleid aus den schwarzen Augen, wie sie zur Tür blickte. Dennoch war ihr Grauen vor der unheimlichen „Welt da draußen" noch größer, wie der heutige Grieche alle jene unfaßbaren Wesen bezeichnet, von denen das Christentum ihm nichts sagt und an die er doch ebenso fest glaubt, wie seine heidnischen Vorfahren es getan haben. Und nun saß draußen vor ihrer eigenen Schwelle im schimmernden Mondeslicht

ſolch ein Weſen, und noch dazu eines, von dem man nicht einmal wußte, welcher Gattung es angehören mochte.

„Herrchen, Herrchen!“ rief Fraklis mir warnend zu, als ich ſelbſt zur Tür ſchritt und den breiten Eiſenriegel zurückſchob.

„Laßt mich allein mit ihr, mir tut ſie nichts,“ ſagte ich und trat hinaus auf den Söller.

Sie ſaß noch regungslos da, wie wir ſie verlaſſen hatten; aber eingeſchlafen war ſie nicht, denn beim Biegen und Knarren der dünnen Holzbretter des luftigen Söllers hob ſie den Kopf und verſuchte zu lächeln, als ſie mich wiedererkannte. Sie ſchien in mich ein wenig mehr Zutrauen zu ſetzen als in ihre eigenen Landsleute.

* * *

Es war ganz ſtill im Dorf geworden; die müden Winzer waren zur Ruhe gegangen. Nur mein Mulari ließ beim willkommenen Abendfutter aus wohlgefüllter Krippe drunten im Vorhof zuweilen ſein Halsglöckchen ertönen.

Im blendenden Mondesglanze leuchteten alle Bergſpitzen rundum, und gen Norden, wo das Meer tief ins Land hinein ſpülte, blitzte ein langer Streifen flüſſigen Silberlichtes auf. Große kalte Sterne glitzerten erbarmungslos aus weltfernen Höhen auf dieſes einſame Weib. Der ſchnelle Bergbach murmelte ſein eintönig Lied, heimelig rauſchten die vielen Röhrenbrunnen im Dorf, ſonſt lag die Welt im Schlummer.

„Du mußt zu uns ins Haus kommen, Schweſter,“ ſagte ich ihr leiſe, gab aber meiner Stimme einen gewiſſen Ton der Strenge.

„Ich kann nicht, Herr.“

„Ei was, warum ſollſt du nicht können?“

„Ich kann nicht bei den Menſchen ſein.“

„Es ſind gute Menſchen, komm!“

„Ich weiß, Herr, aber ich kann nicht.“

„Weißt du, was ſie von dir denken?“

„Nichts Ärgeres, als was ich bin.“

„Sie halten dich für ein Geſpenſt, für eine Neraïde.“

Sie mußte doch lächeln. Dann ſchwieg ſie eine Weile und blickte zu den Felſenhöhen hinauf, von denen wir heute niedergeſtiegen. Endlich ſagte ſie mit einem ſchnellen Entſchluß: „Weißt du denn, wer ich bin?“

„Wie ſoll ich das wiſſen? Ich bin ja ein Fremder.“

„Woher biſt du? Aus England?“

„Nein, aus Deutſchland.“

„Aus Deutſchland — ja, das kenne ich auch! unſer Lehrer hat uns auch von Deutſchland geſagt. Das iſt das Land, woher die Königstochter, unſere Sofia, kommen wird, nicht wahr?“

„Ja, das iſt es.“

„Dann wirſt du von mir ſchon gehört haben, ſie kennen mich überall: ich bin die Paraskewúla!“

In ihrer Stimme bebte ein Ton, der mich durchſchauerte. Es war ſo wunderlich, ſo tragiſch-lächerlich, aber ich konnte mir nicht helfen, es machte mir denſelben Eindruck wie jener Vers furchtbarer Offenbarung: „Vernimm, ich bin aus Tantalus' Geſchlecht!“ Nur hatte ſie keinerlei Gebärde nach der Art einer Theaterheldin dabei gemacht, ſondern ſie hatte ſich nur ſtill von dem Söller aufgerichtet, war dicht vor mich hingetreten und ſah mir

ins Geſicht, als wollte ſie mir daraus meine Gedanken über ſie ſaugen. Dann wiederholte ſie leiſe: „Die Paraskewúla, weißt du, die aus Siderókaſtro in der Mani —"

Aus der Mani war ſie alſo! Darum hatte ich auch gleich den fremden und mir doch bekannten Klang ihrer Sprache gemerkt; mein Ohr hatte in den drei Jahren, ſeitdem ich die Mani durchzogen, doch nicht alles vergeſſen. Aus der Mani, im fernſten Süden des Peloponnes, war ſie und wohl gar den ganzen Weg bis hieher —. Ich ſetzte meine Gedanken laut fort und fragte: „Du kommſt jetzt geraden Weges aus der Mani?"

„Geraden Weges, Herr."

„Und wohl gar zu Fuß?"

„Wie ſollt' ich anders? Ich ging weg, wie ich war, nur ein Brot und ein Meſſer nahm ich mit. Später haben ſie mir unterwegs ein Stück Brot geſchenkt, wann ich drum bat. Ich ging gleich, als ich ſeinen Brief bekam."

„Weſſen Brief denn, Paraskewúla, Ärmſte?"

„Weſſen? Das weißt du nicht? Hat es denn nicht in allen Zeitungen geſtanden?"

„Was weiß ich hier unterwegs von Zeitungen!"

„Dann kennſt du auch ihn nicht?" fragte ſie mit großen erſtaunten Augen.

„Wen denn?"

„Meinen Koſtas!"

„Nein, den kenn' ich nicht. Wie heißt er denn weiter?"

„Du kennſt den Koſtas nicht?!"

„Ich ſagte dir: nein, Schweſter; wie ſollte ich?"

„Koſtas Papadopulos kennſt du nicht?" ſagte ſie mit ungläubigem Staunen.

Scherzend antwortete ich: „Er iſt wohl dein Gatte?“ Doch übel bekam mir mein Scherz, denn faſſungslos auf-ſchluchzend ſank das unſelige ſchöne Geſchöpf zu meinen Füßen in die Kniee und wimmerte: „Nein, er iſt es nicht, — nein, er wird es niemals ſein! — O Koſtas, mein Ar-mer, — o Koſtas, mein Geliebter, — wo biſt du, mein Augenlicht, mein Seelchen, mein Held?!“

Ich war mit meiner Männerweisheit zu Ende. Wollte ſie mir von ſelbſt nichts weiter ſagen, — abfragen mochte ich nichts, denn noch tiefer als ihre Verzweiflung war ihre Scham, und Männer ſind in ſolchen Fällen nichts nütze.

„Soll ich die Frau, die Marigo, zu dir herausrufen? Sie iſt gut. Sag ihr, was du mir nicht ſagen willſt.“

„O nein, Afendiko, lieber dir, du biſt gut zu mir ge-weſen den böſen Weg hieher.“

„Wohl, ſo ſag mir, was du zu ſagen haſt, und kann ich dir helfen, ſo helf' ich.“

„Mir kann niemand helfen, Herr!“ Sie ſagte das ganz ruhig, ohne die Stimme zu erheben.

„Gott kann dir helfen, Schweſter.“

„Auch Gott nicht, Herr.“

Es durchrieſelte mich kalt bei ihren Worten: eine Grie-chin, die in ihrer Not nicht auf Gott hofft!

„Glauben ſie bei Euch in Germanía auch an unſern Gott?“

„Gewiß Schweſter, an den nämlichen.“

„Und wenn ſie zu ihm beten, ſo hilft er ihnen?“

„Ja, wenn die Menſchen es verdienen.“

„Bei uns hilft er nicht, Herr! — Nein, bei uns nicht.

Ich h a b e gebetet; o Herr, w i e habe ich gebetet! Jeden Tag und jede Nacht, seitdem das Unglück geschah. Und Kostas hat mir geschrieben, — sie holte aus den Falten ihres Oberkleides ein ganz zerknittertes Stück Papier —, wie auch er gebetet hat; aber alles hat nicht geholfen. Wollt Ihr es wissen? Euch möcht' ich es sagen." — Ihr Atem ging hastig, es trieb sie zum Sprechen, sich einer mitfühlenden Menschenseele anzuvertrauen. „Ja, ich muß es einem Menschen sagen, sonst ersticke ich. — Nein, helfen könnt Ihr mir auch nicht, nicht einmal der König kann mir helfen. Ich hab' ihm geschrieben, aber er hat sagen lassen, er will nicht helfen. Doch sagen muß ich es jemandem. Kommt hinunter, hier könnten sie uns hören — dort hinunter."

* * *

Ich nahm sie bei der Hand und stieg mit ihr die schwankende Stiege hinab in den Hof, wo die große Kufe hoch mit Trauben gefüllt für den werdenden Most dastand. Ein feiner Weingeruch durchdüftete die weiche Abendluft, und ein leises perlendes Schäumen stieg aus den gärenden Trauben zum Rand empor. Neben dem Faß bis zur Hofmauer schimmerten die auf grober Zeltleinwand zum Trocknen ausgebreiteten, schneeigen Flöckchen der Baumwollblüten. Eine lange plumpe Mulde lag umgestülpt am Boden, hart an der Treppe, und bot uns beiden einen engen Sitz nebeneinander.

„Ich wollte lieber hier erzählen," sagte Paraskewúla, „oben ist es so hell," und sie zog ihr Kopftuch über die schwarzen glänzenden Haarwellen, so daß ich, halb

abgewandt wie ſie ſaß, kaum etwas von ihrem Geſicht erblickte. —

„Ja, Herr, ſeit zwölf Tagen bin ich jetzt unterwegs," begann ſie. „Es kann aber auch ein Tag mehr ſein oder einer weniger, denn ich bin ſchwach im Kopf geworden und kann nicht mehr gut zählen. Am Tag immer die Sonne und Nachts wenig Schlaf, da verlernt man das Zählen."

Dann unterbrach ſie ſich: „Haſt du — haſt du eine Schweſter?"

Ich bejahte. Sie atmete erleichtert auf: „Dann kann ich erzählen, und du kannſt es verſtehen. — Er hat keine Schweſter gehabt."

„Du meinſt den Koſtas?"

„Den Koſtas? Nein. Freilich, der hat auch keine, aber der hat ja mich gehabt. — Ich meine den andern."

„Welchen andern?"

„Den kennſt du auch nicht? Nun ja, wie ſollteſt du? Waſſilis hat er geheißen!" — Sie ſpie bei dem Namen aus. „Der Hund! Der Werwolf! In fremder Erde wird er verfaulen! — Nein, nicht verfaulen, die Erde wird ihn nicht verzehren, ein Werwolf ſoll er werden!" Sie zitterte vor Haß und Zorn am ganzen Leibe. „Ja, das wird er! Ich hab' es ihm am Kreuzweg zugeflucht, und das wenigſtens haben ‚Die da draußen' erhört. — Ja ſo, ich wollte dir erzählen. Es iſt beſſer, daß du es jetzt weißt, als daß du es ſpäter erfährſt, und falſch dazu. Und du nimmſt mich morgen wieder mit dir?"

„Das tu' ich, und wenn du es ſo eilig haſt, ſchaff' ich ein Tier für dich und wir reiten beide."

Digitized by Google

„Das willſt du für mich tun, Herr?! O ja, tu' es. — Eilig? — O, ich wollte, ich wäre gleich dort, in dieſem Augenblick! Vielleicht iſt es ſchon zu ſpät, heut iſt noch Zeit, morgen vielleicht ſchon zu ſpät! O mein Gott! O mein Chriſtus! O allerheiligſte Jungfrau!" —

„Und wenn du mir alles erzählt haſt, ſo tuſt du nach meinem Wunſch und legſt dich bei der guten Marigo zur Ruhe, damit du morgen geſund weiter kannſt?"

„Ja, Herr, das verſprech' ich dir." Sie reichte mir ihre kalten, zitternden Hände.

„Dich friert, Paraskewúla, du ſollteſt ein wenig Wein trinken und dich ſtärken."

Ich wollte mich erheben.

„Bleib ſitzen, Herrchen, ich bin ſtark genug, ich muß nur ein wenig ruhen. Ich brauche keinen Wein, Koſtas hat auch keinen. Sie geben ihm nichts als Brot und Waſſer, warum ſollt' ich da wohl Wein trinken? Bei uns in der Mani trinken wir ſelten Wein; die Mani iſt kein Land für Wein, Herr."

„Ich weiß, Paraskewúla; aber Pallikaren gibt es dort in Menge."

„Weißt du das?" Und ihre Augen blitzten. „Ja, die gibt es genug, und Koſtas war der beſte Pallikare. — Aber woher kennſt du die Mani?"

„Närrchen, woher man ſie eben kennt: ich bin dort geweſen."

„Auch in Siderókaſtro?"

„Nein, leider nicht, aber in Pyrgos, in Kulumia, in Kitta — —"

„O, auch in Kitta!" Und ein Freudenglanz über-

huſchte ihre Züge. „Von Kitta war ja auch mein Koſtas, aber er konnte dort nicht bleiben, ſie waren alle zu arm, und ſo kam er nach Siderókaſtro und baute ſich eine Schmiede. Ja, ein Schmied war der Koſtas. Welch ein guter Schmied! Er machte Meſſer und machte Senſen und Hacken und Sägen und Spaten, und einmal hat er einen ganz neuen Pflug geſchmiedet, beſſer als die fränkiſchen Pflüge, und Reifen um die Räder und um die Eimer, und was machte er nicht! Und die Schmiede war gerad unſerem Hauſe gegenüber, dem Hauſe des Papás (Prieſters), meines Vaters, weißt du. Aber eigentlich war ich nicht ſein Kind, ſondern nur ſein Seelenkind."

„Sein Seelenkind?"

„Nun ja, du weißt, wenn jemand ein fremdes Kind zu eigen nimmt, ſo heißt es bei uns ſein Seelenkind. Ich bin ein Unglückskind geweſen vom erſten Tage meines Lebens. Mein Vater ſtarb vor meiner Geburt, in Kalymnos beim Schwammfiſchen, ertrunken; meine Mutter ſtarb zwei Tage nach meiner Geburt, und nur ich blieb leben, ich Unglückſelige! Da erbarmte ſich die Papadiá (Prieſterfrau) und nahm mich zu ſich, denn ſie hatte keine eigenen Kinder. Zu mir ſind aber keine Miren (Schickſalsgöttinnen) gekommen, um mich zu ſegnen, denn es war niemand da, um ſie zu bewirten, und ſo ſind ſie garnicht gekommen; du weißt wohl, Herr, ohne das kommen ſie nicht, oder ſie ſegnen nicht.

„Nun, alſo das mit dem Koſtas! Ich war ſchon fünfzehn Jahre alt, als er nach Siderókaſtro kam, und gleich den erſten Tag ſah ich ihn, als er den Papás beſuchte, der ein Halbvetter ſeines Vaters war. Er war ein wunder-

ſchöner Menſch, der Koſtas; aber das war kein Wunder: ſein Großvater war der Sohn einer Neraïde geweſen. Manche glauben nicht dran, manche ſagen, es gibt gar keine Neraïden; ich aber weiß es beſſer: es gibt Neraïden.

„Der Koſtas war groß wie ein alter Hellene, wie ein Gigandas, und ſtark, Herr, ſtark wie ein Löwe; ein Eiſenmenſch, ſag' ich dir. Und dabei ſo gut, ſo gut, keinem Menſchen hat er je was zuleide getan. Für jeden hatte er einen Scherz, und nun gar für die Kinder! Für die machte er tauſend Teufeleien aus Blech und Holz in ſeiner Schmiede. Gerade die Kinder mocht' er ſo gern, und darum ſag' ich, es iſt gelogen, was ſie von ihm ſagen, erfunden und gelogen, und er ſchreibt es ja auch ſelbſt, daß es gelogen iſt. Hier in ſeinem Brief ſteht es, daß er unſchuldig iſt an des kleinen Jannaki Tode. —

„Wer der Jannakis iſt? Du wirſt es ſchon erfahren, Herr, laß mich nur erzählen.

„Ich hörte alſo den Koſtas alle Tage der Woche in der Schmiede hämmern und ſah ihn am Sonntag in der Kirche, und er ſah mich auch. Und wenn es zum Tanze kam draußen auf der Tenne, ſo wußte er es immer ſo einzurichten, daß wir beide zuerſt das Taſchentuch faßten*) und ſo den Tanz anführten. Und er war der beſte Tänzer im Dorf, aber auch der beſte Ballwerfer und der klügſte Jäger, und weil er ein Fremder war, ärgerten ſich manche Burſche; die meiſten aber mochten ihn doch gern, denn Koſtas beſſerte ihnen die Flinten aus, wenn

*) Das griechiſche Landvolk kennt keinen Paaretanz, ſondern nur Reigentänze, bei denen ein Vortänzer die erſte Tänzerin an einem von beiden gehaltenen Taſchentuch führt.

ſie entzwei gingen, und die Piſtolen und die Meſſerklingen.

„Am meiſten aber haßte ihn der Waſſilis, weil er merkte, ich tanzte am liebſten mit dem Koſtas, und früher hatte manchmal der Waſſilis mit mir getanzt. Er war der Sohn des Antoniadis, des Reichen, des Dimarchen, und darum glaubte er, das Seelenkind des armen Papás müßte überglücklich ſein, daß er Augen auf mich machte. Ich aber kümmerte mich nicht ſo viel um ihn wie ein Kürbiskern, denn du mußt wiſſen, — —“ ſie ſtockte und ſpielte verlegen mit den Fingern — „Koſtas hatte mir ſchon geſagt, daß er mich heiraten wollte, ſobald er ſich ein Haus neben der Schmiede gebaut. Sonſt aber wußte niemand davon, nicht einmal die Papadiá, obwohl die ſich etwas dachte. Er hatte es mir geſagt, als ich einen Melkeimer holen ging, um den er einen neuen Reifen gelegt hatte. Und als er mir den Eimer gab und ich fragte, wieviel der Reifen koſte, da ſagte er mir, daß er gar nichts koſte, wenn ich einen andern Reifen von ihm annehmen wolle, und damit gab er mir dieſen hier, den er ſelbſt geſchmiedet; iſt er nicht ſchön, Herr?“

Sie zeigte mir einen breiten, dünnen Stahlreifen an ihrem rechten Mittelfinger mit allerlei gar nicht übel eingeritzten Figürchen, einem Herzen, einem Pfeil und einem lodernden Feuer.

„Das war nun gut, und eine ſchöne Zeit fing an. Im März war es, und gleich darauf begann Koſtas ſein Haus zu bauen, ein ganz hohes mit einer ſteinernen Treppe davor, und oben drüber ſollte ein Turm ſtehen, und ein Zimmer ſollte ſogar im Turm ſein, ganz ſo wie

die Häuſer in Kitta ſind, ſagte er, wo alle Pallikaren ſolche Turmhäuſer haben. Die Leute wußten nicht recht, warum er zu bauen anfinge, denn für ihn allein war in der Schmiede Platz genug. Der Waſſilis aber dachte ſich, wie es war, und als ich mit Koſtas am erſten Oſtertag wieder auf der Tenne getanzt hatte, lachte Waſſilis höhniſch und ſagte abſeits, ſo daß nur ich es hören konnte: ‚Bettler und Bettlerin taugen zuſammen.‘ Als er jedoch ſah, daß ich böſe wurde und vom Tanzplatz gehen wollte, kam er mir nach und gab mir gute Worte und bat und beſchwor mich, ihn zum Manne zu nehmen, denn er könne ohne mich nicht leben. Und wenn ich es nicht täte, ſo gäb' es ein Unglück. Was ſollte ich ihm antworten? Ich ſagte, er ſolle nie wieder ſo etwas reden, ſonſt werde ich's dem Koſtas ſagen. O, hätt' ich nur das nicht getan! Aber im Mai ſollte ja ſchon die Hochzeit ſein oder im Juni, und warum ſollte der Waſſilis es da nicht auch wiſſen? Damals wußten es auch ſchon der Papás und die Papadiá und waren es zufrieden. Wenn man einen Menſchen lieb hat und er hat einen wieder lieb, kann es da nicht die ganze Welt wiſſen?

„Der Waſſilis aber lachte höhniſch auf, ſpie aus und ſagte dann: Der Koſtas kriegt dich nicht, der Bettler! Ich werde dich kriegen! — Da wurd' ich aber zornig und ſtieß ihn mit der Fauſt vor die Bruſt und rief: Kein andrer ſoll mir je die Fingerſpitzen berühren als Koſtas allein! — O, Herr, was für ein Geſicht machte Waſſilis da! Wie ein Werwolf, ſag' ich dir. Ganz weiße Augen, und die Zähne ſpitzten ſich nur ſo hinter den offenen Lippen. Aber feig war er wie ein Hund, wie ein

verfluchter Türke, denn nun bat er mich, ich ſollte dem Koſtas nichts verraten, er wollte auch nie wieder die Augen zu mir erheben, nur dem Koſtas ſollt' ich es verſchweigen; verriete ich ihn, ſo ginge es dem Koſtas ſchlecht, und wenn er ihn von hinten erſchießen müßte! Wie ich den feigen Schuft ſah und hörte, ekelte er mich ſo, daß ich ihm alles verſprach, nur um ihn loszuwerden. Ich ſagte aber auch dem Koſtas nichts davon. Zehnmal nahm ich es mir vor, und zehnmal unterließ ich es. Was willſt du, Herr: der Waſſilis war eben der Sohn des Dimarchen, und wenn Koſtas ſich mit jenem etwas zu ſchaffen machte, ſo konnte ihm der Vater das Leben in Siderókaſtro böſe und bitter machen, und das Haus war ſchon halb fertig, — alſo ich ſchwieg. Der Waſſilis aber tat ſo, als ob er mich nicht mehr kennte und ſeine Gedanken von mir abgewandt hätte, ſo daß ich wieder ganz froh wurde. Und dann auf einmal kam das Unglück über mich und den Koſtas! —"

Sie ſaß mit weit aufgeriſſenen Augen da und ſtarrte in die Mondesſcheibe. Ich wagte ihr nichts zu ſagen.

„In der Nacht vor dem heiligen Irenentage hatte ich von Mäuſen geträumt, und die Papadiá ſagte gleich, das bedeute ein Unglück. Koſtas jedoch, dem ich es erzählte, lachte mich aus: in Kitta glaube man an ſo was nicht, da bedeute das Träumen von Mäuſen, daß man viele Kinder bekommen werde. Und er lachte und neckte mich ſo, daß ich mich ſchämte, denn bis zu unſrer Hochzeit waren noch zwei Wochen; ſie ſollte am erſten Junitag, am Freitag, einem Glückstag, ſein, — und ich gab ihm einen Klaps auf die Hand. — O, Herr, und das war das Letzte, was ich Koſtas angetan: geſchlagen hab' ich

ihn! Und seitdem haben meine Augen ihn nicht wieder gesehen! —

„Kostakis rief mir noch nach: ‚Viele, viele!‘ und lachte.— Er war immer ein lustiger Bursche gewesen, und das war das Letzte von seiner Stimme, was ich vor dem Unglück gehört, denn gleich darauf stieg ich zum ‚Eisenberg‘ hinan, wo der Papás sein kümmerliches Gerstenäckerchen hatte, um dort die reifen Halme zu schneiden. Sie sagen aber nur so: ‚Eisenberg‘, denn es wächst dort kein Eisen, nur weil sie mal vor langen Zeiten, vor dreißig und vierzig Jahren, alte eiserne Schwerter und Lanzen dort in der Erde aufgefunden, nennen sie ihn den Eisenberg.

„Gut, wie ich so auf dem Felde bin und schneide und schneide und noch an meinen Traum denke und an Kostakis' lustige Worte und so vor mich hin lache, hör' ich hinter mir etwas übers Feld schleichen. Ich dreh' mich um, doch seh ich nichts, und weiter hinaus war der Blick durch die blühenden Rosenlorbeern verdeckt. Denk' ich, es wird ein Hase gewesen sein oder ein Bergfuchs, und schneide weiter. Da schleicht es wieder, dann springt es mich an, und eh' ich mich umdrehen kann, hat mich einer von hinten um den Leib gepackt und mich zur Erde niedergeworfen und mich geküßt, daß ich nicht schreien konnte, und mir vor Schmach und Ekel beinah die Sinne vergingen. Der Wassilis war es, der mich einsam hatte hinaufgehen sehen, und in dessen Hände war ich nun gegeben. Sein Gesicht war wie ein Hahnenkamm so rot, und seine Augen blitzten wie Schlangenaugen. Ich wehrte mich, so gut ich konnte, und schlug ihn mit der Faust ins Gesicht, daß ihm das Blut aus der Nase floß. Aber da kam die Wut

über ihn, noch ſtärker als zuvor, und er brüllte mich an: ‚Haben will ich dich oder ich töte dich!‘ und dabei wollte er mich packen und mich bezwingen — —“

Sie ſchwieg vor Scham und Abſcheu. Oben ging die Haustür mit leiſem Knarren: die Bäuerin hatte ſich ein Herz gefaßt, wie ſie unten hatte ſprechen hören, und durch ein Spältchen hinausgeblickt. Ich rief ihr zu: „Wir kommen bald, mir geſchieht nichts.“

Paraskewúla fuhr fort: „Er bezwang mich nicht, denn damals war ich noch ſtark, und ich hielt ſeine Hände und biß hinein, daß er vor Schmerz und Wut aufheulte. Endlich gelang es ihm, mich von ſich zu ſchlenkern, und dann griff er meine Hände mit ſeinen Fäuſten und ſchleppte mich hinter ſich drein übers Feld den Eiſenberg hinan, immer höher, bis mir die Sinne ſchwanden. Er trug ſein Gewehr über dem Rücken, dasſelbe, das Koſtas ihm erſt vor wenigen Tagen wieder in Ordnung gebracht, dem Hunde! Ich hab' um Hilfe geſchrieen und die Allheilige angerufen; aber das Feld iſt über eine Stunde vom Dorf hoch am Berge gelegen, — wie ſollte mich da jemand hören? Und als er merkte, daß ich von Sinnen ſei und mich nicht mehr wehrte, ſchleppte er mich bis nahe zur Spitze des Eiſenberges und dann über den Kamm nach der andern Seite hinüber, wo es wieder zum Meer hinabging. Dort wußte er Beſcheid, denn er hatte dort oft gejagt, und endlich ſchleppte er mich in eine tiefe, niedrige Höhle, wie deren am Eiſenberg und in der Mani überall ſo viele ſind. Es war aber ſo finſter darin wie in einem Sack. Er warf mich zur Erde und drückte mich mit aufgeſtemmtem Knie nieder, daß ich vermeinte, mir bliebe

der Atem weg und ich müßte gleich ſterben. Dann band er mir mit ſeinem Flintenriemen die Füße zuſammen, daß ich nicht weglaufen konnte, ganz wie einem Lamm, das man zu Oſtern ſchlachten will. — Du weißt, Herr, es kommt bei uns in der Mani vor, daß ein Burſch ein Mädchen raubt und in die Berge ſchleppt; aber nur, wenn ihre Eltern nicht zugeben wollen, daß er ſie heirate. Nachher geben ſie es bald zu, und dem Burſchen geſchieht nichts. Warum auch? Wenn die beiden unter ſich einig ſind, warum ſoll er ſie nicht wegſchleppen, wenn er ſie mit guten Worten von den Eltern nicht kriegen kann? Aber nie hat einer in der Mani getan, was jener Teufel an mir getan, nie und zu keiner Zeit. —

„Was in Siderókaſtro inzwiſchen und nachher geſchehen, das hab' ich erſt ſpäter erfahren, erſt als ich vor das Gericht nach Sparta gerufen wurde, um Zeugnis abzulegen über den Waſſilis und den Koſtas. — Als dieſer am Abend hörte, ich ſei vom Eiſenberg nicht zurückgekommen, ſuchte er mich zwei Nächte und zwei Tage lang. Er kannte aber die Höhlen am Eiſenberg noch nicht ſo gut wie die anderen. Einmal war er mir ſo nahe, daß ich ſeinen Ruf hören konnte; aber der Waſſilis hielt mir den Mund mit ſeinem Gürtel zu, daß ich nicht antworten konnte und meinte, ich müßte erſticken.

„Dann ging Koſtas zum Dimarchen, um ſich mit dem zu beſprechen, was zu geſchehen habe, und daß er ihm helfen ſolle, mich aufzuſuchen. Damals dachte Koſtas noch nicht an den Waſſilis, aber im Hauſe des Dimarchen merkte er bald, wie die Sache ſtand. Der Waſſilis hatte von ſeiner hündiſchen Abſicht zu dem zweiten

Bruder, dem Nikolaos, der allein zu Hauſe war, kein Hehl gemacht, und dieſer freche Hund — ſie waren alle eine hündiſche Familie, Herr — ſagte dem Koſtaki ins Geſicht: ‚Die Paraskewúla wird wohl ihre Hochzeit mit dem Waſſilis in den Bergen halten; die hat es fein angeſtellt; hätteſt dich beeilen ſollen.‘ Als Koſtas dieſe Worte vernahm, hat er den Niko bei den Schultern gepackt und gegen die Wand geworfen, daß ſie beinahe geborſten iſt, und hat ihm zugeſchrien: ‚Sterben mußt du, und ihr alle müßt ſterben, wenn es ſo iſt. Willſt du mir ſagen, wohin dein Hund von einem Bruder die Paraskewúla geſchleppt hat?‘ Der Niko hat entweder nichts von dem Verſteck gewußt, oder er hat nichts ſagen wollen, und wie er ſchwieg, hat Koſtas ihn um die Kehle gepackt und gewürgt, bis er blau im Geſicht wurde und dann ſchwarz und dann tot umfiel. Darauf hat Koſtas ſeine Flinte genommen und iſt wieder zu dem Eiſenberg hinaufgezogen. Ich hab' ihn wieder rufen hören und auch dem Waſſilis hat er zugerufen: ‚Komm her, du Hund, du Gottverfluchter, daß ich dich erwürge wie deinen Bruder!‘ Und er hat ſeine Doppelflinte dreimal abgefeuert, um mir ein Zeichen zu geben; aber wieder hat mir der Waſſilis den Mund zugehalten, daß ich nicht rufen noch mich rühren konnte.

„In der Nacht aber nach dieſem Tage, als ich vor Kummer und Elend feſt eingeſchlafen war, da — da hat er mich bezwungen und hat mich in dieſes Unglück gebracht, worin du mich jetzt ſiehſt.“ — Sie hatte ſich von mir noch weiter abgewandt, als ſie mir dieſes Gräßlichſte erzählte, und nur mit Mühe vernahm ich die Worte, die ſie ſprach.

„Und jetzt, Herr, weißt du, warum ich ging und ging und mich nicht ſorgte um das Gewürm, das ich in meinem Schoß trage; — warum ich mich verfluche und was in mir iſt, und nicht wünſche, die Stunde zu erleben, wann ich das Kind jenes Teufels ans Licht gebären muß." —

„Ärmſte!"

„Noch nicht, Herr, noch nicht! Höre nur, was alsdann geſchah."

„Mit Koſtas?"

„Ja, mit Koſtas! O, der Pallikare, der Löwenherzige! Das erſte, was geſchah, als er verzweifelt vom Eiſenberg ins Dorf zurückkam, war, daß er dem Dimarchen begegnete. Der lauerte ſchon auf ihn mit ſeinen beiden Söhnen Lukas und Dimitri und noch drei Anverwandten, um ihn zu fangen und ihn vors Gericht nach Sparta zu ſchleppen. Als ob Koſtas ſich nur ſo fangen und ſchleppen ließe! Noch eh' der Dimarch ihn geſehen, hatte Koſtas ſchon ſeine Flinte angelegt und ihn mitten durch die Bruſt geſchoſſen. Dann ſchlug er den Dimitri, den dritten Bruder, mit dem Flintenkolben nieder, daß ihm das Hirn herausdrang, und fort war er. Von den Kugeln, die ihm die anderen nachſchoſſen, traf ihn keine, Gott ließ das nicht zu.

„Dann hat er Tag für Tag auf der Lauer geſtanden; aber die Hunde wagten ſich nicht mehr vor die Tür. Jedoch was tut Koſtas, Herr? Neben dem Hauſe des Dimarchen hat ein hoher, hoher Walnußbaum geſtanden mit langen, dicken Äſten, die ſich bis über das Dach hinbreiteten. In der Nacht, wie es ganz dunkel iſt, ſchleicht Koſtas ſich unter den Baum, die Hofhunde fahren auf ihn los und bellen, bis das Haus innen lebendig wird,

ſo viele überhaupt noch von den Teufelsſöhnen lebendig waren: noch zwei und außerdem der kleinſte, Jannakis; aber der war erſt ſieben Jahr alt und hatte noch kein Böſes getan. Koſtas läßt die Hunde bellen und klettert auf den Wallnußbaum und von dort aufs Dach, und wie der Lukas und der andre Sohn, der Spiro, mit den Gewehren vor die Tür treten, ſehen ſie niemand. Die Hunde aber bellten wie toll zu dem Baum hinauf. Da fingen ſie an, in das Geäſte hineinzuſchießen, denn ſehen konnten ſie nichts, weil es rabenfinſter war. Und ſie riefen den kleinen Jannakis und ſagten ihm, er ſolle ihnen mit Fichtenſpänen leuchten, daß ſie den Koſtas vom Baum herunterſchöſſen. Indeſſen aber iſt Koſtas aufs Dach geſtiegen, hat die Schindeln abgeriſſen, iſt in den Bodenraum geſprungen, und dann hat er ſich in den untern Flur geſchlichen, und wie der Jannakis mit den brennenden Fichtenſpänen draußen leuchtet, hat er den Lukas und den Spiro aus ihrem eigenen Hauſe heraus durch den Rücken geſchoſſen. Er hat auch den Jannakis geſehen, wie der ſich hinter die ſteinerne Treppe verkroch; dem Knaben aber wollte er nichts zuleide tun, nachdem er die Männer alle erſchoſſen. Seht, Herr, darum ſag' ich, er iſt unſchuldig an dem Tode des kleinen Jannakis, denn wenn er auch den hätte töten wollen, hätt' er ihn nicht gleich getötet?"

„Aber Jannakis iſt doch getötet worden?" wandte ich ein.

„Nein, nicht getötet worden, — hier lies, was Koſtas mir geſchrieben hat und was er den Richtern in Wolos geſagt hat, aber ſie haben es ihm nicht

glauben wollen, und doch hat Koſtas in allem die Wahrheit geſagt."

Sie zog aus ihrem Oberkleid denſelben zerknitterten Brief, den ich ſchon einmal geſehen, zeigte mir die Stelle, und ich las, mich ins Mondlicht vorbeugend, die von ihren Tränen und von den mannigfachen Falten im Papier halb vernichteten Sätze in ſehr unorthographiſchem, aber kernigem Mainotengriechiſch: „Was ſie davon erzählen, daß ich den Jannakis, den Kleinen, auch getötet habe, das glaube du nicht, meine Paraskewúla, denn es iſt gelogen. Ich hab' es den Geſchworenen und den Richtern erzählt und wieder erzählt, wie es war, aber ſie haben es mir nicht geglaubt. Gott weiß es beſſer. Wär' er größer geweſen und älter, ſo hätt' ich es getan, aber ich habe nur die Männer getötet, nicht einen Knaben, deſſen Herz noch nichts Böſes wußte. Und wenn ich jetzt zu dir lüge, Paraskewúla, ſo ſoll die Erde mich nicht verzehren! — Mit des Jannaki Tod aber iſt es ſo zugegangen. Ich ſchlich nach jener Nacht, da ich die beiden letzten Hunde erſchoſſen, immer Abends im Zwielicht ums Dorf, um zu erſpähen, ob ſie dich gefunden oder ob der Waſſilis zurückgekehrt ſei. Einmal hab' ich auch deinen Vater, den Papás, draußen bei den Oliven angetroffen und ihn befragt; das kann er dir nur beſtätigen. Und wie ich eines Abends, es war ein paar Tage nach dem Begräbnis der beiden, ſo heranſchleiche und mich hinter der Kirche verberge, denn hinein getraute ich mich nicht, da ſeh' ich den Jannaki auf der oberſten Kirchentreppenſtufe ſtehen, und er ſpringt im Spiel die Stufen herunter und wieder hinauf, wie es Kinder ja in der Art haben. Ich bleibe eine

Weile verborgen hinter dem Feigenbaum an der Kirche, und wie ich denke, der Jannaki ſieht mich nicht, will ich mich davon machen. Da erblickt er mich plötzlich, wie er eben herabſpringen will, erſchrickt und ſchreit auf und fliegt die Stufen hinunter und überſchlägt ſich dabei und fällt mit dem Kopf vornüber gerade auf die Kante der unterſten Stufe und bleibt auch gleich tot liegen: und in dem Augenblick ſeh' ich eine große ſchwarze Schwalbe über das Kirchdach fliegen, dann war ſie verſchwunden. Du ſiehſt alſo, daß es der Charos ſelber war, der den Jannaki getötet hat, und nicht ich; denn der Charos kommt manchmal über die Menſchen wie ein Adler, manchmal aber auch wie eine Schwalbe, und ich denke, bei den kleinen Kindern wird er wohl als Schwalbe kommen. Du weißt ja auch, was der Charos zu ſeiner Mutter ſagt, und was ſie bei uns ſingen:

Find' ich wo drei, ſo nehm' ich zwei, und find' ich zwei, — den einen,
Und find' ich einen ganz allein, ſo nehm' ich dieſen einen.

Und ſo iſt es mit Jannaki gegangen und nicht anders, und darauf will ich ſterben, wenn es dem Könige ſo gefällt." — —

„Ich glaube, was Koſtas ſchreibt," und ich ſagte ihr damit keine Unwahrheit.

„Sei geſegnet, du und deine Mutter und Schweſter! Die Richter und die Herren in Athen und der König haben es nicht geglaubt.

„Zwei Tage noch und zwei Nächte hielt mich das Untier gefangen in der Höhle, aber er hat nicht mehr gewagt, mich anzurühren. Ich hatte ihm, als ich in jener Nacht erwachte und die Knöpfe ſeiner Jacke auf meiner Bruſt fühlte, einen Ohrlappen abgebiſſen. Er hatte mir die

Füße binden können und auch die Hände, aber meinen Zähnen konnte er nicht Gewalt antun. Am dritten Tage ging er weg und ließ mich gebunden halbtot liegen. Ich hatte ſeit zwei Tagen nichts getrunken und nichts gegeſſen; ich wollte mich verhungern laſſen, nachdem mir ſolche Schande angetan. Als ich aber Stimmen vernahm, Hirten, die über den Berg kamen und unwiſſentlich am Eingang der Höhle vorübergingen, da erwachte in mir die Luſt zu leben und mein Dorf wiederzuſehen und meinen Koſtas, und ich ſchrie, bis ſie mich ſuchten und fanden. Und dann erfuhr ich alles in Siderókaſtro, nur von Koſtas und Waſſilis wußte niemand zu ſagen, wo ſie geblieben waren. Hätt' ich nicht immer noch gehofft, Koſtas werde zurückkommen, obgleich ſie einen Preis auf ſeinen Kopf geſetzt hatten, fünfhundert Drachmen, — nicht einen Tag länger hätte ich gelebt. So aber wartete ich, ob ich nicht etwas von Koſtas hören möchte. Der aber war verſchwunden, als hätten ihn die Tártara der Erde verſchluckt, und auch von dem Hund, dem Waſſilis, hörten wir nichts. Es kamen aber Richter und Oberrichter und alle ſolche Leute nach Siderókaſtro, und ich mußte ſelber bis nach Sparta hinabgehen und dort Zeugnis ablegen. Nur das, was mit mir in der Höhle am Eiſenberg geſchehen war, ſagte ich ihnen nicht. Und als zwei Monate vergangen waren, da kam eines Tages der Steuereinnehmer von Gythion ins Dorf, und der erzählte, was vor einer Woche geſchehen war und was ſie nach Athen und in die andern Städte geſchrieben hatten mit dem Telegraphen: der Waſſilis war entflohen vor der Rache des Koſtas, als er erfahren, was mit ſeinem Vater und ſeinen ſämtlichen

Brüdern geſchehen war. Und er war immer weiter nach Norden geflohen, nach Korinth und noch weiter, und endlich war er nach Theſſalien gekommen, wo früher die Türken wohnten, und da glaubte er in Sicherheit zu ſein. Jedoch der Koſtas war ihm auf der Spur; er hatte erfahren, aus den Zeitungen, — denn er kann leſen, mein Koſtas —, was ich vor den Richtern erzählt und daß ich dem Waſſilis das Ohrläppchen abgebiſſen, und viele Leute hatten unterwegs ſolch einen Verwundeten geſehen, und ſo ging Koſtas immer dem Gerede der Leute nach. Und endlich in Wolos am Hafendamm, wo ſie die Eiſenbahn entlang gezogen haben, da ſah Koſtas den Waſſilis, wie er, um ſich Brot zu verdienen, an den eiſernen Wagen ſchob; er ſprang auf ihn los und ſtieß ihm ſein Meſſer in den Nacken, daß es vorn am Hals herauskam, und der Hund fiel nieder unter die eiſernen Wagen, und die rollenden Räder fuhren über ihn weg und ſchnitten ihm den Kopf ab. — Das erzählte der Steuereinnehmer in Siderókaſtro beim Papás. Ich ſtand dabei und tat einen lauten Freudenſchrei, — und in dem Augenblick fühlte ich zum erſtenmal, wie das Kind jenes toten Hundes ſich in meinem Schoß regte!"

* * *

Die beſorgte Bäuerin erſchien mit einem brennenden Kienſpan oben auf dem Söller und leuchtete nach uns.

„Gleich, Schweſter!" rief ich ihr zu, aber mir war die Kehle wie zugeſchnürt, daß ſie mich kaum verſtand. Sie blieb oben ſtehen und leuchtete ſorgend weiter.

Ich erhob mich und nahm Paraskewúla bei der Hand, ſo daß auch ſie aufſtand.

„Du fragſt mich nicht, was mit Koſtas geſchah, Herr?“ ſagte ſie mit hinſterbender Stimme.

„Was ſoll ich noch fragen, Schweſter, Ärmſte?“

„Ich muß dir's aber ſagen, damit du wiſſeſt, warum ich gehe und gehe. Sie haben Koſtas gerichtet und haben ihn zum Tode verurteilt, und das Schiff mit dem Halsbeil darauf und mit dem Henker und den Soldaten holt ihn ab von Wolos, wo er im Gefängnis ſitzt, und es wird ihn nach Gythion führen, und dort ſchneiden ſie ihm den Kopf ab, bloß weil er den Jannaki getötet habe, und doch iſt er ganz unſchuldig daran. Das mit dem Vater und den andern Hunden wollten ihm die Oberrichter und der König verzeihen, und ſie hätten ihm das Leben gelaſſen und ihm nur die Freiheit genommen; nun aber nehmen ſie einem Unſchuldigen das Leben! Vor zwei Wochen aber oder ſo bekam ich einen Brief von ihm, dieſen hier, darin bittet er mich, ich möchte nach Wolos kommen, er wolle mich noch einmal im Leben ſehen. Und wie ich den Brief bekommen habe, bin ich aufgeſtanden und bin fortgegangen, immer nach Norden, und habe nach Wolos gefragt, und nun, wenn ich hinkomme, wer weiß — —“

„Morgen reiten wir, ſo ſchnell uns die Tiere tragen können, und nun komm und ruh dich, damit du morgen bei Kräften ſeieſt.“

Ich faßte ihre Hand; ſie ließ ſich führen ohne Widerſtand, und ſo ſtiegen wir zu der doch ein wenig furchtſam zurückweichenden Bäuerin die Treppe hinauf und fanden ein jedes unſere Lagerſtätte bereitet, ſo gut die bunten Teppiche und Decken über harten Brettern ſie darboten.

III

Vor Tau und Tage ſaßen wir auf, diesmal auf zwei Maultieren, denn es war meinem findigen Iraklis noch zu ſpäter Abendſtunde gelungen, in dem Bergdörfchen beim Schenkwirt ein Reittier für Paraskewúla aufzutreiben. Ich hatte ihm und meinen bäuerlichen Gaſtfreunden nur mitgeteilt, daß ſie nach Wolos eile, um einen ſterbenden Anverwandten zum letztenmal zu ſehen, und daß ſie im übrigen keine Neraïde, ſondern ein ganz gewöhnliches, nur ſehr unglückliches Menſchenkind ſei. Als ich ſie beim erblaſſenden Schein des Mondes am Brunnen, dran ſie ſich gewaſchen, unten im Hofe begrüßte, ſagte ſie mir, zum erſtenmal, ſeit ſie auf dieſer Wanderſchaft ſei, habe ſie geſchlafen wie früher als Kind, bevor das Unglück über ſie hereingebrochen: „Ich habe mein Herz erleichtert, indem ich dir alles erzählt habe, darum habe ich geſchlafen."

Ich zwang ſie, ein winziges Täßchen der ſchwarzen, duftenden Brühe zu trinken, die man in Griechenland, mit mehr Recht als ſonſtwo, Kaffee nennt; mein Hinweis auf die Unmöglichkeit, ſonſt bei guten Kräften ſchnell vorwärts zu kommen, genügte, um ſie zu allem gefügig zu machen. Nur Wein rührte ſie unterwegs nicht an, und ich drang nicht in ſie. Als wir zum Meer hinunterſtiegen, an den Abhängen des Kalidromos entlang durch die Thermopylen ritten, und ſie die blauen Wellen nahe

zur Rechten ſchimmern ſah, wurde ſie hoffnungsvoller: „Wolos liegt am Meere,“ ſagte ſie. Sie hatte es ſich wie etwas Selbſtverſtändliches gefallen laſſen, daß ich ihr das Maultier ſtellte, und ſie dankte mir nur noch durch ein liebliches Neigen des Kopfes, als ich ihr ſagte, in Stylida ſollte das Reiten aufhören, dort würde ich ſie auf ein Schiff bringen und die Überfahrt nach Wolos für ſie bezahlen. Sie nahm jetzt von mir einen jeden Gefallen mit jener feinen, ſtillen Anmut hin, die dem freudigen Geber das läſtige Entgegennehmen lauten Dankes reich erſetzt.

Müde kamen wir zu noch ſpäterer Stunde als Tags zuvor nach fünfzehnſtündigem Ritt, nur unterbrochen durch eine kurze Mittagsraſt in den Thermopylen, in Lamía, der Hauptſtadt der Doppelprovinz Phokis-Phthiotis, an. Ich brachte Paraskewúla in dem ganz ordentlichen kleinen Gaſthof des Neſtes unter und ließ ihr ein herrſchaftliches Zimmer geben zum Staunen des Wirtes, der große Augen machte, als er die zerriſſenen Schuhe und die abgenutzten Kleider des fremden Weibes ſah. Doch hütete ich mich, ihm zu ſagen, wer ſie ſei, ſprach nur von einer armen unterwegs getroffenen Frau aus dem Peloponnes, die zu ihrem Manne nach Wolos wolle und die ich unter meinen Schutz genommen, weil ſie in ihrem Zuſtand unmöglich länger zu Fuße wandern könne.

Ich hatte ſehr wohl daran getan, denn wie ich mich Abends mit einigen Offizieren im Speiſezimmer des Gaſthauſes unterhielt, vernahm ich eine Nachricht, die Paraskewúla, wenn ſie davon erführe, ſogleich aufgeſcheucht und noch bei Nacht und Nebel hinausgetrieben

hätte. Es war das Stadtgespräch des schläfrigen Nestes, wie es zur Stunde wohl das Stadtgespräch in jedem griechischen Orte war, wo es eine Telegraphenanstalt gab: Kostas, der fünffache Mörder, war aus dem Gefängnis in Wolos ausgebrochen, war eine Woche verschollen gewesen und gestern mittag in Stylida wieder ergriffen worden, also etwa zur selben Stunde, als ich Paraskewúla auf dem Abhang am Parnaß zum erstenmal erblickt hatte. Jetzt war er wieder doppelt gefesselt auf dem Regierungsdampfer, der auf telegraphischen Befehl sofort von Wolos eingetroffen war, und morgen mittag sollte die traurige Fahrt auf dem Henkerschiff südwärts gehen, der Küste der Mani zu und dann nach Gythion. Das griechische Gesetz schreibt nämlich vor, daß jeder Mörder an oder nahe der Stätte, wo er seine Bluttat verübte, sie auch büßen muß, und so gibt es denn nach Zwischenräumen einiger Jahre in Griechenland das entsetzliche Schauspiel des wandernden Fallbeils, das samt dem Henker und den Verurteilten auf einem Kriegschiff von Hafen zu Hafen gefahren wird.

Ich war mit einer allgemeinen Empfehlung des leitenden Ministers an alle ihm unterstellten Behörden ausgerüstet und zum erstenmal auf dieser Reise machte ich davon Gebrauch. Noch am späten Abend telegraphierte ich an den Kapitän des Dampfers, der den lieblichen Namen „Die Nachtigall" führte, ich würde am Vormittag des nächsten Tages mit der Paraskewúla, die ich zufällig unterwegs angetroffen, in Stylida anlangen und bäte ihn, mir und meinem Schützling den Besuch des Schiffes und seines Hauptinsassen zu gestatten. Ich berief mich

auf die Empfehlung des Miniſters, die ich mitbrächte, und bat um ſofortige Antwort. Kaum eine Stunde drauf kam auf meine dringende Anfrage die höfliche Gewährung und die Bitte, vor zwölf Uhr Mittags in Stylida zu ſein.

Und ſo geſchah's. Paraskewúla hatte bis in den hellen Morgen hinein geſchlafen; ihre Blicke leuchteten, als ſie ein gut beſpanntes Wäglein vor dem Gaſthaus ſtehen ſah zur eiligeren Fahrt nach Stylida, denn dorthin gab es ſchon eine gute Fahrſtraße. Leider war das Amtsgeheimnis von dem Telegraphenbeamten nicht gewahrt worden, denn als wir in den Wagen ſtiegen, hörte Paraskewúla aus der neugierig umſtehenden Menge mitleidige Rufe: „Das iſt die Paraskewúla, die Ärmſte! Gott erbarme ſich ihrer!" — Aber bald waren wir den Hügel, auf dem Lamía liegt, hinunter und rollten, von einer dichten weißen Staubwolke gefolgt, auf das ſchon von hier ſichtbare Stylida los. Und jetzt erzählte ich ihr vorſichtig und ſchonend, was ich wußte, — wie der Zufall es glücklich gefügt, daß ſie ſchon in wenig mehr als einer Stunde ihren Koſtas ſehen werde. Ich hatte mich auf einen ſtürmiſchen Ausbruch ſchmerzvoller Freude gefaßt gemacht, auf Tränen und Geſchrei und Heiligenbeſchwörungen. Sie wurde aber ganz ſtill, ſchloß vor dem deutlich herüberſchimmernden Stylida die Augen, und alle Zeichen tödlichen Grauens ſtanden auf ihrem ſtummen Geſicht.

„Du freuſt dich gar nicht, deinen Koſtas wiederzuſehen, Paraskewúla?"

„Ich weiß nicht, Herr, ich weiß nicht," und ſie ſchlang in ratloſer Aufregung die Finger ineinander.

„Zwei Wochen biſt du gewandert über die Berge und

durch die Schluchten, und jetzt weißt du nicht, ob du dich freuen sollst?"

„O Herr, ich kann mich nicht freuen, — ich fürchte mich so."

„Vor dem Schicksal, das den Kostas erwartet?"

„Nein," flüsterte sie, „nicht mehr davor, das hab' ich ja längst gewußt."

„Was hast du sonst zu fürchten?"

„Den Kostas!" sagte sie nur, ohne das Haupt von der Brust zu erheben.

„Wie kannst du ihn fürchten? Was kann er dir vorwerfen? Bist du nicht unschuldiger und unglücklicher als er?"

„Er weiß noch nicht das Ärgste, Herr! Ich hab' es keinem gesagt als dir, und wenn er mich nun sieht — —"

„Du mußt ihm alles sagen, Paraskewúla, wie du es mir gesagt hast."

„Werden sie mich denn mit ihm sprechen lassen?"

„Sie werden, laß mich dafür sorgen!"

„Ach, ich weiß nicht, ob ich es ihm sagen kann, wie dir, Herr."

„Wenn es so ist, wie du mir erzählt hast, so wird er dir glauben; du mußt ihm, der zum Tode geht, die volle Wahrheit sagen."

„Ich werde ihm erzählen, was du gehört hast, denn das ist die volle Wahrheit."

* * *

Der Anker der „Nachtigall" war schon aufgenommen, als wir am Uferdamm in Stylida anlangten. Gleich

nachdem wir das Verdeck des Henkerschiffes betreten hatten, erscholl das Kommando: „Volle Fahrt vorwärts!“ und der kleine Schraubendampfer durchschnitt die aufrauschenden Wellen. Meiner harrte noch eine kleine Überraschung, deren Ursache meinem Schützling zu gute kam. Der Kapitän der „Nachtigall“ war Herr Kondojannis, mein lieber Gastfreund von einer früheren Hellasreise, unter dessen Kommando ich auf einem mir seinerzeit zur Verfügung gestellten Regierungsdampfer manche Lustfahrt in griechischen Gewässern gemacht hatte. So kostete es mir nur einige bittende Worte, um ihn zu bewegen, dem Kostas und der Paraskewúla auf dieser letzten traurigen Fahrt jede Erleichterung zu gönnen, die er mit seinem Amte vereinigen konnte. Paraskewúla hatte ihren Verlobten noch nicht zu Gesicht bekommen; zitternd stand sie neben mir auf dem Hinterdeck und wärmte gedankenlos ihre klammen Hände an der großen in der Sonne funkelnden Revolverkanone, die des kleinen Kriegsfahrzeuges einzige Waffenrüstung bildete. Sie wagte nicht, auf dem Schiff umherzublicken, sondern starrte wie von einer geheimen Gewalt hingezogen auf einen Haufen seltsamer Geräte, die von einer schwarzgeteerten Segeltuchhülle nur halb verborgen neben dem Steuerrad lagen: zwei lange Holzbalken mit einer vertieften Rinne auf je einer Seite, dann mehre kleinere Hölzer, Querbalken, ein paar hänfene Seile, ganz neue, und in der Mittagsonne des strahlenden Oktobertages blitzend ein seltsam geformtes Eisen, dreieckig, dick und plump an der einen Seite, scharf wie ein Messer an der andern, scharf wie ein Beil, — und da wußte auch ich, was ich sah, zum erstenmal im Leben:

das Fallbeil der irdiſchen Gerechtigkeit. Ich ergriff Paraskewúla an der Hand und wollte ſie abkehren, damit ſie das Schauderhafte nicht ſähe; ſie hatte es aber ſchon erraten wie ich und hatte laut aufgeſchrieen. Ein einziger gellender Schrei: „Mein Gott, erbarme dich!“ — und dann nichts mehr. Leichenblaß lehnte ſie gegen das gelbe Kanonenrohr, ihre Zähne ſchlugen im Froſt aufeinander, ihre bläulichen Lippen bebten, aber ſie blieb ſtumm.

Da kam ein Offizier der Bewachungsmannſchaft vom Vorderdeck auf den Kapitän zu und meldete ihm: der Gefangene wiſſe, wer an Bord ſei, und habe den Schrei gehört; er laſſe den Herrn Kapitän bitten, die Paraskewúla zu ihm zu bringen. Er verſpreche, ganz ruhig zu ſein, man brauche ihm die Feſſeln gar nicht abzunehmen; er ſei ſchon zufrieden, wenn er ſie nur ſehen und ſprechen könne.

Paraskewúla hatte die leiſe Meldung gehört, und nun hafteten ihre Augen an den Lippen des Kapitäns.

„Willſt du zu ihm?“ fragte dieſer.

Sie nickte nur.

„Und du verſprichſt mir, ganz ruhig mit ihm zu ſein?“

Sie nickte wieder.

„So komm, ich führe dich ſelbſt zu ihm; aber du rührſt ihn nicht an, hörſt du!“

„Wie du befiehlſt, Herr Kapitän.“

Sie ging mit wankenden kleinen Schritten zwiſchen mir und dem Kapitän dem Vorderdeck zu. Das laute Schnauben und Stampfen der nie zuvor geſehenen Maſchine mittſchiffs erſchreckte ſie ſo, daß ſie ſich bekreuzte. Und nun ſahen ſich die beiden jammervollen Geſchöpfe

Auge in Auge. Sie blieb ein paar Schritte von ihm stehen und holte tief Atem, aber ihre Lippen öffneten sich nicht.

Kostas saß mit hochaufgerecktem Oberkörper, die mächtige Brust halb entblößt, auf einem zusammengerollten Tauknäuel ganz vorn am Bugspriet. Mit allen Kräften strebte er jetzt empor, daß ihm die Adern am Hals und an den Schläfen dick aufschwollen. Eine schwere Kette fesselte ihm beide Füße über den Knöchelgelenken; auch um seine Hände wanden sich die Ringe eines starken Strickes. Man hatte ihm die Kleider gelassen, in denen er aus Siderókastro entwichen war; sie hingen in Lumpen an seinem riesenhaften Leibe. Die seit Monaten nicht gekürzten Haare baumelten ihm in wirren Locken bis zum Halse nieder und gaben ihm auf den ersten Blick etwas abschreckend Wildes. Als er jedoch Paraskewúla auf sich zukommen sah, löste sich die Spannung seines ganzen Wesens mehr und mehr, sein Ausdruck änderte sich wie unter einer Zauberhand, bis aus dem Rahmen des dunklen Lockengestrüpps ein weiches, zärtliches Jünglingsgesicht blickte. Das war er, wie ihn seine Braut geschildert, der löwenherzige Junge von einundzwanzig Jahren, der keinem Kinde ein Leid tun konnte und nun dem Henkerbeil verfallen war, weil er einer ganzen Familie bis auf den letzten Sprossen den Tod bereitet hatte.

Er hob die gebundenen Arme zu Paraskewúla empor; aber sie zögerte noch, sich ihm ganz zu nähern.

„Fürchte dich nicht vor mir, mein Augenlicht!“ sagte er mit einer merkwürdig sanften Stimme.

„Ich fürchte mich nicht, Kostaki.“

„Setz dich zu mir, wenn es der Herr Kapitän erlaubt.“

Der Kapitän nickte, aber Paraskewúla blieb regungslos stehen und faltete ihre Hände über ihrem Leibe.

„Bist du den weiten Weg hiehergekommen und willst nun nicht neben mir sitzen?“

„O mein Kostaki!“ schrie sie auf; dann stürzte sie auf ihn zu, umschlang seinen Hals und küßte sein verfemtes Haupt. —

Der Kapitän und ich traten zurück, so weit, daß sie miteinander sprechen konnten, ohne von uns gehört zu werden. Und nun begannen sie zu reden, anfangs wirr und hastig, mit flüsternder Stimme. Dann erzählte Paraskewúla, leise, immer leiser, so daß Kostas sich zu ihrem Munde niederbeugen mußte. Zuweilen drang es wie brüllendes Stöhnen aus seiner breiten Brust; dann wieder sagte er ihr tröstende, liebkosende Worte, wie die Mutter ein weinendes Kind beschwichtigt. Nach einer Weile entstand eine große Stille zwischen den beiden, während der des Gefangenen Augen des Mädchens Gestalt langsam und scheu überflogen. Mit stockender Stimme fragte er sie nach etwas, das nur sie vernahm; doch sie schwieg und rückte ein wenig von ihm ab. Er fragte wieder, und sie schwieg wieder. Da wußte er das Furchtbarste, — und nun begann dieser starke Mensch, der Eiserne, zu weinen, daß es den wetterharten Kapitän und mich zwang, uns abzuwenden und einander nicht in die Augen zu sehen.

„Ich wollte, sie hätten ein andres Schiff zu diesem gräßlichen Geschäft abgeschickt,“ sagte Kapitän Kondojannis nach einer Weile. „Aber was kann man den beiden armen Geschöpfen tun?“

„Laſſen Sie dem Koſtas wenigſtens die Hände entfeſſeln, Kapitän, — was?"

„Ja, das kann man wohl tun; ich habe nur den ſtrengen Befehl, eine nochmalige Flucht zu verhindern, und dazu reicht die Kette um die Füße aus."

Dem Koſtas wurde der Strick von den Handgelenken gelöſt, und er rief dem Kapitän zu: „Ich danke — Gott vergelt' es dir!" Dann reichte er Paraskewúla die Hände und ſo ſaßen ſie beide wohl eine Viertelſtunde ſtill da, ſchauten einander aus überſtrömenden Augen an, und man hörte nichts als den klingenden Wind im Tauwerk, das Ächzen der Maſchine und das Aufſchäumen der Bugwelle.

Dann begann Koſtas zu erzählen, leidenſchaftlich, halblaut, ſo daß wir vereinzelte Worte hörten, wilde Zornesworte, erbarmungsloſe. Und nun wieder ein Schweigen; die beiden hatten einander nichts mehr zu ſagen.

Wir fuhren eben an dem ſchmalen Meeresarm vorüber, der ſich auf die nördlichen Sporaden zu auftut, und Herr Kondojannis zeigte mir in der dämmernden Ferne den ſteilen Felſenklotz der Inſel Skiathos. Ich hatte, halb abgewandt, gerade bemerkt, wie Paraskewúla dem Koſtas etwas ins Ohr flüſterte, ſo leiſe, daß kein Laut zu uns drang, worauf er mit erſchrecktem Staunen den Kopf geſchüttelt und die Hände abwehrend gegen ſie ausgeſtreckt hatte. Der Kapitän ſprach auf mich ein von den Inſeln Skiathos und Skopelos, wohin ſie vor fünf Tagen gefahren waren, um dort eine Hinrichtung vollſtrecken zu laſſen, von dem öſterreichiſchen Kriegſchiff in jenen Gewäſſern während der letzten Blockade und von der Politik des Herrn Trikupis, — und ſo achtete er nicht auf das, was jetzt

zwiſchen den beiden Menſchen vorn am Bug geſchah. Ich aber ſah es und ſeh' es noch heute. Paraskewúla dringt mit flehenden Worten in den noch widerſtrebenden Koſtas; dann gibt dieſer nach. Nun reicht ſie ihm verſtohlen, haſtig, aus ihrem Gürtel etwas, das ich nicht gleich erkenne. Koſtas macht ſich mit beiden Händen dran zu ſchaffen und ſucht es vor meinen aufmerkſamer werdenden Blicken zu verbergen. Ich höre noch, wie ſie ihm zuruft: „Küſſe mich, mein Koſtaki!“ und ſehe, wie er ihren Kopf mit beiden Händen ergreift und ſie auf Stirn und Mund küßt. Dann macht er langſam, feierlich das Zeichen des Kreuzes über ſie und ſich, ſie breitet die Arme weit vom Leibe, ſeine Rechte holt zum Stoße aus, über ihr weißes Oberkleid ſchießt ein Blutſtrom und leuchtet purpurn in der Sonne, — dann ein Stoß auf ſeine eigene Bruſt und noch ein Stoß, und nun ſinkt er zurück wie ſie und rührt ſich nicht mehr. —

„Paraskewúla!“ ruf' ich und ſpringe auf das Mädchen zu. Da liegt ihr Haupt ſchwer in meinen Händen; ſie will die Augen noch einmal öffnen und kann es nicht, will die Lippen öffnen, um mir ein Wort zu ſagen. „Chariſtó!“ hatte ſie ſagen wollen, aber ſie hauchte nur: „Charis—“ Ich ließ ſie langſam auf die harten Dielen des Verdeckes nieder und hielt ihre Hände, bis ich fühlte, wie im warmen Sonnenſchein die Grabeskälte ſie durchdrang.

Die Feuerprobe

Beim Weggehen, ſchon an der Tür, ihre Hand noch in der ſeinen, hatte er es ihr zugeflüſtert, ſo daß die beiden zurückbleibenden Beſucherinnen nichts hören konnten —: „Morgen abend im Theater, ſüße Freundin, ſagen Sie mir Ihr letztes Wort, — morgen!“

Seit geſtern hörte ſie es noch immer, — hörte jedes Wort mit dem ihm eigenen einſchmeichelnden Tonfall. Sie fühlte ſeine verlangenden, unheimlich glänzenden Augen noch jetzt auf ſich gerichtet, unter denen ſie ſtets ſo widerſtandslos geweſen. Dem Äußerſten, was ſie von ihr erflehten, hatte ſie widerſtanden, bis jetzt. Ich will nicht, nein ich will nicht! ſchrie es in ihr, — ich will ihn nicht wiederſehen! — Gleich jetzt wollte ſie ſich an den Schreibtiſch ſetzen und es ihm ſagen, ganz deutlich, ein für allemal.

Für die Poſtbeſtellung für heute war es zu ſpät. Der neblige Dezembertag war überfrüh, ſchon um die dritte Nachmittagſtunde, ſo düſter geworden, daß im Muſikzimmer der Frau Lori Peterſen die kleine helle Olivenöllampe brannte. Ihr gelber Schein beleuchtete ein ſchmales, blaſſes Geſicht mit tiefliegenden, rehbraunen Augen, in denen es wie von einer furchtſamen Träne ſchimmerte. Ein Kindergeſicht noch, mit ſeiner wolkenloſen Stirn. Ein dickwelliger Schleier aufgelöſter ſchwarzer Haare umfloß die faſt überzarte Geſtalt bis zu den Hüften und wehte

wie eine ſchwere Trauerfahne hinab, wenn die junge Frau, wie jetzt wieder, mit angſtgehetzten Schritten über den dicken Teppich durch das kleine, lautloſe Zimmer haſtete und immer wieder vor dem tiefen Fenſter ſtehen blieb, um einen ſcheuen, kurzen Blick über die Ringſtraße hinüberzuwerfen. Immer nach derſelben Stelle, dort nach dem Theater, unweit der Ecke, am Schottenring in Wien.

„Um dieſe Stunde iſt er im Café de France, wie gewöhnlich. — O, er ſieht mich wohl gar von dort, hier am hellen Fenſter, in meinem weißen Kleid.“ Und ſie trat ins Zimmer zurück.

„Bis zum Theater bleibt er dort, lieſt die Zeitungen, ſeine Kritik von geſtern. Da ſchick' ich einfach mit der Reſi den Brief hinüber. Ja, ſo geht's!“ —

Reſi trat auf ein Glockenzeichen ein. „Schau, Reſi, mußt dich rüſten, einen Brief hinüber — —“

Sie ſtockte. Nein, das ging durchaus nicht. Das Mädchen ſollte nicht wiſſen, daß ſie mit dem Doktor Artur Windler im Briefwechſel ſtand. Schon zu viel, daß ſie wußte, er ſei nun ſeit zwei Monaten faſt Tag für Tag zu ihrer jungen Herrin gekommen. Freilich meiſt in der allgemeinen Empfangſtunde; aber oft war er der letzte Gaſt geweſen und war, natürlich bei offenen Türen ringsum, wohl noch eine Stunde dageblieben, nachdem alle andern Beſucher ſich entfernt hatten.

Reſi ſtand noch des Befehles gewärtig an der Tür. „Gehen Sie nur, Reſi, ich habe mich anders beſonnen.“

Sie werde ſelbſt auf den Ring hinabgehen und den Brief durch einen Dienſtmann überbringen laſſen. War

der Doktor nicht im Kaffehaus, so konnte der Zahlkellner sicher angeben, wo er zu finden war. Den Mann kannte ja ganz Wien, den großen Kritiker und Beherrscher des Feuilletons der „Nachmittagspost".

So war denn nach dem von ihr lange für harmloses Getändel gehaltenen Verkehr mit diesem fremden Manne die Entscheidung vor ihre Seele getreten. Ehe die Nacht angebrochen, würde sie aus diesem Wirrsal erlöst sein. Gedämpft klang von der breiten Straße drunten zum dritten Stockwerk das Trambahngeläute herauf. Trübe flimmerten die Laternenlichter durch den dichten Nebel, wie verglimmende Fünkchen in ausgeflammtem Papier. Von dort schräg gegenüber schaute es sie an mit den großen Glutaugen: das Theater mit den drei hohen Armlaternen davor, wo ihr Verhängnis heut abend ihrer wartete: — ihr „letztes Wort!"

Die Eintrittskarten zu Offenbachs nachgelassener Operette „Hoffmanns Erzählungen" lagen seit gestern auf dem Kaminsims. Der Ingenieur Peter Petersen hatte zwei der vielbegehrten Logenvorderplätze von dem ihm befreundeten Theaterdirektor ungebeten erhalten und sie in heller Freude seiner Frau gegeben: „Siehst wohl, Loreken, — klagst immer, daß ich so selten mit dir ins Theater gehe und nie zu einer von den großen Premieren, immer nur zu dem alten klassischen Kram, wie du sagst. Nun sollst du mal deine Freude haben, recht so?" —

Sie hatte wie ein beschenktes Kind in die Hände geklatscht vor Vergnügen; endlich einmal! Und sie hatte ihn freundlich wie in der entscheidenden Liebesstunde vor einem Jahr angesehen und hellauf gelacht, als Peter,

der liebenswürdige Pedant, ſchalkhaft drohend hinzugefügt: „Eigentlich weiß ich nicht, ob ich dich in ſolches Stück mitnehmen darf, mein lütje Dirn —.“ Dabei hatte er ſie ſanft auf den Scheitel geküßt.

* * *

„Ins Theater gehen muß ich,“ ſagte ſie zu ſich, als Reſi verſchwunden war. „Was würde Peter ſagen, wollte ich jetzt zu Hauſe bleiben? Und was hülfe mir's, wenn ich bliebe? Morgen käme Artur und die Zerrerei finge von neuem an. Ich will's ihm ſchreiben, was ich ihm zu ſagen habe. — Was er ſich nur ausdenkt? Als ob ich ihm das alles im Theater ſagen könnte! — Aber natürlich, er erwartet ein Ja, das iſt ſchnell hingeſprochen, und Peter hörte nichts davon. Ein Nein braucht mehr Zeit, — als ob er ſich damit zufrieden gäbe! — O, es iſt entſetzlich! Daß ich es ſo weit kommen ließ! — Ich hab' nichts dafür gekonnt, — es iſt Peters Schuld. Ganz gewiß. Was läßt er mich Tag um Tag mit mir allein? Dann konnte ich juſt ſo gut beim Papa in Wolfſtetten bleiben. Da war's viel luſtiger. Aber ſchreiben muß ich's, daß ich nicht will! — Zu ihm kommen! Er iſt toll! Niemals! niemals! — Und wenn ich ihn liebte?! Ich weiß nicht, ob ich ihn liebe; aber wenn ich ihn liebte, dann erſt recht nicht! Ich will eine ehrliche Frau bleiben!“

Noch einen Blick durchs Fenſter, dann ſaß ſie vor ihrem Schreibtiſchchen und hielt die Feder entſchloſſen in der nicht mehr zitternden Hand. „Geliebter Freund!“ hatte ſie ſchnell hingeſchrieben, wie in alter Gewohnheit. Dann hatte ſie innegehalten, war aufgeſprungen und

hatte das Briefblatt in ganz kleine Fetzen zerriſſen, daß kaum zwei Buchſtaben unverſehrt beieinander blieben.

So ging es nicht, denn ſie wollte ihm ein ernſtes Nein ſagen. Gott, wenn Peter eine Ahnung hätte von dieſem Briefwechſel, von dem, was zwiſchen ihr und dem „geliebten Freunde“ ſeit Monaten ſchwelte! Dort in dem verſchloſſenen Fach lagen alle ſeine Briefe, ſeine Photographie, ſeine Gedichte, — recht mäßig dieſe Gedichte, ſo viel Kritik hatte ſie doch auch. Dort unter dem Sims des Schreibtiſches, und obendrauf ſtand der luſtige porzellanene Rokokoamor, in hohen, gelben Stulpenſtiefeln, im Jägerflaus und mit einer verbundenen Hand, die einen vergoldeten Zackenblitz als Pfeil auf ſie abdrückte. — Nein, an dieſem Schreibtiſch konnte ſie nicht an ihn ſchreiben, an — den andern. Und jetzt war ſie eben ſo feſt zum Gegenteil entſchloſſen, wie vorhin zu dem Brief. „Ich will doch ſehen, ob ihm mein Nein nicht alles ſagen wird!“

Sie ſtand aufrecht am Schreibtiſch, beide Hände loſe auf das Seitenſims geſtützt, und blickte ſinnend, lächelnd den Amor an. „Schieß' nur zu, du Schalk; ſchieß' noch einmal, wie damals, — Amor, Peter, ich halte fein ſtill.“

Dies war ihr erſtes Geburtstagsgeſchenk nach ihrer Hochzeit geweſen, und ſie mußte noch jetzt lächeln, wenn ſie an den Morgen dachte, wo ſie den ſüßen Schelm zuerſt geſehen. Peter Peterſen war doch nicht immer der nüchterne Geſchäftsmann, der „Banauſe“, wie Artur ſich herausgenommen ihn zu nennen. Solch ein reizendes Geſchenk! — Dieſe Stulpenſtiefeln, und nun gar das Tüchlein um die blutende Hand, und — aber dazu mußte man ſcharf zuſehen — auf einem Zipfel des Tüchleins

ein L und ein W mit einer fünfzinkigen Krone darüber. Es hatte gewiß nicht geringe Mühe gekoſtet, ehe das zierliche Püppchen fertig geworden. Peter hatte es für ſie in der Königlichen Porzellanmanufaktur in Berlin beſtellt, nach ſeiner eigenen Zeichnung.

Sie ſchloß die Augen, und nun ſtand alles deutlich vor ihrer rückſchauenden Seele. Solche Stulpenſtiefeln und ſolchen Jägerrock hatte Peter Peterſen getragen an jenem ätherklaren, blaugoldigen Septembermorgen, als er mit ihr und ihrer jüngeren Schweſter Franzi von Papas Wohnſchloß zum Jagdſchloß im „Erlengrund“ gefahren war. Mit Tagesanbruch war der Papa dorthin vorausgeritten —: „Wenn Sie um neun mit den Mädeln nachkommen, liebſter Peterſen, finden Sie alles klar zum Gefecht, und ich habe auch mit dem Förſter noch einigen langweiligen Geſchäftskram vorher zu beſprechen. Heute ſollen Sie nach der langen Arbeit auch mal nichts als Vergnügen haben.“

Seit dem Frühlingsanfang war der Ingenieur Peterſen auf Schloß Wolfſtetten ein täglicher Gaſt geweſen. Er hatte mit dem Papa beim Nachmittagskaffe Tarock geſpielt, mit Lori und Franzi im Park und auf den Waldwieſen botaniſiert und trotzdem fleißig an ſeinen Maſchinen gebaut. „Eine Perle von einem Mann, dieſer Peterſen!“ hatte Papa ſchon wenige Tage nach des Ingenieurs Ankunft geſagt, und er wußte, warum. Die erſte Fabrik in Öſterreich für Zuckergewinnung aus Melaſſe; o ja, Papa wußte, warum er mit Peter Peterſen ſo zufrieden war! Franzi hatte ihre ältere Schweſter mit dem „Zuckermaſchinenmann“ geneckt; aber keine von beiden glaubte,

daß der ernſte, faſt ſo viele Jahre wie beide Mädchen zuſammen zählende reife Mann ſich aus Lori das mindeſte mache. Er ſprach ja nie ein Wort mehr, als durchaus nötig war. Nur in den letzten Tagen, kurz vor dem Scheiden, hatte er in ſeiner unbehilflichen Art zuweilen mit Lori ein Geſpräch anzuknüpfen verſucht, das herzlich ſein ſollte, ihr aber nur kindlich und — langweilig erſchien. Außerordentlich tüchtig, gewiß, wie Papa ſagte; aber auch außerordentlich langweilig: darin waren Lori und Franzi am Ende ihrer vielen Geſpräche über Peter Peterſen ſtets zur gleichen Meinung gelangt.

Alſo die Fabrik war, faſt genau auf den feſtgeſetzten Termin, nur noch eine Woche früher, fertig geworden, die Maſchinen waren in vollem Betrieb, und morgen mit dem Frühzug reiſte Peter Peterſen nach Wien und von dort nach Kiew, um eine ähnliche Fabrik einzurichten. Darum hatte Papa das Jagdfeſt veranſtaltet.

Lori hatte auf dem hohen kleinen Break dem Ingenieur gegenüber geſeſſen und dabei war ihr zuerſt der Gedanke gekommen, er könnte ſie am Ende doch lieben. Und ſie ihn? Das hatte ſie damals nicht gewußt. Er hatte ſo ſchöne treue Augen, die forſchend auf ihr ruhten und ihr vieles zu ſagen ſchienen; aber warum ſpräche er nicht lieber ſelbſt mit ſeinen gutmütigen Lippen unter dem dicken, blonden Schnurrbart, mit den herrlichen, faſt von ihr beneideten Zähnen? — Ja ſo, da war Franzi, und vorn auf dem Bock ſaß Muki, der böhmiſche Kutſcher, aber der verſtand ja kaum Deutſch, und Franzi gehörte doch zu allem, was zwiſchen Lori und Peter zu verhandeln war. Aber ſie fühlte, heute wollte er ſprechen, etwas ganz

anderes als alle die Tage, und da müßte ſie ihm Mut machen. Es iſt nicht das Richtige, aber wenn ſo Männer ſtumm ſind —?

„Schad' iſt's doch, Herr von Peterſen, daß Sie uns jetzt verlaſſen wollen. Mir iſt's, als fing' es erſt heute an, ſchön zwiſchen uns zu werden — zwiſchen uns dreien, — nicht du, Franzi?"

Franzi legte den Arm um Loris Hals und nickte eifrig.

„Ich habe meine Arbeit getan," erwiderte Peter Peterſen, und ſeine ſonſt ſo volle Stimme zitterte ein wenig, wie Lori meinte.

„Da könnten Sie doch noch ein bißchen bleiben, zum Ausruhen, — und Papa mag Sie ſo gern," flüſterte Lori.

„Mich ruft neue Arbeit von hier ab," ſagte Peterſen.

„Und Sie freuen ſich natürlich — auf dieſe neue Arbeit!"

„Nein, Fräulein Lori," — zum erſtenmal nannte er ſie anders als ‚gnädiges Fräulein' — „ich freue mich gar nicht," und ſeine Wangen überflog ein tiefes Erröten. Er hatte die paar Worte mit weicher, ihr ans Herz dringender Stimme geſprochen, er, der ſonſt, wohl von dem ſteten Verkehr mit Arbeitermaſſen, etwas wie eine Kommandoſtimme beſaß. Und es hatte Lori warm und wohlig überrieſelt, als ſie ihren Vornamen von ihm hörte.

„Aber Sie kommen bald wieder einmal zum Papa, zu uns, nicht wahr? Sie gehören ja ganz zu uns."

„Gehöre ich wirklich — —" hatte Peter Peterſen mit einem Jubelton in der Stimme begonnen und dabei nach Loris beiden Händen gegriffen. Aber ehe er noch den Satz hatte vollenden können, war er vom Sitz emporgeſchnellt und beinah Lori in die Arme geſchleudert worden.

Der junge feurige Fuchs vor dem Wagen hatte, wie schon mehrmal, vor einem frischgeweißten, grell beschienenen Chausseesteine scheuend einen wilden Sprung zur Seite getan; der tölpelhafte Kutscher war laut fluchend vom Bock aufgesprungen und hatte das zitternde Tier zurückgerissen, daß es ins Gebiß knirschend hochauf stieg und sich nach hinten zu überschlagen drohte. Im nämlichen Augenblick war oben am Abhang, unter dem der Hohlweg sich hinzog, ein Schuß gefallen, und nun gab's kein Halten mehr. Das rasende Pferd jagte donnernden Hufschlags den holprigen Hohlweg hinab, daß das leichte Gefährt in großen Sprüngen hin und her flog. Dem Kutscher waren nach den ersten Galoppsätzen die Zügel durch die Hände geglitten, und irr griff er in die Luft. Laut kreischte er auf das Pferd ein und hetzte es nur in noch tollere Angst. Lori war mit weitgeöffneten Augen, keiner Bewegung fähig, in die Rückenlehne gesunken; Franzi dagegen stand aufgerichtet da, hielt sich an der Seitenstange und rüstete sich zum Sprung vom Wagen hinab. Da packte sie Peter Petersen fast rauh an den Armen, drückte sie zornig auf den Sitz nieder und rief ihr in fliegender Erregung mit Donnerstimme zu, in sein heimisches holsteinisches Platt zurückfallend: „Dunnerslag, blieben's sitten! Se wüllt sich wohl dod fallen!" Da erst hatte Lori gemerkt, es ginge ums Leben. Der feige Muki war in seiner Todesangst vom Bock in den feuchten Graben am Wege gesprungen und dort laut jammernd liegen geblieben. Und dann, ehe Lori noch ahnte, was er vorhabe, war Peter Petersen auf den Bock geklettert, — dann ein Sprung mit ausgebreiteten Armen vornüber,

und nun saß er rittlings dem wild hinrasenden Tier auf dem Rücken. Mit beiden Händen hielt er eisernen Griffes den Nackenriemen des Pferdes gepackt. Dann hatte er sich über dessen Hals vornüber gebeugt und mit der rechten Faust hoch ausholend ihm einen Schlag auf den Schädel zwischen die Ohren versetzt, daß es gekracht hatte wie von einem Keulenschlag. Das Tier war taumelnd in die Vorderknie zusammengebrochen. Der Wagen war nicht umgestürzt, kaum merklich beschädigt.

Im Nu war Peter Petersen an den Schlag hinunter und hatte seine Arme nach den beiden Mädchen erhoben. Das Blut rieselte ihm von der zerschlagenen Hand unaufhaltsam den Arm entlang. Keines Wortes mächtig stand Lori im Wagen mit ausgebreiteten Armen. Vollen, strahlenden Blicks sah sie in seine Augen, — weiter wußte sie nichts mehr von jenem Augenblick; nur das noch wußte sie, daß sie, sich aus dem Wagen stürzend, an seine Brust gesunken war, daß sie beide Arme fest um seinen Nacken geschlungen und ihm stürmisch, fast schreiend und schluchzend, zugerufen hatte: „Lieber, lieber Peter, ich liebe dich so —!“ und dabei hatte sie ihn vor Franzis Augen auf der sonnbeschienenen Straße zweimal, dreimal mit langem Kuß auf den Mund geküßt. Dann war sie an ihm hinabgeglitten, hatte seine rechte Hand ergriffen und auch die geküßt, hatte sein rinnendes Blut warm an ihren Lippen gefühlt und vor liebender Angst nicht gewußt, was anzufangen, um das Blut zu stillen, bis Franzi, der süße kluge Backfisch, aus dem Wagen gesprungen, ihm die im Graben durchfeuchteten Taschentücher um die Hand geschlungen und dann die beiden mit komischer Ruhe

gefragt hatte: „Dies nennt man wohl eine Verlobung?“ Und Peter Petersen hatte gelacht, daß alle seine Zähne glänzten, hatte auch die sich lachend zur Wehr setzende Franzi geküßt und dann gelassen gesagt: „Ja, wenn Lori will, so wird dies nun wohl eine Verlobung gewesen sein.“

* * *

Sie hatte ihn geliebt mit allen guten Kräften ihrer Seele, — in jener Entscheidungsstunde und lange nachher. Und sie hatte gewußt, warum sie ihn liebte. Wahre Liebe soll das nicht wissen, hatte sie irgendwo gelesen; aber ihre Liebe war dennoch die wahre, das fühlte sie. Sie liebte diesen schlichten Mann mit seiner poesielosen Nüchternheit, weil er alles besaß, was sie an sich vermißte und am Manne bewunderte: Kraft, Mut und ein Herz zur wackeren Tat bereit. Er war nicht so „interessant“ wie die Helden der meisten Romane, aus denen sie ihre Kenntnis von Menschen und Dingen bis dahin geschöpft hatte; aber er war ganz und gar ein Mann. Sie hatte das deutliche Gefühl: alle die galanten jungen Gutsbesitzer ihrer Nachbarschaft, die ihr bis dahin bei spärlichen Gelegenheiten den Hof gemacht, wären zum Muki in den Chausseegraben gesprungen.

Jetzt lebte sie seit Jahr und Tag an seiner Seite in Wien, wo er eine geachtete Stellung in seinem Fache einnahm, — und jetzt war es so ganz anders geworden, als sie sich's damals geträumt. Sie wäre doch nicht so gar anspruchsvoll, sie wäre kein „Amüsiervogel“; aber mit ihren neunzehn Jahren hätte sie wohl das Recht, zuweilen mit ihrem Gatten in die bunte, lustige Welt

hineinzuſpazieren. Wiens Galerien hätte ſie auch als Mädchen beſuchen können; jetzt allein da hineinzugehen ſei wahrhaftig kein Vergnügen für eine verheiratete Frau. Alle ihre ehemaligen Penſionsfreundinnen machten ſich luſtig über ſie, wenn ſie überhaupt noch zu ihr kämen. Über nichts könne ſie mitſprechen; Theater, Konzerte, Ausſtellungen — alles ſei wie nicht da für ſie. Die einzige freudvolle Erinnerung aus ihrer Ehe ſei das bißchen Hochzeitsreiſe mitten im Winter nach Schleswig-Holſtein geweſen. Gott, was für Neſter, dies Flensburg, Peter Peterſens Heimatſtadt, dies Rendsburg, dann Huſum und Büſum, und wie ſie alle hießen, — aber ſie hatte ſich „himmliſch amüſiert", denn hier war der geliebte Mann heimiſch, hier zeigte er ſich in ſeines Weſens kräftigſter, urwüchſigſter Art, — und hier, während der kurzen zwei Wochen, war er jede Stunde bei Tag wie bei Nacht an ihrer Seite geweſen. O, es war dort viel ſchöner, als das herrliche Wien, in deſſen lärmendem Gewirr er ſie einſam ließ; „einſam wie eine Witwe" hatte Franzi geſcherzt, als ſie jüngſt zu kurzem Beſuch dageweſen. Er brauchte nicht zehn Stunden am Tage in ſeinem Baubureau zu arbeiten, eine Stunde weit vom Schottenring, draußen in der Meidlinger Vorſtadt, — er hatte das nicht mehr nötig. Das war kein Leben, geſchweige eine Ehe. Es gab viele Arten des Ehebruchs, weit mehr als in den franzöſiſchen Romanen ſtanden, und dieſe war eine beſondere Art. „Er hat unſre Ehe gebrochen — und ich —?"

Nein, ſie war nicht ſchuldig, noch nicht. Dieſem Artur Windler brauchte ſie nur einen Brief zu ſchreiben, nur ein Wort heut abend in der Loge zu ſagen, — und

alles war aus und vorbei. Er hatte ſie amüſiert, das war's. Und er hatte ſie falſch verſtanden; ſie hatte auch nicht den Mut gehabt, ihm zur rechten Stunde zu ſagen: amüſieren ſollſt du mich, aber nicht mir den Hof machen. Und er hatte es ſo fein zu fügen gewußt, der welt- und frauenkundige Mann dem neunzehnjährigen hilfloſen Kinde gegenüber, das nun Frau Peterſen hieß und Tag um Tag mit ihrer ſtilvollen Langeweile allein ſaß. Peter Peterſen ſelber hatte ihn, eine oberflächliche Bekanntſchaft von Berlin her, bei ihr eingeführt; er wußte, Lori würde ihren Spaß mit ihm haben. Wer kannte ſo prächtige Theaterwitze wie dieſer famoſe Windler, der ſeit fünfzehn Jahren jeden Abend, den Gott werden ließ, auf einem Theaterparkettplatz ſaß, wenn er nicht hinter den Kuliſſen ſtand? Ein bißchen ſeicht, ja, das war er wohl, aber Tiefe verlangte Peter Peterſen ja nicht von ihm. Auch nicht ſehr — philiſtrös im Umgang mit Damen, das heißt mit Damen ſeiner Welt, die mit dem Theater begann und mit dem Theater endete. Aber Peter Peterſen ſah eine ſo breite Kluft zwiſchen Artur Windlers Damenwelt und ſeiner Lori, daß er nie mit einem argen Gedanken an dieſen täglichen Gaſt ſeines Hauſes dachte.

Es war auch eine gute Weile beim Theateranekdotenerzählen zwiſchen ihm und Lori geblieben. Dann aber hatte er herausgefunden, daß er doch am Ende noch zu etwas Beſſerem der Mann ſei als zur Vertreibung der Langeweile dieſes einſamen, an Selbſtbeſchäftigung nicht gewöhnten Geiſtes, und er hatte entdeckt, daß Frau Lori Peterſen vielleicht gar an einer ſanften Langeweile des neunzehnjährigen Herzens kranke. Peterſen war nicht

ſein Freund, dem war er zu nichts verpflichtet; warum ſollte er nicht der „Seelenfreund“ der ſchönen Frau Peterſen werden?

Und ſo etwas mußte er jetzt wohl geworden ſein, wie hätte er ihr ſonſt ſeit Wochen in den Ohren zu liegen gewagt, ſie möchte ihn „zu inniger Ausſprache“ beſuchen? — Mein Gott, ein einzig Mal! Kein Menſch würde eine Sterbensahnung haben. Seine Wohnung lohne ſchon einen harmloſen Beſuch; hing nicht in allen Bilderhandlungen die Photographie ſeines „Studierzimmers“ mit ihrer berühmten Sammlung ſchöner Schauſpielerinnenköpfe in farbigen Terrakotten? Er hatte es mit den beiden Hauptwaffen bei ihr verſucht, über die er verfügte: mit der wortreichen Gefühligkeit, die er ſo ſchmelzend mit Bruſttönen der Überzeugung zu durchſetzen wußte, bis er ſelbſt an ſich, die Verlogenheit in Mannesgeſtalt, glaubte und ſich auch über eine gelegentliche eigene Träne nicht wunderte, ſondern in nur noch hinreißendere Rührung geriet; oder mit der witzigen, ſpöttiſchen, auf einfache Naturen betäubend wirkenden Berlinerei, die ihm in Wien zugleich einen dünnen Ruhmesſchein weltſtädtiſcher Überlegenheit verlieh. Es war eben die Zeit, in der man in Wien neidvoll-aufmerkſam nach Berlin hinüberzublicken begann. Man ärgerte ſich über dieſen Windler, wenn er „Witze“ machte von der Art: „Die Sonne deutſcher Bildung geht in Berlin W auf“; aber man ließ ſich durch dergleichen doch verblüffen.

Frau Lori mehr als alle andern. Am engſten an ihr Herz ſchlich ſich aber ſeine ſchleimige Empfindſamkeit. Sie lechzte nach Liebe, nach Liebesworten. Peter Peterſen

liebte ſie, wenigſtens hatte er ihr noch nicht das Gegenteil geſagt; aber er ſagte ihr auch nichts mehr von ſeiner Liebe. Wann ſollte er auch? Um ſechs Uhr Abends, oft noch ſpäter, kam er aus ſeinem Bureau, faſt zu müde, um zu eſſen, zu müde jedenfalls, um mehr als das Dürftigſte mit ihr zu beſprechen. Dann die Zigarre, die Zeitungen, ſelten ein Buch; nie eines, aus dem er ihr vorlas; dann um zehn Uhr: „Gute Nacht, Lori, mein Schatz.“ Doch, ja, alle Monate einmal brachte er ſeinen erſten Maſchinenzeichner zum Mittageſſen nach Hauſe; an ſolchen Abenden war ſie noch überflüſſiger als gewöhnlich, denn die beiden ſaßen dann bis in die Nacht ſchweigend einander am Schachbrett gegenüber, — es war reizend!

Auf dieſem Untergrund war die Sumpfpflanze ihrer „Seelenfreundſchaft“ mit Artur Windler erwachſen. Sie war nicht glücklich darüber, aber es war doch etwas, was das Herz ſchneller ſchlagen ließ, — in Angſt, in Scham, in furchtſamer Sehnſucht; doch war dies alles nicht beſſer als die ſtumme Langeweile ihres Hauſes? „Ich werde ihn bedeuten, er ſoll mich in Frieden laſſen,“ ſagte ſie ſich noch einmal, indem ſie ſich von ihrem Schreibtiſch aufrichtete. Aber aus tieferem Grunde aufſteigend trat, wie ſchon oft in den letzten Tagen, ein Bild vor ihre Seele: ſie ſelbſt, wie ſie zitternd leiſen Schrittes auf den Fußſpitzen unbekannte, unheimliche Stiegen hinaufſchlich, und ſie hatte ihre quälende Luſt an dem Vorgefühl des Ungeheuerlichen, das ſie jedenfalls aus der Alltagsöde herausreißen würde.

„Ich kann noch immer tun, was mir beliebt,“ ſagte ſie faſt vernehmbar zu ſich; — da hörte ſie aus einem

entfernteren Zimmer, Peter Peterſens „Bibliothek“, ein ihr nicht ganz unbekanntes, aber fremdgewordenes lächerliches Gelärm. Im Anfang ihres Wiener Lebens war Peter ſtets am frühen Nachmittag damit ins Haus zurückgekehrt: mit dem Signal der preußiſchen Reiterei, wenn's heißt: zum Futtern, — und zwar in die an den Mund geſetzten hohlen Fäuſte hineintrompetet. Es war eine Kinderei, aber Lori hatte früher jedesmal ihre laute Freude daran gehabt. Seit im Laufe des Jahres das Nachhauſekommen Peters ſich langſam weiter und weiter in den Abend hinausgeſchoben, war das luſtige Trompetenſignal nach und nach verſtummt. Nun erklang es auf einmal wieder, und da hörte ſie auch ſeine Worte, mit denen Peter Peterſen aufgeregt ins Zimmer trat: „Lori, da haſt du mich, gute zwei Stunden zu früh! — Haſt mich nicht erwartet, was?“

„Doch, Peter, doch!“

„Na, du machſt ein Geſicht wie unſer Kegeljunge in Flensburg, wenn ihm mein großer Pudel zwiſchen die Kegel ſprang, — bitt' um Entſchuldigung für den Vergleich.“

„Ich mache kein Geſicht, Peter,“ erwiderte ſie und wandte ſich ab.

„Du haſt entſchieden irgend ein Geſicht gemacht. Na nehmen wir an, vor Freude.“

„Ganz gewiß vor Freude.“

„Daß wir ins Theater gehen, Lori, was?“

„Nein, daß du ſo ſchön früh nach Hauſe kommſt. Ins Theater ginge ich am liebſten gar nicht.“

„Was, nicht ins Theater?! Aber Loreken, warum denn nicht?“

Lori ſchwieg und blickte durchs Fenſter.

„Geſtern, als ich mit den Karten kam, haſt du dich gefreut wie ein Kind, — immer klagſt du darüber, daß ich mit dir nie ins Theater oder doch nie in eine Premiere gehe, und heute —"

„Heute habe ich Kopfweh, Peter; aber es wird ſchon beſſer werden; ich gehe."

„Bravo, mein alt liebes Mädel! Siehſt wirklich ein bißchen heiß um den Kopf aus. Dein Zimmer iſt aber auch überheizt. Komm in meins, da iſt's kühler," — und ehe ſie ſichs verſah, hatte er ſie wie ein Kind auf ſeine ſtarken Arme gehoben und trug ſie zärtlich in ſein Zimmer.

„So, nun will ich dir auch ſagen, warum ich heute früher als ſonſt nach Hauſe gekommen bin. Und von jetzt ab wird's immer ſo gehen und noch beſſer."

Loris Geſicht ſtrahlte. „Ach, Peter, wenn das wahr iſt —!"

„Ob es wahr iſt! Frag' unſern Kaſſierer! — Ja, den Kaſſierer. Heute habe ich die erſten hunderttauſend Gulden auf die hohe Kante gelegt, ſogar noch 275 Gulden und 19 Kreuzer darüber, und jetzt ſag' ich: Stop! — Das war das erſte Ziel, das ich erreichen wollte. Von heute ab wird bei Frau Direktor Peterſen unverbrüchlich um vier Uhr zu Mittag gegeſſen, und wer ſich verſpätet, zahlt zwei Logenkarten fürs Theater."

„Peter!" ſagte Lori und glaubte zu träumen.

„Aber auch ohne Verſpätung gehen wir von jetzt ab öfter ins Theater. Ich ſelbſt mache mir nichts draus, — aber ich weiß, du umſomehr."

Sie ſtreichelte ihm die Hände wie in alten Tagen. Sie mochte das lieber als küſſen oder ſich küſſenlaſſen, und er hatte ſich gern dran gewöhnt. Ihr wurde wohler und freier ums Herz, faſt heiter.

* * *

Peter Peterſen hatte offenbar ſeinen fröhlichen Tag, ſeine „Hunderttauſendguldenlaune", wie er ſelbſt lachend verſicherte. Was er noch nie mit Lori unternommen, in ein Kaffehaus zu gehen, — heute hatte er's ſelbſt vorgeſchlagen. Die Vorſtellung begann erſt um ſieben Uhr, es war kaum ſechs, Lori mit ihrem Theaterſtaat fertig, und nun hüpfte ſie am Arm ihres Gatten über die Straße. Es war ihr peinlich, daß er das Café de France gewählt, aber er hatte drauf beſtanden, weil ſie dort, unmittelbar neben dem Theater, bis zum letzten Augenblick bleiben könnten. Als ſie Artur Windler dort nicht angetroffen, war auch Lori guter Laune geworden. Ein ſo beſcheidenes Vergnügen, an der großen Fenſterſcheibe zu ſitzen und von dort auf den Ringverkehr hinauszublicken; aber Lori war ſeelenzufrieden. Und als Peter ihr ſcherzend ein Stück Zucker nach dem andern in ihren „Kapuziner" warf und mit dem einzigen Dichter, den er immer wieder las und gelten ließ, ſagte: „Süßes der Süßen!" und dann ihre Hand verſtohlen unter dem Tiſch drückte, da ward es ihr, als verſänke hinter ihr alles, was träge und grau auf ihrer Seele gelaſtet. Und da ſah ſie die breite weiße Narbe an ſeiner Hand und gedachte an eine ſonnbeglänzte Morgenſtunde.

Wagen auf Wagen rollte an dem Fenſter vorüber

dem nahen Theater zu. Nun kam über Lori eine Art von Fieber; es litt sie nicht länger in dem leer gewordenen Kaffehaus. Die rundlichen Steinfliesen draußen waren vom feuchten Dezembernebel schlüpfrig geworden und Lori mußte sich fest in Peter Petersens Arm hängen. Als sie die Stufen zum Wandelgang hinaufstiegen, kam ein eiliger Schritt ihnen nach, ein schlanker Mann im modischen Halbmantel über dem Frack streifte an ihr vorüber, und sie hörte dicht an ihrem Ohr: „Ich komme bald." Sie wandte den Kopf nicht zur Seite, — da war jener schon vorüber; Peter Petersen hatte nichts bemerkt.

In der zweiten Loge des ersten Ranges, ganz nahe der Bühne, hatten sie ihre Plätze — zwei bequeme Vorderplätze. Obgleich das Haus schon zu mehr als drei Vierteln gefüllt war, brannte der große Prismenkronleuchter nur erst mit halbem Licht. Die Hinterplätze ihrer Loge waren noch leer. Ein vielhundertstimmiges Flüstern und Fächeln und Rücken durchschwirrte den Saal. Aus dem Parkett und den gegenüberliegenden Logen richteten sich zahlreiche Theatergläser auf Lori, die glückstrahlend in ihrem weißbrokatenen, silberdurchwirkten Kleide an der Logenbrüstung saß. Als vollends, von einem lauten Ah! begrüßt, das strahlende Volllicht durch die geschliffenen Gläser von der Decke funkelte, da neigte sich Peter Petersen zu seinem jungen Weibe und flüsterte ihr zu: „Wie eine Sylphe, Lori, wie eine Sylphe! ‚Leucht' in Meteorenschöne.' — Gott, war ich ein Dummkopf, nicht öfter mit dir unter die Leute zu gehen! Schau nur, wie sie dich alle begucken! — Gelt, das tut wohl?"

„Peter, was fällt dir ein!" —

„Tu nicht ſo, Loreken, warum ſoll dir's keinen Spaß machen? — Beinah aber werd' ich eiferſüchtig!"

„Ach du und eiferſüchtig!"

„Ja auf die Trottel rundum, die dich alle anglotzen. — Aber ich weiß ja, das iſt all' Unſinn. Ach, Lori, wie ſchön, daß du mich liebſt!"

„Ja, lieber Peter!"

„Und mich ganz allein!"

„Ja, lieber, lieber Peter."

„Ich weiß es heut ſo wenig, wie damals am Wagen, Lori, warum du mich liebſt, aber ich bin ſehr glücklich, daß ſo es iſt. — Ach, Lori —"

„Ja, Peter?"

„Ich könnte nicht mehr leben, wenn du aufhörteſt, mich lieb zu haben." Er griff unter der Logenbrüſtung nach ihrer Hand und drückte ſie ſanft. „Und weißt, ich hab' ein ſolches Vertrauen zu dir, Lori, aber ein ſolches, wie noch nie zu einem Menſchen, wie, wie — nicht mal zu mir ſelber."

Lori wollte ihn auf andere Dinge bringen; ihr war ſehr ſchwül.

„Welch ein prächtiges Theater, nicht, mein alter Peter?"

„Famos! — Und wie alles in den Farben zu deinem Kleide paßt! Das haſt du mal gut getroffen."

„O ſchau da, wie flink, Peter! Wie geht denn das zu?" fragte Lori, als ein einziger elektriſcher Blitz alle Rampengaslichter auf einmal entzündete.

Peter Peterſen griff ſuchend nach den Rocktaſchen, dann ſtand er auf und ſagte: „Ich muß mal auf ein paar Minuten zu uns hinüberlaufen, ich habe mein Opernglas vergeſſen."

Lori wollte ihn festhalten, denn sie hatte soeben im Parkett, dicht hinter dem Orchester, den Doktor Artur Windler bemerkt, wie er zu ihr hinaufstarrte und Miene machte, in ihre Loge zu kommen.

„Ach, Peter, bleib doch lieber, ich leihe dir meines; es fängt ja gleich an."

„I, denkt nicht dran, eben beginnt ja erst das Stimmen; im Nu bin ich zurück," und draußen war er.

Kämen nur jetzt die übrigen Zuschauer dieser Loge! dachte Lori und sah sich verängstet nach der Logentür um. Da wurde diese leise, wie verstohlen geöffnet, und sie sah den Menschen, wie er sich näher schlich und sich auf den Sitz hinter ihr niederließ. Sie wandte den Kopf dem Vorhang zu und starrte diesen an.

„Ich habe Petersen auf der Stiege getroffen; das macht sich ja wie gefunden, liebste Freundin."

Lori schwieg und wandte keinen Blick von dem Vorhang.

Windler heftete die Augen lauernd, lüstern auf die entblößten Schultern des schönen, kindlichen Weibes vor ihm. Seine faunenhaft dicken Lippen überflog ein Zittern. „Sie werden kommen, Lori? Sagen Sie nichts als ja. Morgen um zwölf, oder wann Sie können, bis vier bin ich zu Hause. Sie kommen?"

„Ich werde Ihnen schreiben," hauchte Lori; sie fand nicht den Mut zu einem runden Nein.

„Warum wollen Sie es nicht gleich jetzt sagen? Geben Sie Ihrem kleinen zagen Herzen einen Stoß!"

„Mein Mann kommt sogleich zurück. Gehen Sie, — gehen Sie!" —

Aha, sie zitterte also vor ihm, diese wundervolle kleine

Frau; ſie zitterte vor dem, was ſie verſprechen, was ſie halten wollte; das erſt war die prickelnde Würze zu dieſer ſonſt etwas faden Liebelei. Aber nur jetzt nicht locker-laſſen, dachte er. „Was ſchere ich mich um Ihren Mann? Sagen Sie, daß Sie kommen werden, und ich gehe. — Bitte Lori, ſüße, kleine Lori! Jod-a-ja!“

Aber ſie antwortete nichts mehr. Krampfhaft klammerten ſich ihre Finger um die befranſte ſamtne Bekleidung der Bruſtwehr, ſo feſt, daß ihr Spitzenfächer ins Parkett fiel. Von allen Seiten hefteten ſich Blicke auf ſie, aber ſie hatte keine Augen dafür, denn dies hatte ſie geſehen: einen flammenden Glutſchein hinter dem Vorhang durch das Guckloch auflohen, hell und heller, dann wieder erlöſchen. Und nun war ſie aufgeſprungen von ihrem Sitz und hatte dem Menſchen hinter ihr zugerufen: „Haben Sie geſehen —?“

„Was denn, um Himmels willen?“

„Dort hinterm Vorhang! Auf der Bühne! Feuer!“

„O Sie ſüßer Kindskopf! Das ſind ja die Proben mit der elektriſchen Soffittenbeleuchtung, die in der Operette vorkommt. — So nehmen Sie doch Vernunft an, Kind Gottes!“ — Er hatte ihr den Weg vertreten, denn ſie wollte zur Logentür.

„Ich will hinaus! Laſſen Sie mich los! Ich will hinaus!“ Die letzten Worte hatte ſie mit ſo gellender Stimme geſprochen, daß er zurücktrat, aber ihr immer noch den Ausgang verſperrte.

„Lori, ich beſchwöre Sie —“

„Nennen Sie mich nicht mehr ſo!“ Ihre Augen hatten ſich mit Tränen ohnmächtigen Zornes gefüllt. Er hatte

ihre beiden Hände ergriffen; sie riß sie heftig los. Schon witterte das aufmerksam gewordene Publikum irgend einen prickelnden Theaterskandal, noch dazu einen im ersten Rang, — da ward es auf einmal ringsum still; selbst die stimmenden Musikanten unter dem Vorhang hielten inne. Durch das schimmernde Haus der lauten Luft flog ein Schauer, als hätte eine ungeheure Schicksalsknochenhand drohend an die Mauern gepocht. Ein sausendes Wehen schnob hinter dem Vorhang daher, lüpfte ihn von unten und blähte ihn gegen die Rampenlichter, als sollte er schon in die Höhe rauschen. Doch er erhob sich nicht. Aus dem schmalen, langen Spalt aber zwischen den Bühnenbrettern und dem gelüpften, plusternden Vorhang stob ein feiner, blitzender Funkenregen hervor, wie von einem Prachtfeuerwerk, wie wenn hoch in Lüften eine bunte Feuerkugel sich in tausend und abertausend Funken versprüht. Der schimmernde Regen verstob über den Köpfen der verblüfften Musikanten. Vereinzelte Funken waren bis in die ersten Reihen des Parketts geflogen und dort von selbst erloschen oder von flinken Händen unter geistreichen Scherzen ausgedrückt worden. Bis auf die Logenbrüstung, hinter der Lori mit angstgeöffneten Augen stand, war ein großer Funken geflogen, hatte einen Augenblick auf der Samtbekleidung geglimmt und war rauchend erloschen. Vom „Juchhe" aber hoch oben unter der bunten Saaldecke erscholl lautes Gelächter und tobendes Beifallklatschen zu diesem für ein Vorspiel zur Vorstellung gehaltenen ausgezeichneten Feuerwerkspaß.

Lori wußte, was es war. Feuer war es, fressendes,

raſendes Feuer! Das Ringtheater brannte, und die blödſinnige Menge ahnte nichts. Nicht ein Mund, der dieſen mehr als tauſend gaffenden, ſcherzenden Menſchen den Warnungsruf entgegengeſchrien hätte. Sie ſchwatzten und gafften, indeſſen mit glutroten Fittigen der tauſendfache Tod erſtickend über ſie hinflog.

Lori hatte ihre klare Beſinnung wiedergewonnen. Der ratloſe Menſch mit dem käſigen Geſicht neben ihr kümmerte ſie ſchon gar nicht mehr. Weit vorgebeugt über den Logenrand hing ſie, und „Feuer! Feuer!“ gellte ihr Warnungſchrei hinein in das Menſchengewoge, übertönte den wüſten Lärm und drang bis in die höchſten Winkel wie ein heller Trompetenton. — „Ruhe! — Sitzenbleiben!“ ſchrien einige wohlweiſe Stimmen; — „Feuer! Feuer!“ klang es noch einmal ſchrill von ihren Lippen, — dann ſank ſie mit zitternden Gliedern und ſchlaff niederhängenden Armen in den Polſterſitz zurück. —

Und jetzt geſchah's. Wie von einem heulenden, heißen Hochofengebläſe getrieben, erhob ſich ſtraff gebauſcht der buntſchillernde Vorhang gleich dem ungeheuren Segel eines Totenſchiffes, hoch hinauf, weit hinausgebläht, bis übers Orcheſter hinaus. Und hinter ihm, unter ihm, aus ihm ſchoß eine Feuerſchlange züngelnd, lodernd über die Menſchenköpfe hinweg, als griffe ſie mit tauſend feurigen Rachen nach Fraß. Ein einziger Schrei aus allen Kehlen, ein Schrei, der den Herzſchlag lähmte, die Sehnen erſchlaffte; dann Todesſtille, als hätte eine Rieſenfauſt ihre Finger um alle Kehlen zugleich plötzlich droſſelnd zuſammengekrallt. Springend, ringelnd lief die lohe Flamme von beiden Seiten die Logenbrüſtung entlang, daß die

Vorhänge und dürren Zierate aufloderten und verpraſſelten, alle ringsum auf einmal. Tauſende von Augenpaaren hatten ſich unwillkürlich zugedrückt vor der ſengenden, blendenden Lohe. Aber wie weit ſie ſich gleich danach auftaten, um einen Ausgang, eine Rettung aus dieſem glühenden Todesrachen zu ſuchen, — nichts ſahen ſie als die rabenſchwarze Finſternis, die ſich dichter und dichter zuſammengeballt in das ungeheure Menſchengrab wälzte. Nur von der Bühne her glühte es zuweilen rot wie dunkles Blut aus dem wirbelnden Qualm auf.

Mit beiden Händen wollte Lori ſich zur Logentür taſten, doch ſie ſtieß in der Dunkelheit gegen die Seſſel, und der dicke Qualm drang ihr erſtickend ins Geſicht. Und dennoch, jetzt mußte ſie dicht bei der Tür ſein. Wo nur die Klinke war? Atemlos, brennenden Auges, hämmernden Herzſchlags griff ſie um ſich, ins unerbittliche Dunkel hinein. Da ſtießen ihre Hände gegen einen Menſchen, der keuchend, ſchreiend vor ihr ſich bewegte. Er war's, der Menſch, der ſie an rechtzeitiger Flucht gehindert und jetzt um ſein Leben kämpfte. Schonungslos, in raſender Verzweiflung, auch mit ihr, denn wie ſie an ihm ſeitlings vorbei mit ausgeſtrecktem Arm zur Tür ſtrebte, fühlte ſie ſich von ſeinen ausgeſpreizten, krallenden Fingern gepackt und zurückgeſchleudert, daß ſie mit dem Hinterkopf auf eine Seſſelecke aufſchlug. Strauchelnd erhob ſie ſich und ſah durch den glutüberſtrahlten Rauch einen Augenblick lang, wie jener Menſch gegen die Tür, die ſich nach außen öffnen ſollte, mit dem Fuße ſtieß und ſtieß und nicht zum Ziele kam. Von dem Logengang aber, draußen vor der Tür, ſcholl das grauſige Geheul

und Gewinsel der sich davor zusammenballenden Menschen herein, und Lori war's, als seien dort, wohin sie sich retten wollte, die Bestien aus einem gewaltigen Raubtierhaus losgebrochen und strebten vergebens ins Freie, sich anfauchend, anbrüllend, zerfleischend.

Da, mitten durch das Geheul — horch! ein Ruf, ein Schrei, wie wenn etwas zerreißt, wie ein Blitz: „Lori!" — „Lori!" Dann ein noch wilderes Geheul, ein lauteres, von draußen, — weit auf klafft die Tür. Sie sieht ein rauchgeschwärztes Gesicht, zwei Arme, die nach ihr greifen, fühlt sich vom Boden gehoben, getragen, mitten hinein in das Geheul; doch ist es ihr, als verstummt das schnell, als wandelte es sich in ein erwürgtes Geröchle. „Halt' dich fest!" stöhnt Peter Petersen ihr ins Ohr, „ich bring' dich hinaus! da — halte dir das Tuch vor den Mund und mach die Augen zu!"

Er hatte ein Wachszündhölzchen angestrichen und hielt es hoch empor, während Lori sich mit beiden Armen um seinen Hals klammerte. Aber sie konnte die Augen nicht schließen: das Höllengrausen ringsum riß ihr sie immer wieder auf. Sie sah sich über Haufen gestürzter, aufeinandergeschichteter Leiber. Das regte sich noch zuckend; das röchelte und wimmerte noch, Arme streckten sich empor und griffen kraftlos nach ihr; weitgeöffnete, glasige Augen schauten sie an; Lippen öffneten sich zu einem Schrei, den kein Ohr mehr vernahm. Und hinter ihr her ein Keuchen, immer aus demselben Munde, und ein Festhalten und Zerren an ihrem Kleide, als klammerte sich jemand dort hinten fest an ihr. Peter schwankte bei jedem Schritt; er trat nicht auf festen Boden; der Weg ging über drei- und vierfache Schichten von Menschenleibern. Lori war's,

als ſchaukelte ſie in kleinem Kahn über trägen, ſchlammigen Wellen — ihr wurde ſo übel — die Welt drehte ſich um ſie, um und um, immer ſchneller, immer wirbelnder, immer enger, und dann war alles verſunken.

* * *

Wo war ſie? Lärm um ſie her, aber anders als vorhin. Und nicht mehr der Qualm und das ſchwanke Gewoge unter ihr; auch nicht mehr die Finſternis mit dem flackernden Zündlichtchen darüber. Und über ihr — o welch Entzücken! — wehte freie, feuchtkühle Gottesluft, und hoch oben war der Himmel und ſchimmernde Sterne dran. Gerettet — und auf Peters Armen — draußen! —

An einen Laternenpfahl gelehnt ſtand Peter Peterſen und atmete tief. Er war barhäuptig; ſeine dicken, blonden Locken hingen ihm wirr auf die Stirn und waren vom Schweiß verklebt. Ein dünner Blutſtreifen ſickerte aus einer flachen Wunde über der einen Braue in ſeinen halbverſengten Vollbart. Er war noch wie zerbrochen; nur als er erkennend ſeine Augen weit und weiter öffnete und ſeine Blicke in Loris Augen tauchte, da glänzte es über ſein Geſicht, und aus keuchender Bruſt kam es leiſe: „Lori, lütje Lori!“ Und auf ſeinen Armen ruhend wie ein Kind fühlte ſie ſein Herz ſtarken Schlages an ihrem Leibe, und ein zitternder Strom heißen Liebesgefühls flutete ihr durch alle Adern. Glückſelig ſchloß ſie die Augen, um dieſe Wonne tief im Innern nachbeben zu laſſen.

Ein wüſtes Schreien dicht vor ihr weckte ſie. Eine barſche Befehlsſtimme herrſchte jemand an: „Machen Sie fort da, aus dem Weg, Sie Trottel, ſonſt werden S' von

der Spritzen übergefahren!" — Und dann sah sie, wem das galt: ein Feuerlöschmann hatte einen Menschen am Rockkragen gepackt und zur Seite gestoßen, und nun stand der mit blöd aufgerissenem Mund und lallender Zunge vor ihr und grinste sie mit gläsernen Blicken an. — Windler! Der zerrissene Frack flatterte in Fetzen um den frostig zitternden Leib; die weiß gewesene Seidenkrawatte baumelte ihm, an einer dünnen Strähne hängend, über dem Bauch, und die Miniaturorden sämtlicher südosteuropäischer Staaten klingelten leise an dem goldenen Kettchen über seiner Brust.

Lori sah ihm fest ins Gesicht; er erkannte sie schwerlich. Das also war das Geschöpf, um das sie hatte meineidig werden wollen an dem Manne, der sie hier auf seinen Armen trug! — Ein unsagbares Gefühl körperlichen und seelischen Ekels quoll ihr in den Hals hinauf; es schüttelte sie, als müßte sie sich erbrechen. Ekel vor dem da, Ekel vor sich selbst und eine Empfindung der Scham, die ihr den Atem versetzte. Sie wollte schreien, sie wollte den Arm heben, die Faust ballen und nach ihm schlagen. Aber sie war so ohnmächtig an allen Gliedern. Der Mensch da stand noch immer zitternd vor ihr und stierte sie an mit dem offenen Faunenmunde. Ihr war's, wie wenn er ihr näher und näher käme, — und dann, ohne ein Wort, ohne einen Schrei spie sie ihm ins Gesicht.

Über Peter Petersens Seele flog es wie ein Blitz; er reckte sich stracks in die Höhe, drückte einen zärtlichen Kuß auf Loris Augen und schritt mit ihr auf den Armen durch die raumgebende Menge über die Straße, auf die noch immer der Funkenregen aus dem brennenden Theater niederfiel.

Ein Bekenntnis

Sie kennen unſere Gegend nicht?“ fragte mich höflich mein vor kurzem eingeſtiegenes Gegenüber, als ich getrieben von der ſehnſüchtigen Freude des nahen Wiederſehens der Heimat nach mehr als einem Jahrzehnt mich unabläſſig zum Fenſter des Eiſenbahnwagens hinausbeugte, und immer eifriger, forſchender, je weiter der Zug nach dem öſtlichſten Hinterpommern fuhr. Ich mußte lächeln: hatte der liebenswürdige alte Herr mit dem burgunderroſigen Geſicht und dem dicken, ſchneeweißen Schnurrbart des penſionierten Majors, oder vielleicht gar Oberſten, etwa geglaubt, dieſe beſcheidene Landſchaft mit ihrer nur dem liebenden Herzen des Eingeborenen verſtändlichen Schönheit ſei ſo reizvoll, daß gerade ein Fremdbürtiger ſie ſo beſonders ſtaunend beſchauen müſſe?

„Sie meinen,“ erwiderte ich, „weil ich mich nicht ſatt ſehen kann an kahlgemähten Wieſen, ſchwarzen Torfmooren und knallroten Ziegelſcheunen? Ich bin ein ebenſo guter Hinterpommer wie Sie wahrſcheinlich auch, Herr Oberſt,“ ſagte ich, aufs Geratewohl ihm einen Titel gebend.

„Nur Major, mein Herr, Major von Noſtiz. Aber das freut mich recht, daß wir Landsleute ſind. Sie laſen vorhin ſo emſig, daß ich Sie nicht fragen mochte, und erſt ſeit einer Viertelſtunde ſind Sie Feuer und Fett für die Landſchaft rundum.“

„Ja, weiter reicht eben mein engeres Heimatgefühl nicht als etwa eine Eisenbahnstunde westlich und östlich von Stolpwitz."

„Also auch aus Stolpwitz!" Und der Major blickte mich an, als müßte er mich unbedingt kennen. „Sie sind allerdings ein ganz Teil jünger als ich, aber kennen sollte ich Sie doch —"

„Doktor Franz Runge ist mein Name." Wir tauschten die Karten.

Natürlich kannte er mich nun sofort, kannte auch den Zweck meiner Reise: mir war die Stelle als Oberarzt des städtischen Krankenhauses in Stolpwitz angeboten worden, und bevor ich mich entschied, wollte ich meinen zukünftigen Wirkungskreis an Ort und Stelle einmal in Augenschein nehmen. Der Major wußte sogar noch, daß ich gleichzeitig mit seinem zweiten Sohn, der bei Beaumont gefallen war, im Franzosenkriegsjahr das Abiturientenexamen gemacht, und freute sich nicht wenig, daß ich, dem beim bloßen Namen seines Sohnes die ganze Primanerzeit mit wunderbarer Lebendigkeit aus der Gruft der Jahre auftauchte, ihm manchen schönen Zug seines geliebten Axel auffrischen konnte.

So kamen wir, wie es bei engsten Landsleuten unter solchen Umständen sich leicht gibt, in ein lebhaftes Frage- und Antwortkreuzfeuer. Namen auf Namen aus meiner Jugendzeit flog zwischen uns hin und her, und endlich, aber mit Bangen, tat ich auch die Frage nach ihm, dem liebsten Freunde meiner Knaben- und ersten Jünglingsjahre, der mir durch unerklärliche Fügung so rätselhaft entfremdet und dann wie verschollen war: Tassilo Karzin.

Ich ſprach den Namen zögernd aus; mir war's, als müßte ich eine Antwort hören, die mir über die erſten Tage in der wiedergewonnenen Heimatſtadt einen grauen Schleier breiten könnte. Und doch, wie ich ihn ausſprach, quoll mir eine heißflutende Blutwelle mit ſtürmiſcher Schnelligkeit zum Herzen. Noch einmal fühlte ich alle Süßigkeit leidenſchaftlicher Jugendfreundſchaft. Ich ſah den ſtillen Garten hinter dem väterlichen Paſtorhauſe, in dem ich mit Taſſilo nach einem Tage voll inniger Schülervertraulichkeit, nach wechſelſeitigen Herzensoffenbarungen Brüderſchaft beſchworen und Umarmung und Kuß getauſcht, — die wir uns ſonſt nach ſteifer Primanerſitte nur „Sie" genannt. Es war wie die Erinnerung an erſte, ferne Liebe. Und wie wir uns geſchämt hatten, als ſein Vater, der gute alte Paſtor Karzin, uns erſt wegen unſerer erglühten Geſichter geneckt, bis er dann merkte, es ſei unſern jungen Herzen ſo Ernſt damit, wie es eben erſter Freundſchaft und erſter Liebe nur Ernſt ſein kann.

„Taſſilo Karzin?" wiederholte der Major, — „und von dem wiſſen Sie nichts? Der war ja mit Ihnen und meinem Axel zuſammen in Prima und im Kriegsexamen unter dem famoſen alten Direktor Schütz."

„Freilich, freilich war er das; aber ſeitdem — —"

„Nun ja," meinte er, „ich kann mir's wohl denken, daß auch Sie mit ihm zerfallen ſind wie alle, die mit ihm in Stolpwitz jung geweſen."

„Nicht eigentlich zerfallen," entgegnete ich; „es muß irgend etwas Unheimliches über ihn gekommen ſein, ſchon vor langer Zeit, ich denke, gleich nach dem Kriege, und das hat uns auseinandergeriſſen."

„Also auch Sie wissen nicht, was es gewesen sein kann?“ fragte der Major.

„Ich weiß überhaupt nichts von ihm, als daß er schwer verwundet auf dem Kriegsschauplatz in Lothringen ins Lazarett kam; das hat er mir durch eine kühle Feldpostkarte von dort mitgeteilt. Später, aber natürlich erst nach Jahren, ich denke, es war 1874, erhielt ich eine gedruckte Anzeige seiner Vermählung mit — —.“ Ich stockte, der Name war mir entfallen.

„Mit einem Fräulein von Zitzewitz, nicht wahr?“

„Richtig. Mit Emma von Zitzewitz. — Gott, daß einem so etwas entfallen kann, und ich war doch in Sekunda und Prima mit zwei Zitzewitz zusammen. Aber das sind nun bald fünfzehn Jahre her, Herr Major.“

„Ja, soviel, wie mein Axel tot ist. — Nun, und dann?“

„Ein Jahr darauf bekam ich von Karzin wieder so eine kaltherzige, gedruckte Anzeige: ein Sohn war ihm geboren; aber auf alle meine Glückwünsche, Briefe und Anfragen keine Antwort. Ich hab' mir keinen Vers drauf machen können.“

„Wundert mich nicht groß,“ sagte der Major und strich die Schnurrbartzipfel nachdenklich in die Höhe. „Wir werden in Stolpwitz alle nicht aus ihm klug; selbst das Konsistorium in Stettin hat sich schon mit seinem eigentümlichen, fast anstößigen Benehmen beschäftigt; indessen sein Amt versieht er mit geradezu peinlicher Strenge, eigentlich weit über seine sinkenden Kräfte hinaus, und so kann man ihm nichts anhaben.“

„Ich bin nur froh,“ rief ich erleichtert, „daß er noch lebt. Als auf meine Briefe, die ich im Anfang mindestens

alle Jahre an ihn richtete, gar keine Antwort kam, dachte ich schon das Ärgste."

„Das Ärgste? Sie meinen den Tod. Wer weiß, ob das für ihn das Ärgste gewesen wäre!" bemerkte der Major mit geheimnisvoller Stimme. „Überhaupt, lieber Doktor, was ist das Ärgste? Die Menschen, besonders die Zivilisten, denken immer, es sei der Tod. Na, den hab' ich hundertfach, tausendfach um mich her gesehen, bis er selbst einmal dicht an mir vorüberpfiff und mir bei der Gelegenheit einen Streifdenkzettel an die Rippen gab, der genügt hat, mich sehr unverschuldet an der Majorsecke haltmachen zu lassen. Bei Gravelotte war's gewesen. — Ja, aber was wollte ich sagen? Der Tod, was so ein richtiger, schneller Tod ist, der auf dem Schlachtfeld zumal, ist ein Kinderspiel. Es gibt Schlimmeres, und ich glaube, Ihr Freund Karzin würde mir das bestätigen."

„Wie geht es ihm denn jetzt? — Denn Sie kennen ihn offenbar genauer."

„Ja, was man so genauer kennen heißt! Wer kennt ihn genauer, außer seiner Frau, und auch die scheint nicht viel von ihm zu wissen. Und dabei war's eine richtige Liebesheirat, mit allem romantischen Zubehör, auch mit dem anfänglichen Widerstand der Eltern der Frau. Na, Sie können sich's ja denken: die Zitzewitzens, uralter Adel. — Ich frage Sie, lieber Doktor, wann kennt überhaupt ein Mensch den andern? Karzin lebt unter uns, er ist unser Prediger an St. Marien seit zehn Jahren, er predigt, taust und traut und bestattet fast Tag um Tag, geht ungerufen in die Kabachen der Armen und Kranken und bei unserer großen Pockenepidemie

Anno fünfundſiebzig hat er ſelbſt infolge ſeiner Krankenbeſuche wochenlang zwiſchen Tod und Leben gelegen. Kurz, er iſt ein Geiſtlicher und, was noch mehr, ein Chriſt, wie ich nicht viele geſehen habe; aber den Donner auch, wenn man weiß, wie man mit ihm dran iſt. Er ſcheint etwas aus dem Feldzug mitgebracht zu haben," ſetzte der Major hinzu und machte eine Bewegung mit dem Zeigefinger nach der Stirn, — „ich meine etwas andres noch als den Flintenſchuß in den Bruſtkaſten, den Säbelhieb über den Oberarm und das Eiſerne Kreuz."

„Er iſt aber als geheilt entlaſſen worden, ſo viel ich weiß."

„Ja, was man ſo geheilt nennt," ſagte der Major bedächtig, — „hineingucken könnt Ihr Mediziner auch nicht. Ich bleibe dabei, es muß ihm irgendwo eine Schraube gelockert oder vielleicht zu feſt angedreht worden ſein. Na, Sie müſſen das ja beſſer verſtehen und werden ihn wohl bald ſehen."

Gern hätte ich den Major von den Blücherhuſaren noch weiter über meinen alten Taſſilo ausgefragt, aber er war auf den erſten Bremspfiff dicht vor Stolpwitz aufgeſprungen, packte geſchäftig ſeine ſieben Sachen zuſammen und ſagte mir nur noch: „Morgen ſind wir ohnehin alle im Schützenſaale beiſammen, — Sie wiſſen ja: Sedanfeſt. Ich gehöre zum Kriegervereinsvorſtand, Karzin natürlich auch. Sehen Sie, da hängen ſchon ein paar Fahnen heraus. — Empfehle mich, — morgen können Sie mir ſagen, wie er Ihnen vorgekommen. Auf Wiederſehen, Doktor!"

* * *

Ich hatte von Taſſilo in all den Jahren ſo wenig geſehen noch gehört, daß ich zuletzt nicht einmal wußte, ob er lebe, geſchweige daß er jetzt in Stolpwitz ſei, und ich mußte mir zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ich beim Antritt dieſer Reiſe in die Heimat an Taſſilo kaum gedacht hatte. Das kurze Geſpräch jedoch im Eiſenbahnwagen hatte genügt, um eine ſo ſehnſüchtige Neugier nach ihm in mein Herz zu gießen, daß ich mich nach einer oberflächlichen eiligen Auffriſchung im „Preußiſchen Hof" und nach ſchnell eingezogener Erkundigung über des Predigers Karzin jetzige Wohnung ſofort auf den Weg machte. Er wohnte in demſelben Häuschen, in dem ſein Vater über vierzig Jahre lang als Paſtor von St. Marien gewaltet.

Ein wolkenloſer, tiefblauer Himmel leuchtete bei ſich neigender Abendſonne über der ſich zum morgigen Feſte rüſtenden kleinen Stadt. Der Lärm des Wochenmarktes war verhallt; der Platz, auf dem er abgehalten, längſt geſäubert. Aus vielen Dachluken der hohen braunen Giebel flatterten ſchon die Fahnen. Niemand erkannte mich, wie ich über den holprigen Markt zum Neuen Tor hinausging, obgleich mir als dem einzigen „Fremden" der kleinſtädtiſchen neugierigen Augen viele nachblickten. Und wie die Fahnen mir zu Häupten rauſchten und der ſanfte Abendwind durch die Kronen der Linden wehte, da ſtand er wieder vor mir, jener erſte Sedantag, ganz ſolch ein blauer, ſonniger Tag wie heute, nur daß die Lindenbäume damals ein wenig niedriger und ſchmäler geweſen waren. Auch damals hatte das Städtchen geflaggt, freilich noch mit ſchwarzweißen Fahnen, denn der Norddeutſche Bund mit ſeinem Schwarz-Weiß-Rot hatte

236598

ſich in kurzen vier Jahren dieſen fernen Winkel von Hinterpommern noch nicht erobern können. Und gerade an jenem erſten Sedantage hatte ich das letzte Lebenszeichen von Taſſilos eigener Hand erhalten. Jetzt fiel mir's auch ein, von wo: aus dem Lazarett in Sainte Marie. Die paar Zeilen waren mit zitternder Hand geſchrieben, und in einer lateiniſchen Nachſchrift hatte er ſich deswegen entſchuldigt: „Scripsi in corporis et animi tormentis" — „ich ſchrieb's in Qualen des Leibes und der Seele". — An ſeine Seele hatte ich damals nicht weiter gedacht, ſondern mich nur nach ſeiner Geſundheit erkundigt; mit der Seele werde es dann ſchon recht werden. Und nun war es nach allem Anſchein doch nicht recht geworden, ſondern gar ſo ſchlimm, daß es ihn unempfindlich für Jugendfreundſchaft und zu einem Sonderling unter den Mitbürgern gemacht. Wie er jetzt ausſehen mochte? Ob ich ihn wohl gleich wiedererkannte, wenn ich ihm nicht in ſeinem Hauſe, ſondern hier in der Lindenallee begegnete?

Da ſtand ich ſchon vor dem ganz von großblättrigem Efeu, Kletterroſen und blühender Klematis überſponnenen Predigerhäuschen, unter demſelben Apfelbaum, in deſſen Gezweig ich mit Taſſilo am Tage der Kunde von der Kriegserklärung in jenen Sommerferien geſeſſen, die reifen Äpfel gepflückt und dabei — zur Übung für das bevorſtehende Examen — in ſchwülſtigen ciceronianiſchen Drechſelphraſen Latein geſprochen hatte. Still und friedlich wie damals lag das Häuschen da im Grünen. Und nun trat er ſelbſt auf mein Klingeln in die Tür, ich erkannte ihn wieder, auf den erſten Blick, — und prallte

ſchmerzlich entſetzt vor ihm zurück. Auch er hatte mich ſogleich erkannt, und ein unſäglich bitteres Lächeln über mein Entſetzen beſchattete einen Augenblick, aber nur einen, ſeine Züge. Dann fragte er mich, und ſeine markloſe Stimme ſteigerte meine Schmerzempfindung: „Du wollteſt zu mir?“ —

Ich fand kein Wort der Erwiderung, ſondern ſtarrte noch immer wie verſteinert in ſein Geſicht und horchte auf den längſt verhallten Klang ſeiner Stimme.

Sein Geſicht! Es waren nicht die tiefen Pockennarben, die mich ſo erſchreckt hatten. Im Gegenteil, ſie gaben ihm etwas Rührendes, Mitleidgebietendes. Aber eine gelbliche Bläſſe bedeckte ſein ganzes bartloſes Geſicht bis unter die Haarwurzeln, und die wie im Fieber glänzenden großen Augen lagen tief in ihren Höhlen. In mir regte ſich der Arzt, und ſchweigend begann ich meine Diagnoſe, als ein zottiges, ſchwarzgelbes allerliebſtes Ungeheuerchen von Affenpinſcher kläffend auf mich losgeſprungen kam, mich anbellte und dabei immer fragend auf ſeinen Herrn blickte, was der ihm wohl über mich ſage. Das Tierchen war augenſcheinlich an Beſuche nicht gewöhnt. Als Taſſilo ganz ſtill blieb, bellte es mich mit geſteigerter Wut an. Ein ſchöner ſchlanker Knabe mit langen braunen Locken über dem weißen Halskragen erſchien im Hintergrund und rief das zornige Tierchen zurück: „Komm, Droll! Artig, Droll!“

„Und das iſt dein Sohn?“ fragte ich Taſſilo, froh, eine Frage zu finden, die uns vielleicht über die erſten Minuten hinweghülfe und in ihm eine Herzensſaite anſchlüge.

Er warf einen teilnahmlosen, kurzen Blick auf den Knaben und sagte mit derselben klanglosen, müden Stimme wie vorher: „Ja, das ist mein Sohn. — Ach so, ich vergaß ganz, dich willkommen zu heißen, Franz; sei mir nicht böse darum und tritt ins Zimmer!“

Ich mochte eine Bewegung gemacht haben, als wollte ich ihn umarmen, aber er zuckte mit dem Oberleib zurück und machte es mir selbst unmöglich, seine Hand zu ergreifen.

Stumm hieß er mich durch einen matten Wink des Kopfes auf dem Sofa seines Arbeitszimmers niedersitzen; stumm saß er selbst in den ersten Minuten unsres Beisammenseins mir gegenüber da. Zwischen uns bedurfte es gewiß nicht der gewöhnlichen Regeln der Höflichkeit, das wußte er so gut wie ich; dennoch mußte er fühlen, daß er zuerst zu sprechen hatte.

„Ich freue mich sehr, dich wiederzusehen,“ sagte er leise; dann aber sprang er heftig auf und eh' ich mich dessen versah, hing er an meinem Halse und schluchzte: „Ja, ich freue mich, Franz. O, wie ich mich freue! O, wie gut von dir!“

„Beruhige dich, mein lieber Taß, mein alter lieber Junge — ja doch, ja doch.“

„Laß mich nur, du kannst ja nicht verstehen, wie ich mich freue. Ach, du bist noch einer aus der guten Zeit vorher.“ Sein Schluchzen wurde so heftig, daß es seine Stimme erwürgte. Mir füllten sich über seine Art, sich zu freuen, die Augen voll Wasser.

Er ließ mich endlich los, trocknete sich die Tränen von den Wangen, ungeschickt mit dem Rockärmel wie ein

Kind, und ſagte mit einiger Aufregung, nur um ſeine Stimme wieder in die Gewalt zu bekommen: „Du biſt — mir doch — nicht böſe, daß ich dich ſo empfangen habe?“

„Unſinn, Menſchenskind. Böſe! Du haſt mich ja empfangen, wie mein alter lieber Taß, der du im Grunde immer geweſen biſt.“

„Sehe ich wirklich ſo ſehr verändert aus?“ fragte er mich beklommen.

„Wie kommſt du auf die Frage?“

„Meinſt du, ich habe dein Zurückprallen bei meinem Anblick nicht geſehen? Ja, ja, Beſter, die Pocken ſpaßen nicht. Nur gut, daß ich meine Frau ſchon hatte.“

„Und dann noch eine Kugel in die Bruſt und einen Pallaſch zolltief in den Arm!“ ſetzte ich hinzu.

„Die Kleinigkeiten ſind längſt ausgeheilt!“ ſagte er abwehrend, faſt verächtlich.

„Na, Kleinigkeiten können es doch nicht geweſen ſein, ſonſt hätten ſie dich nicht ſo mitgenommen.“

„So?!“ erwiderte er und blickte mich herausfordernd an. „Ach, ſieh mal, was du klug biſt, — ihr Ärzte hört ja das Gras wachſen.“

Ich mußte ihn immer forſchend anſehen, um meinen alten Taſſilo, den braunlockigen, ſtolzaufgereckten Jüngling mit den blitzenden Augen und dem heiter glänzenden Geſicht in ihm zu ſuchen. Die allgemeine Ähnlichkeit war für den Wiſſenden wohl noch da, doch alles in ſeinem Geſicht war verwelkt, gealtert, wie bei einem Greiſe. Ich wußte lange nicht, was es ſein mochte; ein körperliches Leiden war das ſicher nicht. Dann fiel es mir ein: ſo ſah nur ein Menſch aus, der vom Leben nichts, rein gar

nichts mehr hofft, der nur noch lebt aus dem Heldenmut der Pflicht, für andre, nicht für sich, dem das Leben nicht mehr die freundliche Gewohnheit des Daseins ist. Es war in ihm etwas Absterbendes, was aus den tiefsten Wurzeln seines Wesens durch alle seine Lebensfasern dringen und alles vergiften mußte. Hier war mit neugierigen Fragen nichts getan; was er mit sich schleppte, mußte er selbst mir offenbaren, sonst half ihm auch ein Aussprechen nichts. So blieb mir nichts andres übrig, als mich wenigstens nach seinen äußeren Geschicken, die sich so glänzend gestaltet, zu erkundigen, und je mehr ich erfuhr, desto höher stieg mein Erstaunen und Grauen über die Gegensätze in diesem Menschenleben.

„Du bleibst heute natürlich bei uns zum Abend," sagte er, diesmal mit etwas hellerer Stimme.

„Ja, wenn es dir wirklich Freude macht und ich deiner Frau recht bin."

„Meiner Frau recht? Die schlachtet sogleich ihre drei blauen Tauben oder ihre weiße Lieblingshenne vor Freude, wenn sie hört, daß du da bist und mir Gesellschaft leisten willst, besonders heute vor dem Sedanfest."

„Kann ich sie sehen? — Sie ist nicht zu Hause?"

„Sie ist auf dem Kirchhof, — du weißt, ihr Bruder Hellmut, er war ja auch einer von uns fünfen im Examen. Bei Sedan gefallen. Sie haben seine Leiche hieher gebracht, und da ist sie sein Grab für morgen schmücken gegangen."

„Hellmut von Zitzewitz auch tot?"

„Ja, — ach und noch mancher, den wir beide gekannt haben. Die Namen findest du alle auf der Kriegersäule am Bismarckplatz."

„Der arme Hellmut!“ seufzte ich.

„Wie kannst du solchen Unsinn schwatzen!“ rief er zornig. „Armer Hellmut! Was weißt du davon? Bis ins Jenseits reicht doch euer bißchen Wissen nicht. Als ob es wunder welch Unglück wäre, in Ehren zu sterben, die Stirn tapfer dem Feinde zugekehrt und die Todeswunde mitten in der Brust! So war's mit Hellmut.“ — Dann setzte er mit ganz leiser Stimme hinzu, als spräche er nur mit sich: „Ich wollte, mir wär' es so gut geworden wie ihm!“

„Jetzt hab' ich's satt, Tassilo!“ und ich packte ihn ganz derb am Arm. „Du willst ein Diener des Herrn sein, predigst wohl gar salbungsvoll über das Wort, daß der Herr alle Haare auf unserm Haupte gezählt hat, und dann tust du solche schandbaren Aussprüche, deren du selber dich so schämst, daß du sie in deine Halsbinde hinein murmelst!“

„Es steht nirgend verboten, die Toten zu beneiden,“ sagte er kleinlaut.

„Laß die Toten ihre Toten begraben!“ schrie ich ihn ärgerlich an. „Du aber lebst und hast für Lebende zu leben, und damit basta! Ich habe mir's wohl denken können, daß hier nicht alles stehe, wie es stehen soll. Auf keinen Brief hast du mir eine Antwort gegeben, — beschworene Freundschaft und Brüderschaft ist dir ein Pappenstiel geworden und — guten Abend!“ Ich hatte mich in einen solchen Ingrimm hineingeredet, daß ich in vollem Ernst die Hand heftig auf die Klinke legte.

Da wurde die Tür sacht von draußen geöffnet, und die Frau Pastorin trat ins Zimmer. Ich hatte sie als

Mädchen nicht gekannt, hatte nur von ihrer Holdſeligkeit gehört, für die ſchon damals einige gefühlvolle Primaner ſchwärmten, wenn ſie der Zitzewitziſchen Gaſtfreundſchaft in Weihnachts- oder Oſterferien gewürdigt wurden, — und ſtand nun vor ihr mit einer ſichtbaren Erregung auf dem Antlitz. Der laute Ton meiner zornigen Rede mußte ihr durch die Tür entgegengehallt ſein.

Sie war faſt ſo groß wie Taſſilo und erſchien beinah noch größer, weil ſie ſich kerzengerade hielt, während er haltlos immer in ſich zurückſinken wollte. Ihre einſtige mädchenhafte Holdſeligkeit hatte ſich, ohne dadurch viel einzubüßen, in eine über ihre ganze Geſtalt und ihr Geſicht ausgegoſſene Mütterlichkeit verwandelt. Sah man ſie an, ſo hatte man ein Gefühl, als möchte ſie alles unter ihre ſchützenden Arme nehmen. So gleich bei ihrem Eintritt ihren geſcholtenen Mann: ſie ſtreckte wehrend ihre Hände zwiſchen ihm und mir aus, ſtand hochaufgerichtet da und maß mich mit Augen, denen man wohl anſah, daß ſie zornig blicken wollten, aber es ſchwer fertig brachten. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, und von ihren Kleidern ging ein feiner Blumenduft aus, den ſie von den überblühten Gräbern mitgebracht.

„Dies iſt mein lieber alter Franz, mein Herz, von dem ich dir ſo viel erzählt," ſagte Taſſilo und nahm mich bei der Hand, um ihr zu zeigen, daß wir uns nicht gerade in den Haaren gelegen.

„Ach, Sie ſind es!" ſagte ſie mit einer Stimme, aus der es klang wie ein Glockenton der Hoffnung. „Und Taſſilo hatte mir gar nichts von Ihrem Kommen geſagt!"

„Meine Gnädige, ich habe ſelbſt noch vor ein paar

Stunden keine Ahnung gehabt, daß ich meinen liebsten Jugendfreund heute wiederſehen würde."

„Macht es dir etwas, mein Herz," ſagte Taſſilo zu der ſtattlichen Frau, „wenn der Doktor dich nennt, wie du heißeſt — Emma? Er gehört ja zur Familie."

„Mir? Mir macht es Freude!" rief ſie. — „O dies einzige Glück, jetzt wird alles wieder gut werden! Ach, mein lieber, lieber Taß!" Sie warf ſich ganz aufgeregt an ſeine Bruſt, ſo daß er ſie in ſeine Arme ſchließen mußte. Bald faßte ſie ſich aber wieder und wand ſich ſanft los: „Sie müſſen ſich nicht allzuſehr verwundern, lieber Freund, wenn Sie mich ſo aufgelöſt ſehen. Sie wiſſen doch, nicht wahr, mein armer Mann iſt ſo — ſo eigen geworden — es iſt ihm vom Kriege nachgeblieben."

„Ich weiß, Frau Emma, und ich weiß nicht; aber was es auch ſei, es muß nun anders werden, denn jetzt bin ich da und ich bin ein Stück ſeiner Jugend, nicht wahr, mein alter Junge? Und da wird er ſich wieder beſinnen, wie es einſt geweſen."

„Ich klage ja nicht meinetwegen," ſagte Frau Emma; „ich hab' ihn eigentlich nie anders gekannt; aber ich habe doch das Gefühl gehabt, ſo kann er nicht immer geweſen ſein. Sie ſagen es hier ja auch alle."

Bei alledem ſaß Taſſilo da, als ginge ihn das, was wir ſprachen, gar nichts an. Er horchte aufmerkſam hin, doch ſo, als ſprächen wir von irgend einem Fremden.

„Ich ſorge ſogleich für das Abendeſſen; ich muß nur erſt nach unſrem Franz ſehen, nach dem Kleinen," — damit ging ſie aus dem Zimmer.

„Dein Sohn heißt Franz?" fragte ich Karzin.

„Ja, wie ſollte er anders heißen?“

„Du haſt alſo meiner gedacht, und doch haſt du mir nicht geantwortet, als ich dir zu deinem Knaben Glück wünſchte, haſt Brief auf Brief unerwidert gelaſſen, als ſei ich dir ein Wildfremder geworden. Willſt du es mir endlich ſagen, was es iſt, oder nicht?“

„Später vielleicht. Noch nicht. Laß mir Zeit.“

„Alſo es iſt etwas! Etwas Greifbares?“

„Greifbares? Nein — ja — ich weiß nicht. Frag mich nicht, jetzt nicht.“

„Weiß deine Frau darum?“

Er ſprang entſetzt auf: „Meine Frau? Wäre ſie meine Frau geworden, wenn ſie es gewußt hätte?! Nein, nein, im Leben nicht — o, es iſt entſetzlich!“

Er warf ſich in den Lehnſeſſel vor ſeinem Schreibtiſch, ſchlug beide Hände vors Geſicht und verharrte in regungsloſem Schweigen. Draußen ſchimmerte die blutrot untergehende Sonne durch das gelichtete Geäſt des Apfelbaumes. Dann erloſch ſie, und fahles Grau füllte das Zimmer.

Frau Emma kam mit der angezündeten Lampe in der einen Hand, an der andern den Knaben. Bei ihrem Eintritt erhob ſich Taſſilo, ging ans Fenſter und ſtarrte in den Abend hinaus. Sie warf mir einen verſtehenden Blick zu und gab dem kleinen Franz einen Wink. Der zauderte erſt ein wenig, dann ging er zu ſeinem Vater ans Fenſter, faßte deſſen rechte Hand und ſagte: „Darf ich hier bleiben?“

„Ja, gewiß darfſt du.“

„Und nun,“ ſagte Frau Emma, „mußt du deinem

Namenspaten hier zeigen, was du Schönes gelernt haſt. Dies iſt der Onkel Franz.“

Der Junge ging heiter zutulich auf mich zu und reichte mir ſeine feine Knabenhand, mit der er ganz kräftig die meine drückte. Ich ließ mich mit ihm in eine Unterhaltung ein. Was hätt ich auch ernſtliches in ſeiner Gegenwart mit dem Vater ſprechen können! Der liebenswürdige raubnlockige Junge war uns allen dreien eine wahre Erlöſung aus unſrer ängſtlichen Spannung. Welch ein Glück, dachte ich, daß dieſe beiden armen Menſchen, einander ſo nah und doch ſo fremd, wenigſtens dies eine ſtarke, lebendige Band haben! Was möchte ſonſt ſchon aus ihnen geworden ſein!

Hei, und wie der Beſcheid wußte, der kleine Quintaner! Latein ſchien allerdings nicht ſeine ſtärkſte Seite zu ſein. Auch das hatte er von ſeinem Vater, deſſen lateiniſche Aufſätze oft des guten Direktors Entſetzen geweſen. Aber in der brandenburgiſch-preußiſchen Geſchichte und in Geographie war er ein wahrer Held, und ich mußte lächeln über dieſes ſeltſame Spiel der Natur: auch Taſſilo war von jeher in beiden Wiſſenſchaften der Beſte ſeiner Klaſſe geweſen, zur geringen Zufriedenheit ſeines durch und durch klaſſiſch gebildeten Vaters, der an einem Theologen, und das mußte Taſſilo natürlich auch werden, ganz andre Dinge rühmte als Geſchichte und Geographie.

„Na, dann erzähle mir mal etwas vom deutſch-franzöſiſchen Kriege, von dem letzten,“ ſagte ich arglos zu dem Knaben. Taſſilo machte eine Bewegung, als wolle er ſeinem Knaben den Mund zuhalten; indeſſen der merkte nichts davon und fing nun an zu erzählen: auswendig

Gelerntes, Geleſenes oder Gehörtes durcheinander, aber alles in einer merkwürdig kraftvollen Sprache und mit ausdrucksvollen Gebärden. Und nun kam er zur Schlacht bei Gravelotte und erzählte: „Und da iſt mein Vater auch bei geweſen und er hat bei den Einundſechzigern unter dem Oberſten von Wedell geſtanden, und wie die Franzoſen vorübergeritten ſind, da iſt er vorgetreten, ganz allein, und hat ſie alle aufgehalten und totgeſchoſſen, und dafür hat er das Eiſerne Kreuz bekommen vom Kaiſer Wilhelm ſelber, und der Kronprinz — —"

Ein Stöhnen aus wunder Bruſt ertönte vom Fenſter her, lauter als die ſchrille Erzählung des Knaben, ſo daß dieſer erſchreckt innehielt und ſich an ſeine Mutter ſchmiegte.

„Du weißt, der Vater mag das nicht immer hören, Franz. Warum erzählſt du es dennoch?" ſagte Frau Emma und ſtreichelte dabei des Knaben geſenktes Köpfchen.

„Es iſt doch aber wahr," ſagte das Kind mit weinerlicher Stimme, „und ſie ſagen es ja alle; warum ſoll ich es denn gerade nicht ſagen?"

„Franz, geh hinaus!" ſagte der Paſtor mit einer Härte im Ton, die mich empörte. Aber da trat wieder ſeine herrliche Frau mit geteilter und gedoppelter Liebe zwiſchen den Vater und das weinende Kind und ſagte: „Haſt du ſchon unſrem lieben Freunde den Garten gezeigt? — O, Sie müſſen unſern Garten ſehen!" mit einem Eifer, der nur den Zweck hatte, die rauhen Worte des Gatten an den Knaben ſchnell vergeſſen zu machen. „Es iſt noch immer hell genug draußen. Von Blumen iſt ja jetzt nicht mehr viel zu ſehen. Immerhin lohnen unſre gefüllten Aſtern und Malven, und dann habe ich ein Rieſen-

beet mit hohem Phlox. Vor allem aber laſſen Sie ſich den großen Pflaumenbaum in der Mitte zeigen; der iſt ja mit den Jahren eine wahre Sehenswürdigkeit in der ganzen Stadt geworden und unſern Franz verſorgt er jahraus jahrein mit ſeiner geliebten Pflaumenkreide, — nicht, mein Junge? Sie müſſen nämlich wiſſen, die ißt die kleine Leckerzunge lieber als unſre beſte hinterpommerſche Butter.“ Sie tätſchelte ihrem Einzigen liebevoll den Scheitel. „Der Baum gehört ihm, und Sie werden ſehen, welche Mühe er ſich mit ihm gibt. Heute früh hat er ihn mannshoch, das heißt jungenshoch, mit Teer bepinſelt, um die Raupen abzuhalten, und dabei hat er ſich ſeine neuen, ſchönen Turnhoſen ſo angemalt, daß ich daraus eine preußiſche Fahne machen kann.“

„Ach, Mama, ſo doch nicht, bloß zwei kleine Striche, und die gehen wieder aus,“ ſagte Franz, der die böſen Worte ſeines Vaters ſchon vergeſſen hatte und ſich an die Mutter neſtelte.

„Sie werden ja ſehen. — Nicht wahr, lieber Taſſilo, du gehſt mit unſrem Freund mal in den Garten; derweilen bereite ich das Abendeſſen. Franz hat noch ſein franzöſiſches Exerzitium zu machen. Ich laſſ' euch rufen, wenn es ſo weit iſt.“

* * *

Taſſilo ging mit mir, durch die große Glasflügeltür zwiſchen den Fenſtern, in den Garten.

Die Sonne war nun längſt verglommen, aber noch immer lag über dem früchtedurchdüfteten Garten ein blaſſer Abendglanz, wie er hier im nordöſtlichen Deutſch-

land ſelbſt im Spätſommer länger währt als anderswo. Auf dem kurzgeſchorenen Raſen rechts und links ſtanden hochgefüllte Säcke voll Äpfel und Birnen, und unter dem mir wohlbekannten Pflaumenbaum ziemlich in der Mitte des Gartens dufteten aus einem großen Wäſchekorb die bläulich überreiften dunklen Hundspflaumen. Arglos machte ich den ſtumm neben mir ſchreitenden Freund auf den fliegenden Sommer aufmerkſam, der ſich ſchon in den engeren Gängen von Hecke zu Hecke und von Baum zu Baum ſpann.

„Wie meinſt du? Fliegender Sommer?“ fragte er ängſtlich.

„Das kennſt du nicht? Hier, die feinen Spinnwebfädchen, die ſchimmernd — — Aber was haſt du?“

„Laß uns umkehren!“ ſagte er haſtig. „Ich will ſie nicht ſehen. Nein, ich will nicht!“

In dieſem Augenblicke überkam mich der Gedanke, Taſſilos Leiden möchte vielleicht doch am Ende nichts andres ſein als eine geiſtige Störung. Wie man ſich vor den feinen, flatternden Fäden entſetzen könne, die der ſcheidende Sommer hinter ſich verſtreut, das faßte ich nicht.

„Kennſt du den Major von Noſtiz?“ fragte ich Taſſilo, um ihn auf andre Gedanken zu bringen.

„Natürlich kenne ich ihn. Auch einer meiner Quälgeiſter! Woher kennſt du ihn denn?“

„Ich bin heute mit ihm von Köslin bis hieher gefahren.“

„So? Na und?“

„Weiter nichts.“

„Aber er hat dir doch erzählt von dem Sedanfeſt des Kriegervereins und ſo weiter.“

„Nicht viel, nur daß wir uns dort ſehen würden, du, ich und er.“

„Siehſt du wohl, ich und er! Der Major läßt mir keine Ruhe, er will mich durchaus — —“

„Er hat mir kein böſes Wort über dich geſagt.“

„Nein? Freut mich. Ich wünſche nur, er ließe mich in Ruhe und zwänge mich nicht, mich morgen an ſeinem Feſt zu beteiligen.“

„An ſeinem Feſt?! Iſt es nicht dein Feſt ebenſogut und unſer aller Feſt, aber dein Feſt doch ganz beſonders?“

„Es iſt gerade genug, daß ich in der Predigt drauf zu ſprechen kommen muß, weil morgen zum Unglück auch noch Sonntag iſt, aber mit ihrem Kriegerverein und ihrem Sedanfeſt hätten ſie mich ungeſchoren laſſen können. Es iſt bis jetzt all die Jahre ohne mich gegangen; es wird auch morgen gehen. Dieſer Major aber iſt hinter mir her, wie der böſe Geiſt. Hat er dir etwas darüber geſagt?“

„Was ſoll er mir denn ſagen? Nicht eine Silbe!“

„Stelle dir vor: weil ich nun mal das Eiſerne Kreuz habe und weil ich ein Held geweſen ſein ſoll und ſo weiter, darum wollen ſie mich morgen beim Bankett des Kriegervereins zum Feſtredner haben, und ich ſoll das Hoch auf den Kaiſer ausbringen — ich!“

„Das finde ich nicht im mindeſten wunderlich; ich wundere mich nur, daß du dich ſträubſt, dabei zu ſein. Iſt es dir etwa nicht recht, daß wir bei Sedan den Napoleoniſchen Boviſt aufgeſtochen und bald darauf und zumeiſt

durch Sedan das aufgerichtet haben, wofür du als Primaner geſchwärmt haſt wie kein andrer von uns allen?“

„Ja, ja, was man nicht als dummer Junge alles für Dummheiten macht!“ ſagte Taſſilo und ſpielte gedankenlos oder gedankenſchwer mit einem langen Gartenmeſſer.

„Solche Dummheiten gehören überhaupt zu dem Beſten, was wir beſitzen, lieber Sohn, und ich verbitte mir ernſtlich deine überlegentuenden Redensarten. Soll ich dir etwa vordeklamieren, wie Poſa der Königin, ‚daß man für die Träume ſeiner Jugend ſoll Achtung tragen?‘ Wer von uns beiden iſt hier eigentlich der Prediger? — Ich will dir etwas ſagen, mein guter Taß: entweder biſt du ein ganz niederträchtiger Philiſter geworden, und das iſt das Unwahrſcheinlichere, — oder du biſt krank. Woran, das weiß ich noch nicht, aber ernſthaft krank, und dann kriegſt du es mit mir zu tun.“

„Ich bin ſo geſund wie du und ihr alle, und ein Philiſter geworden bin ich auch nicht, ſoweit man ſich ſelber beurteilen kann.“

„Was aber in dreier Pomuchelsköpfe Namen biſt du denn, wenn du weder ein Philiſter biſt noch krank?“

Er ſah mich feſt an und ſagte langſam: „Ein ganz erbärmlicher Lump! — Jawohl, ich, der Ritter des Eiſernen Kreuzes, der gefeierte Held von Gravelotte, der vortreffliche Diener am göttlichen Wort, und ſo weiter. Alles Larifari. Worte, Worte, Worte!“

„Du biſt krank, lieber Taſſilo, und ſollſt mein erſter Patient hier in dem alten Neſt werden.“

Er ſchwieg und ſchlug die reifen Mohnköpfe mit dem Gartenmeſſer herunter.

Ich wollte ihn auf vernünftige Gedanken und Reden bringen: „Erzähle mir lieber, wo du deine Frau kennen gelernt; dahinter soll ja ein bißchen Romantik gesteckt haben."

„Romantik? Ich habe sie mir erschwindelt, wie alles andre eben auch."

Er war offenbar verrückt. Die letzten Worte hatte er ohne Aufregung, nur todtraurig gesprochen und mit einem Ton schonungsloser Selbstanklage, der mir durchs Herz schnitt.

„Was soll das heißen: wie alles andre eben auch?" fragte ich ihn.

„Du brauchst nur zu fragen —: Alles und jedes, Leben und Gesundheit, — eine nette Gesundheit! Dazu das Eiserne Kreuz, — na, das trage ich wenigstens nie. Dann die gute Pfarrstelle, auf der mein ehrlicher Alter zweiundvierzig Jahre gesessen. Dann meine Frau, diesen Engel des Lichts, ergo auch meinen Jungen." —

Er blieb vor mir stehen, legte mir die Hände auf die Schultern und blickte mir grenzenlos elend in die Augen: „Franz, kannst du dir eine Vorstellung machen, wie einem zu Mut ist, der Tag um Tag, ein halbes Leben lang in der Lüge steckt, mit der Lüge aufsteht und zu Bette geht? Nein, das kannst du nicht. Gott im Himmel bewahre einen jeden in Gnaden davor! Es ist entsetzlich, alles, was man sein nennt, alles, was des Daseins höhere Freude ausmacht, Weib und Kind, Amt, Ehre und guten Namen einer ungeheuren Lüge zu verdanken, einem Betrug, einer Fälschung oder noch Schlimmerem!"

„Und das sagst du mir, Tassilo, den du seit Jahren

zum erſten Mal wiederſiehſt, und deiner Frau haſt du es all die Jahre verſchwiegen!“

„Gerade darum, weil ich es ihr ſo lange verſchwiegen habe! In den erſten Jahren, — ach nein, da vielleicht nicht mehr; aber in den erſten Tagen, als ich ſie kennen lernte, gleich im Lazarett, da hätte ich es tun ſollen. Aber da verboten mir auch die Ärzte und Emma ſelber das viele Sprechen, hielten alles für Fieberwahn, wenn ich davon anfangen wollte, — und nun kann ich nicht aus dem Sumpf heraus. Einmal in der Lüge drin, einmal in dieſes zähe Schlammoor verſunken, — und kein Gott hilft einem heraus.“

„So ſprichſt du, der Prieſter?“

„Ja, gerade ich, der Prieſter.“

„Und deine Frau? Ich komme immer wieder auf ſie zurück.“

„O dieſe Scham! Die Scham vor ihr! Ich ſchäme mich ſo, daß ich ſie kaum anſehen mag, daß ich oft beim reinen Glockenklang ihrer Stimme am ganzen Leibe zittere, als höbe jetzt das Gericht an. Und ſelbſt vor meinem Knaben ſchäm' ich mich; je ähnlicher er mir äußerlich wird, deſto mehr. Es hat eine Zeit gegeben, wo ich war wie er, alle ſagen es mir, und wie ich darunter leide, das weiß nur ich.“

„Aber mir wirſt du dein Herz ausſchütten, Mann, und ſogleich!“

„Es hat ſich was mit Ausſchütten! — Ich möchte, aber ich glaube, ich kann es nicht. Es gibt Dinge, die man dem beſten Freunde nicht ſagen kann, die man ſich ſelber nur noch in den ſchlafloſen Nächten geſteht, wo

der Herbststurm an den Türen rüttelt und der Regen an die Fenster klatscht."

„Und doch mußt du es sagen, jetzt gleich! Nicht dem Freunde, sag es dem Arzte. Wir sind ja auch Beichtväter, wie ihr Priester. Hier setz dich hin auf diese Bank, hier sieht und hört uns niemand." Dabei wollt ich ihn in die mit wildem Wein dicht umrankte Laube ziehen.

Doch da rief des Knaben helle Stimme aus der offenen Flügeltür in den Garten herab: „Mama läßt Papa und Onkel zu Tisch bitten!"

Der Augenblick war verpaßt. Wir mußten folgen. Tassilo nahm müde meinen Arm und stieg schleppenden Schrittes mit mir die steinernen Stufen zu seinem Arbeitzimmer hinauf.

Frau Emma hatte dort den Abendtisch hergerichtet. Ein weitbauchiger bunter Irdenkrug voll herbduftender Spätsommerblumen stand in der Mitte. Es nützte alles nichts: ich brauchte nur in Tassilos hoffnungsloses Gesicht zu blicken, um alle Eßlust zur verlieren. Frau Emma zwang sich zum Essen, um ihrem Gatten und mir ein einladendes Beispiel zu geben. Das Gespräch floß einsilbig dahin. Auch der Knabe war durch die Anwesenheit des Gastes eingeschüchtert, und doch mußte ich mich seiner wieder bedienen, um über die schwerlastende Stunde hinwegzukommen. Dann sagte Frau Emma ein paar Worte über das morgige Sedanfest: „Mein Mann hat niemals dabei sein wollen; er ist so übertrieben bescheiden und er hat keine heiteren Erinnerungen an den Krieg. Er ist ja auch nur einen Tag dabei gewesen; aber jetzt haben sie keine Ruhe gegeben, und morgen soll er durch-

aus den Kaiſertoaſt ausbringen." — Taſſilo ſtöhnte auf. — „Der Oberſt von unſern Huſaren," fuhr ſie fort, „iſt auf Urlaub in Berlin. Der alte Major von Noſtiz iſt kein Redner und hat auch nicht das Eiſerne Kreuz, da haben ſie Taſſilo gebeten —"

„Gezwungen," ſagte der Paſtor ſpitz.

„Sie lieber Freund, nehmen ja auch teil an dem Bankett als unſer neuer Stadtarzt, — vielleicht bleiben Sie morgen an ſeiner Seite oder doch ihm gegenüber." Dabei warf ſie mir einen langen, bittenden Blick zu.

Nach dem Eſſen verabſchiedete ſich Frau Emma, der Knabe müſſe zu Bett, ſie ſei angegriffen von dem Beſuch am Grabe, und Taſſilo und ich hätten wohl auch noch mancherlei miteinander von alten Zeiten ungeſtört zu beſprechen. „Auf Wiederſehen morgen in aller Frühe, dann zeige ich Ihnen meinen Taubenſchlag und meinen Hühnerhof, wenn Sie das intereſſieren kann."

* * *

Als die Tür ſich hinter ihr und dem Knaben geſchloſſen, verharrte ich noch eine Weile ſchweigend. Taſſilo ſaß vornübergebeugt auf dem Stuhl, die Hände ſchlaff auf den Knien. Auf einmal fing er ganz von ſelber an: „Und du kannſt dir's gar nicht denken, was mich quält?"

„Wie ſollt' ich! Dazu müßte ich dich erſt mal körperlich unterſuchen, wenn es nicht eben eine überſpannte, fixe Idee iſt, in die du dich verrannt haſt."

„Das haben ſie mir anfangs alle geſagt, als ſie mich ſo verändert fanden, bis ich aufhörte ihnen zu widerſprechen, und ſie mich in Ruhe ließen. — Ach nein, es iſt

keine überſpannte und fixe Idee, es iſt die furchtbarſte, greifbarſte Wahrheit. Ich ſeh' es, als wär' es heute; zwar fühl' ich nicht mehr, wie ich damals gefühlt, aber bis zu meiner letzten Stunde werde ich wiſſen, wie es damals war."

Er ſtand auf und nahm von ſeinem Schreibtiſch ein kleines Neues Teſtament, ſein abgegriffenes Handexemplar: „Wie in dem Büchlein doch für jede Lebenslage, auch für die ſeltſamſte und verworrenſte, das treffende Wort geſchrieben ſteht! Lies einmal hier im Römerbrief, im ſiebenten Kapitel!"

Ich las halblaut unter ſeinem zeigenden Finger, während Taſſilo von Zeit zu Zeit bekräftigend mit dem Kopfe nickte: „Denn ich weiß nicht, was ich tue; denn ich tue nicht, das ich will, ſondern das ich haſſe, das tue ich. — Denn ich weiß, daß in mir, das iſt in meinem Fleiſch, wohnet nichts Gutes. Wollen habe ich wohl, aber vollbringen das Gute finde ich nicht. — Denn das Gute, das ich will, das tue ich nicht; ſondern das Böſe, das ich nicht will, das tue ich. — So ich aber tue, das ich nicht will, ſo tue ich dasſelbe nicht, ſondern die Sünde, die in mir wohnet. — Denn ich habe Luſt an Gottes Geſetz nach dem inwendigen Menſchen. — Ich ſehe aber ein ander Geſetz in meinen Gliedern, das da widerſtreitet dem Geſetz in meinem Gemüte und nimmt mich gefangen in der Sünde Geſetz, welches iſt in meinen Gliedern." —

„Lies nur weiter!"

Und ich las: „Ich elender Menſch, wer wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes?"

„Wort für Wort klagt mich an," rief Taſſilo, „mich

elenden Menſchen! Wer wird mich erlöſen von dem Leibe dieſes Todes?“ —

Nach einer Pauſe fuhr er fort: „Du, Franz, haſt mich gekannt als Knaben und als Jüngling, wie mich keiner gekannt hat, auch mein eigener Vater nicht. Sage mir aus deiner Erinnerung, wie ich dir vorgekommen bin, damals? Sag alles Schlimme, was du von mir weißt, ohne Schonung.“

„Dazu bin ich nicht hier, mein alter Junge, und wollt' ich auch alle Taſchen meiner Erinnerung um und um wenden, es fiele doch nichts heraus, was man füglich ‚alles Schlimme‘ nennen dürfte.“

„Aber, nicht wahr, das wirſt du mir ſagen: bin ich dir jemals wie ein Feigling vorgekommen? irgendwo? beim Schwimmen, beim Turnen, beim Reiten?“

„Du ein Feigling, Taſſilo?! Mach keine ſchlechten Witze! Du warſt unſer Achilles und Hektor zugleich, und du weißt es auch ſelber ganz gut, darüber gab's nur eine Stimme unter den Lehrern, wie unter uns Schülern.“

„Na ja, ich weiß, ich wollt' es nur der Vollſtändigkeit wegen von dir noch einmal hören. — Und nicht wahr, damals, als die Kriegserklärung nach Stolpwitz gemeldet wurde, — du weißt wohl noch, wie wir draußen im Apfelbaum ſaßen, und der alte halbbetrunkene Stadtſergeant Fabricius wie toll die Straße entlang geſtürmt kam und das weiße Blatt hochhielt und ſchrie: Er iſt erklärt! er iſt erklärt! — Wie hab' ich mich damals benommen? oder haſt du es vergeſſen?“

„So etwas vergißt man ſein Lebtag nicht. In einem Satz biſt du vom Baum geſprungen, ich dir nach, und

du dann die Treppe hinauf zu deinem Alten, hier in dieſe Stube, wo er über ſeiner Sonntagspredigt ſaß, und ihm zugeſchrieen, daß er die lange Pfeife aus dem Munde und den Händen fallen ließ: Der Krieg iſt erklärt, Vater, ich geh' mit! — Und als dein Alter dir etwas ſagte vom einzigen Sohn und viel zu jung u. ſ. w. —"

„Nun?" rief Taſſilo geſpannt, „nun?"

„Da brachſt du aus: So wahr ein Gott im Himmel lebt, wenn ich nicht freiwillig mitgehen darf, dann laſſe ich mich freiwillig durchs Examen plumpſen und zu Oſtern wieder, und dann ſo weiter, und dann kannſt du ſehen, was aus mir wird!"

„Du haſt ein gutes Gedächtnis. Und dann?"

„Noch am ſelben Tage du hin zum Direktor Schütz und den gefragt, wie es ſei mit dem Mitgehen unſerer Primaner, und ob man noch erſt flink ſein Abiturium machen könne? — Na, und das übrige weißt ja nur du, denn weil du für die roten Huſaren zu lang und zu ſchwer warſt, gingſt du nach Stettin und von dort mit den Füſilieren ins Feld, ich aber nach Berlin, wo ſie mich bei allen möglichen Waffen meiner Kurzſichtigkeit wegen durchaus nicht haben wollten. Und ſeitdem haben dich meine Augen bis heute nicht mehr geſehen. Stimmt's?"

„Ja, es ſtimmt. — Und nicht wahr, du weißt auch, daß ich nicht bloß ſchrie: ‚Ich geh' mit!' weil uns alle ſo ein unbeſtimmter Raptus befallen hatte; ſondern ich wußte, warum ich mitgehen wollte, weil ich als grüner Primaner mir einbildete, ich müſſe durchaus dabei mithelfen, wie jeder Deutſche, nun es galt das deutſche Kaiſerreich aufzurichten. So was nennt man ja wohl wahre Begeiſterung, Patriotismus und dergleichen, nicht?"

„Ja, natürlich, meinſt du es etwa anders?“

„Streiten wir uns nicht um Worte!“ erwiderte er heftig. „Du wirſt es ja hören, wie es mit meiner Begeiſterung und dem Patriotismus in Wahrheit ſtand!

Drei Wochen, nachdem ich in Stettin eingeſtellt und notdürftig gedrillt war, erhielten wir telegraphiſche Marſchorder zum Nachſchub. Am fünfzehnten Auguſt frühmorgens fuhren wir ab, jubelnd und bejubelt, blieben kaum eine Stunde in Berlin und fuhren dann den Reſt des Tages und die ganze Nacht weiter nach Weſten. Wir hatten uns längſt heiſer geſungen an „des Deutſchen Vaterland“, an der „Wacht am Rhein“, an „Deutſchland, Deutſchland über alles“ und lagen oder ſaßen, wie es der Platz geſtattete, in den überfüllten Eiſenbahnwagen.

Ich weiß es ganz genau; müde und zerſchlagen, wie ich damals war, — meine innere Begeiſterung war die gleiche wie vom erſten Augenblick ab, als der Funke: Du ziehſt in den Krieg fürs einige deutſche Vaterland! zündend in meine Seele geſchlagen. Ob ich den nötigen Mut beſäße zu dem, was mir auf feindlichem Boden ſchon die nächſten Tage bringen mußten, daran dachte ich nicht ein einziges Mal; das war etwas ſo Selbſtverſtändliches, wie ein blindwirkendes Naturgeſetz. So fuhren wir in demſelben Zuge bis nach Trier, wo wir mit dem Stamm unſeres Regimentes vereinigt wurden. Ich kam zur erſten Kompanie des zweiten Bataillons, unter dem Hauptmann von Maſſow, beiläufig einem weitläufigen Vetter meiner Frau. In Trier ſchlief ich die Nacht in einem richtigen Bett, wenn auch nur auf einem Strohſack. Ich ſchlief ganz ſanft und traumlos und war, als wir Morgens um vier Uhr geweckt

wurden, weil der Zug schon um halb fünf Uhr in der Richtung von Metz abgehen sollte, vollkommen ausgeruht. Ich sage dir das nur, damit du siehst, ich kann mich für das, was an jenem unseligen Tage später geschah, nicht etwa mit Verstörtheit infolge einer schlaflosen Nacht entschuldigen.

So fuhren wir im ersten Morgensonnenstrahl bis nach Courcelles, und wir waren so fröhlich und fast ausgelassen, wie selbst an den vorangegangenen Reisetagen nicht. Ich hatte keinen einzigen andern Gedanken als den: „Gott sei Dank, endlich!“ Keinen Gedanken der Erinnerung an die Heimat, an den Alten, an das Grab der Mutter, — ich sage dir auch das der Wahrheit gemäß.

In Courcelles lagen wir über sechs Stunden auf dem Bahnhof still. Dort war eine Verpflegungstation, aber vor Aufregung bekam ich keinen Bissen herunter. Im Weiterfahren, gleich hinter Courcelles, hörte ich vom Westen her ein fernes Donnerrollen und lehnte mich weit zum Wagenfenster hinaus, um zu sehen, ob vielleicht ein Gewitter käme. Aber der Augusthimmel war wolkenlos, die sich neigende Sonne stand rot und klar über den Türmen einer noch fernen, großen Stadt, — das mußte Metz sein. Ich hörte — so langsam fuhr der schwere Zug — in den Gräben neben der Bahn die Grashüpfer zirpen und hoch über mir die Lerchen singen.

Da merkte ich, was der Donner zu bedeuten habe: es war der erste Schlachtengruß, den meine Ohren vernommen. Ich sagte es den anderen, die es aber bestritten, „weil ja hier herum noch nichts los sei“, denn jeder glaubte aufs genaueste zu wissen, wie es mit dem deutschen Operationsplan stand. Und wie wir noch stritten, überhörte ich fast,

daß mir mein Herz ſchneller und lauter zu ſchlagen begonnen; ich fühlte nur ein eigentümliches Schwellen und Quellen unter der ſteifen Halsbinde: das waren die großen Schlagadern, die das Fluten und Ebben meines Herzens dem Gehirn zuführten. Als wir in der Station Ars an der Moſel einfuhren, aus der uns der Ruf „Alles ausſteigen!“ entgegenſcholl, war ich ſo aufgeregt, daß mir das Gewehr faſt aus den Händen gefallen wäre. Aber noch immer wußt ich nicht, was mit mir geſchehen ſei.

Der Kanonendonner dröhnte jetzt immer lauter und ſchien ſich zu nähern. Unſer Hauptmann und die Offiziere mußten ſchon ſchreien, um ſich verſtändlich zu machen. Wir hielten noch neben dem Bahnhof in Kompaniekolonne. Ich ſtand im erſten Glied, und der Pulvergeruch drang ſtark und ſtickig herüber. Ab und zu ſah ich es wie ein weißgraues Wölkchen blitzgeſchwind am Himmel dahinfliegen; das mußte eine Granate oder Bombe geweſen ſein. Plötzlich war es über unſern Köpfen wie ein Ziſchen und Pfeifen, ich fühlte einen Druck wie von einem heftigen Wirbelwind, der im Nu kam und ging, und im ſelben Augenblick hinter mir ein Krachen, als ſeien zwei Eiſenbahnzüge in voller Fahrt aufeinander geſtoßen, und gleich darauf ein gräßliches Geſchrei und Gewimmer. Ich wagte nicht mich umzudrehen; ich ahnte, was es ſein mochte, aber ich war wie gelähmt. In den Ohren ſpürte ich ein Sauſen, und meine Augen verſchleierten ſich; auch war mir ſo übel, daß ich umzuſinken fürchtete.

Noch immer hielt unſere Kompanie, zu Fuß vor der Front der Hauptmann, der mit einem Feldſtecher geradaus vor ſich ſpähte, auf eine breite, bläuliche niedrige Dampf-

welle, die sich uns auf höchstens tausend Schritte entgegenwälzte. Hinter der Welle schwoll der Kanonendonner immer betäubender an. Eine breite Fahrstraße, eine von den prächtigen marmorharten französischen, lief vom Bahnhof zwischen wogenden Weizenfeldern auf jene Dampfwelle zu. Wir hatten die Bajonette aufgepflanzt und standen Gewehr bei Fuß. Hinter mir im zweiten Gliede Fritz Brand. — Du weißt wohl noch, der Sohn des Zahnarztes, auch einer von uns fünfen im Kriegsexamen. Der konnte selbst in jenem Augenblick sein loses Maul nicht halten und sagte, so laut, daß zwar der Hauptmann es nicht hörte, aber wir rundum: „Unser Hauptmann guckt mit dem Opernglas auf den blauen Vorhang da, ob 's Ballett nicht bald anfängt." — Die andern lachten alle, denn unser Hauptmann war von Stettin her als ein sehr eifriger Ballettfreund bekannt.

Ich allein konnte nicht lachen und fragte mich: „Warum lachst du nicht? Es muß doch komisch gewesen sein, daß die andern alle lachen angesichts des näher und näher kommenden heulenden Todes." —

Meine Augen hingen starr an der bläulichen Wand dort vor uns, aus der wir jetzt deutlich Kommandoworte hören konnten, französische. Dann verzog sich die Wolke ein wenig, wir sahen die Bajonette blitzen, die roten Hosen leuchten und die Sonne auf den Uniformknöpfen flimmern. Hinter ihnen brüllte der Geschützdonner lauter und lauter. Eine Granate flog in flachem Bogen über uns; sie mußte aber unschädlich hinter uns niedergegangen sein, denn wir hörten nur aus ziemlicher Entfernung ein Krachen und Splittern zwischen den Geleisen des Bahnhofs, aber kein

Geſchrei von Verwundeten. Und nun drehte ſich unſer Hauptmann ein wenig zur Seite und ſagte dem Signaltrompeter ein Wort. Ich kannte das Signal im Zweivierteltakt: „Marſch! Marſch! — Drauf!“ Die Trommeln ſchlugen an, aus allen Kehlen ein gellendes Hurrageſchrei, von drüben ein ähnliches Signal — wir waren im Feuer.

Die Straße war mitſamt den anſtoßenden Gräben und Feldrainen viel zu ſchmal für die Entwicklung unſrer Kompanie in Schützenlinie. Wir mußten rechts und links in den Weizen ausſchwärmen, der ſo hoch ſtand, daß man Mühe hatte, Richtung zu halten und vorwärts zu kommen. Ich war auf der Straße geblieben, im Kern der Kompanie. Vorwärts, vorwärts! Hinter mir wirbelten die Trommeln, daß mir die Ohren weh taten. Die Straße ſtieg ein paar Fuß an, einem Erdbuckel zu, von dem die Franzoſen aus ihren viel beſſeren Gewehren und aus einer Mitrailleuſe uns mörderiſch beſchoſſen. Es war ein unaufhörliches Knallen und Pfeifen, ein Knattern und Sauſen und Ziſchen. — Da hörte ich rechts vor mir einen ſchweren Fall: ohne einen Laut war er umgeſunken, der älteſte Unteroffizier der Kompanie. Er lag mit dem Geſicht im weißen Staub der ſonnigen Straße und rührte ſich nicht mehr. Und gleich darauf fiel einer der bis ins erſte Glied vorgeſtürmten Trommler mit einem kurzen gellen Schrei vornüber, gerade auf ſeine Trommel, und ich hörte, wie ſie unter der plötzlichen Wucht des Falles zerſplitterte. Immer mehr und mehr fielen, die einen gleich ſtocktot, die andern halb umgeſunken, ſich noch einmal aufrichtend und dann zuſammenſtürzend. — Und dann auf einmal wieder ein durchdringendes Pfeifen vor uns in der Luft und dicht

über meinen Kopf weg nach hinten. Ich drehe mich neugierig um, wohin sie gegangen: da seh ich eine große Blutlache und einen Brei zerstampfter und zerrissener Knochen und Fleischfetzen und neben dem Blut im Staub der Straße eine unversehrte blinkende Brille. Daran erkannte ich Fritz Brand, den die Granate vor dem Aufschlagen mit voller Wucht getroffen. Sonst war von ihm nichts zu erkennen." —

Mein Freund war vom Stuhl aufgesprungen und hatte sich in die Fensternische gestellt. „Und da packte es mich," fuhr er fort, aber mit so leiser Stimme, daß ich mich langsam erhob und ihm nachging, um ihn zu hören. „Es hilft nichts, große Worte daran zu verlieren und zu sagen, wie mir zu Mute war oder was mein Körper empfand. Niederträchtige Feigheit war es, Fahnenflucht, alles was die Kriegsartikel mit Tod oder Schande bedrohen!"

„Du warst krank," sagte ich zu ihm, „ich kenne das."

„Jawohl krank," spottete er, „ich weiß aber, wie man diese Krankheit in den Kriegsartikeln nennt. — Woher mir das gekommen, was weiß ich? Aber es muß doch wohl auf dem heimlichsten Grunde meines Herzens auf der Lauer gelegen haben, um mich nun, in diesem höchsten Augenblick, zu überfallen, mir aufzuhocken wie ein teuflisches Nachtgespenst und mir die Ehre aus dem Herzen und das Blut aus den Adern zu trinken.

Denn so fühlte ich es: als ränne durch meine Adern nicht warmes Blut, sondern träges, fauliges, kühles Wasser. Meine Hände waren eiskalt, die Haare klebten mir klamm um den Kopf, und ein Frostzittern schüttelte mich vom Scheitel bis zu den Zehen. Ich fürchtete mich nicht vor

dem Sterben. — Nein, tausendmal nein! Ich sehnte mich danach, tot zu sein, ganz tot. Und dazu der Gedanke: nur tot oder in die Erde hinein, tief hinein, daß ich dieses Heulen und Pfeifen und Schreien und Krachen nicht mehr hörte! Es machte mich wütend, daß der gräßliche Lärm immer noch fortdauerte. Ich hätte schreien mögen: hört doch auf, ich kann es nicht mehr ertragen! Aber die Zunge klebte mir ausgetrocknet am Gaumen, dazu schlugen meine Zähne aufeinander. Nicht um mein Leben zu retten, hätt' ich einen Ton herausbringen können.

An mir vorüber stürmten rechts und links meine Kameraden, das Gewehr lose in der Hand, mit erhitzten Gesichtern. Sie alle konnten schreien: Hurra! Hurra! und Vorwärts! — sie alle waren tapfer, und ich allein war der feige Auswürfling in dieser Heldenschar, der gelähmt dastand und kaum atmen konnte. Und ich blieb leben, während vor mir und überall um mich her der rasche Tod mit scharfer Sense sichelte, und das Geheul der Sterbenden und Verwundeten in die warmen, goldigen Abendlüfte stieg. Ich stand da, fast ganz still; nur mechanisch hob ich Fuß um Fuß wie auf dem Exerzierplatz; aber laufen konnt' ich nicht. Es war mir, wie es einem oft im Traume ist, wo man gern laufen möchte, aber man kann kaum im Schritt gehen. Ich sah nicht, wohin ich trat, ob in den Staub der Straße oder auf einen zuckenden Körper, bis ich plötzlich eine feuchte Wärme an meinen rechten Fuß durch den niedrigen Stiefel von oben hereindringen fühlte. Ich war in ein von einer Granate aufgewühltes Loch in der Straße getreten, das sich mit Blut gefüllt hatte. Der Blutgeruch stieg mir in die Nase; ich ward wie

toll vor Abscheu und Grauen, und ohne zu wissen, was ich tat, rannte ich jetzt mit plötzlich beflügelten Füßen vorwärts. —

Ja, jetzt wollte ich ihnen auf einmal nach, in deren Reihen ich gestanden, aber wo waren sie? Die wenigen Minuten, die ich wie ohnmächtig dagestanden, hatten genügt, um zwischen sie und mich mehrere hundert Schritte zu legen. Ich sah sie nicht mehr, denn dicht vor mir, über die Straße her wälzte sich der undurchdringliche Pulverdampf. Ich sprang suchend von der Straße links zur Seite, mit einem wilden Satz über den breiten, trocknen Graben, von wo das Weizenfeld langsam aufstieg. Von dort mußte ich sie sehen und konnte ihnen folgen. Mit meinen letzten Kräften rannte ich die sanfte Anhöhe hinauf durch die dichten Halme, immer weiter hinweg von der Straße dem einsamen Baum zu, der mitten zwischen dem reifen Weizen auf dem Gipfel der Erdwelle sich weithin sichtbar erhob. Aber dort war es mit mir zu Ende: wie ein schwerer Sack fiel ich zu Boden und blieb liegen. — —

Ich weiß nicht, wie lange. Ich war betäubt, zermalmt. Mein Kopf, vorhin mit kaltem Schweiß bedeckt, glühte jetzt, meine Schläfen hämmerten, meine Hände brannten bis unter den Fingernägeln. Wie durch einen dicken Nebel vor meinem Ohr hörte ich fernab die Schlacht ihren donnernden Gang weiter gehen, indessen die Sonne fast den Horizont berührte. Erst Tage nachher habe ich erfahren, daß man sie die Schlacht bei Gravelotte nannte, und daß wir Pommern die letzte siegreiche Entscheidung gebracht.

Ich war noch so betäubt, so wenig Herr meiner Gedanken,

daß ich das Auf und Nieder des Kampfes verfolgte, als sei er eine mich persönlich gar nicht kümmernde, wenn auch recht merkwürdige Begebenheit. Mich selbst, und was ich in der Welt sollte, hatte ich ganz vergessen. Es war mir, wie wenn ich aus einer tiefen Ohnmacht oder einem schweren Traum erwachte und mich auf meine eigene Persönlichkeit nicht besinnen könnte.

Schmetterlinge flogen zu meinen Häupten über die im stillen Abendhauch nickenden vollen gelben Ähren. Ein glänzender, blau geflügelter Käfer kroch an meinem rechten Stiefel empor, über das halbgeronnene Menschenblut hinweg, mit langsamen, immer wieder festklebenden Schritten. Dann wunderte ich mich tiefsinnig, daß es auch hier bunte Raden und blaue Kornblumen gäbe, ganz wie zu Hause. Da hörte ich in der Ferne die Erde dröhnen unter den Hufen tausender auf einmal wildansprengender Rosse; aber hier unter dem Apfelbaum regte sich kein Hälmchen stärker davon, und der Käfer ward dessen nicht gewahr. Kleine graue Spinnen krochen pfeilgeschwind zwischen den Halmen hin und her, oder schwebten an den feinen Sommerfäden wie an kaum sichtbaren Brücken zwischen den Ähren. — Seit jenem Tage erschrecke ich, so oft ich diese schimmernden Fäden fliegen sehe.

Ein rotwangiger großer Apfel war neben dem Stamm zwischen die Halme gefallen und in einer kleinen Vertiefung liegen geblieben. Ich hob ihn auf, ganz absichtslos. Dann kam mir der Gedanke, da sei gut einbeißen, um mir die dörrende Zunge zu feuchten. Aber wie ich es tat, ringelte sich ein weißer, fetter Wurm hervor, so daß ich voll Ekel den Apfel weit von mir warf. Da war mir's, als ob etwas in

mir zerriſſe, als ob Ketten ſpringend klirrten und eine furchtbare wuchtige Laſt von meinem Haupt genommen würde. Der Gedanke durchzuckte mich: ſolch ein Apfelbaum war es geweſen, auf dem ich zuerſt den Ruf: ‚Krieg!‘ vernommen. — Und mit Blitzesſchnelle ſah ich mich wieder im Arbeitzimmer meines Vaters, hier wo ich jetzt ſtehe, und hörte wieder die Worte, die ich vor wenigen Wochen in heller Freude ausgeſtoßen: ‚Der Krieg iſt erklärt, — Vater, ich geh' mit!‘ — Und in jenem Augenblick fing die Höllenqual an.“ —

Er lehnte ſich erſchöpft gegen die Gartentür und ſah mich mit mattem Blick an. Ich ſagte nichts, ſondern hing geſpannt an ſeinem Munde.

„Wann ich mehr gelitten, gleich damals im erſten Augenblick, wo das Bewußtſein mir zurückkehrte und die Scham über meine hundsſöttiſche Feigheit ihre Krallen in mein Herz ſchlug, oder ſpäter im Lazarett zu Sainte Marie, oder noch ſpäter, als ich das Leben weiterſchleppen mußte, — ich ſelbſt vermag das nicht mehr zu ſagen. Ich wollte aufſpringen; aber noch hatte ich nicht die Kraft. Feigling! Feigling! ſagte ich zu mir, — erſt ganz inwendig, ohne die Lippen zu rühren. Dann wagte ich das Wort zwiſchen den Zähnen leiſe herauszuſtoßen; aber da war mir's, als hätt' es irgendwer anders in meiner Nähe mir zugeflüſtert, und ich ſah mich um, ob jemand da ſei und mich gehört habe.

Dann trat ich ganz dicht an den dünnen Stamm des Apfelbaumes und reckte mich auf den Fußſpitzen hoch, um über die Halme wegzuſehen. Es war jetzt ſtill auf der Straße; nur zuweilen dünkte mich, als hörte ich ein Stöhnen

oder einen röchelnden Schrei bis hierher. Ich wollte laufen und Hilfe bringen, wenn ich könnte; aber hatte ich ein Recht dazu? Jene lagen in ihrem Blute, tot oder sterbend, doch über ihnen wehte die reine Luft männlicher Ehre. Was hatte ich mit ihnen, was hatten sie mit mir zu schaffen?

Und dann begann ich zu vernünfteln. Wie war das nur möglich gewesen? Konnte man im Grunde seines Wesens ein Feigling sein und es nicht wissen, bis zum letzten Augenblick nicht? Ich versuchte mich zu entschuldigen; das tut der Mensch ja immer, wenn er wie ein Schuft gehandelt. Es war alles so ungewohnt gewesen, alles so unerhört schnell gegangen. Erst eine Eisenbahnfahrt mit lustigen Liedern, keinen Feind zu Gesicht bekommen, dann ausgestiegen auf einer Station, deren Namen man zum ersten Male hörte, und gleich darauf in fürchterlicher Nähe das höllische Getöse der Schlacht, der ersten Schlacht meines Lebens. Und dann die Toten, die vielen Toten, und so viele gute Bekannte darunter, überall herum hingestreckt ohne Gegenwehr, und endlich die Granate, die den vertrauten Mitschüler hinter mir zu Brei zermalmte. Aber auch für die meisten andern war dies die erste Schlacht gewesen, sie alle waren mit lautem Hurra vorangestürmt, und jetzt waren sie am Feinde und hatten ihn niedergerungen; und wenn der Abend sich vollends neigte und die Nacht käme, konnten sich die Überlebenden rühmen: wir haben mitgeholfen, wir haben dies getan und jenes getan, und wer nicht mehr lebte, der war den Tod der Tapferen gestorben. Was mir jetzt auch noch geschehen mochte, es war doch alles zu Ende mit mir. In jenen wenigen Minuten habe ich eigentlich das ganze Elend

dieſer Jahre vorausgeſchmeckt. Mich durchzuckte eine ſolche Wut gegen mich ſelbſt, ſolch ein gieriges Verlangen, irgend etwas zu tun, um dieſe Schande zu tilgen, ſie auszutreten, damit kein Menſch, vor allem keiner in der Heimat etwas davon erführe, daß ich mich hoch aufrichtete, um hinauszuſpähen, wo die Schlacht ſtände, mich hineinzuſtürzen in das dickſte Getümmel, in den Kugelregen, wo die Granaten die Leiber zerquetſchten, daß nichts davon blieb als eine große Blutlache! Nur hinaus aus der Welt, aus dem Leben hinaus! —

Ich ergriff mein Gewehr, und da fiel mir ein, daß es ja geladen ſei, und daß ich es viel leichter habe: ich brauchte nur die Mündung des Laufes mir unters Kinn zu halten, mit dem Fuß abzudrücken, und alles wäre vorüber, und ich einer wie jene, die drüben im Staube der Straße lagen. Auch das Bajonett reichte zur Not hin. Aber nicht hier, verſteckt im Weizenfeld! Sie ſollten mich finden unter den Toten dort, ſollten glauben, ich wäre wie ſie gefallen. — Ja, ſiehſt du, Franz, ſo dicht noch vorm Tode will man ſich und den andern etwas vormachen. — Vielleicht war es aber auch nur der Gedanke, ſie ſollten mich finden, damit ſie meinem Vater Nachricht gäben. Mein Gott, ich war ſo jung, ich ſchauderte vor dem Tode hier in der brütenden Einſamkeit; es trieb mich, auch nach dem Tode noch bei Menſchen zu ſein. Was weiß ich, was es war, warum ich in großen Sprüngen der Landſtraße zueilte. Der Helm fiel mir vom Kopf; ich ließ ihn liegen. Die untergehende Sonne ſchien mir blendend in die Augen; mir war es eins.

Und nun geſchah mir etwas Seltſames: mit dem

Entſchluß, mich auf der Straße zu erſtechen oder zu erſchießen, war ich bis an den Grabenrand gelangt. Wie ich aber nach dem Sprunge auf der Straße ſtand, war alles in mir wie verwandelt, als wäre die Zeit ſtill geſtanden, ſeit unſre Kompanie zum Angriff vorgegangen war. Es war der helle Wahnſinn, es war das kindiſche Verlangen, ſo zu tun, als ſei einmal keinmal geweſen, und als brauche man bloß von neuem anzufangen, um wieder ein ganzer Kerl zu ſein, nachdem man zuerſt ein Lump geweſen. — Genug, eh' ich mir bewußt geworden, einen Entſchluß gefaßt zu haben, rannte ich, ſo ſchnell mich meine Füße trugen, in derſelben Richtung vorwärts, in der vor kurzem, vor vielleicht einer halben Stunde, meine Kameraden vorwärts geſtürmt waren.

Die Schlacht hatte ſich von allen Seiten in der Richtung auf die Außenforts von Metz zuſammengezogen. Ich lief und lief und richtete meine Augen nur immer auf die ſchlanke Turmſpitze der Kathedrale, die durch den Qualm des noch fortdauernden Geſchützfeuers in den Himmel ragte.

Die Weizenfelder rechts und links hatten jetzt aufgehört; hier war die Ernte ſchon eingebracht, denn weithin dehnten ſich die Stoppelfelder. Da, wie der Weg ſich in kurzem Bogen um einen bewaldeten Hügel krümmt und ſteil zu Tale geht, ſeh ich zur Rechten zwiſchen Gärten, Scheunen und Bauernhäuſern, nicht weit von einer großen Windmühle, einen großen Haufen franzöſiſcher Infanterie. Sie mochten verſprengt worden ſein, oder man hatte ſie tölpelhaft vergeſſen, — vielleicht ein Reſervehaufen, dem kein Befehl zum Eingreifen hatte zu-

getragen werden können und deren Befehlshaber nicht auf eigene Verantwortung zu handeln wagte.

Ich war unter einer der hohen Straßenpappeln stehen geblieben und überflog mit klarem Blick ihre Reihen. Es mußte eine ganze Division sein. — Als ob ich noch ein ehrlicher Soldat sei wie vor einer Stunde, als ob ich noch ein Recht dazu habe, dachte ich: wenn die den Unsrigen in den Rücken fallen! Könnt' ich nur die Kunde von diesem Hinterhalt ins deutsche Hauptquartier tragen! Aber wo ist das deutsche Hauptquartier? Jedenfalls dort, vor mir, geradaus, irgendwo, dort wo der Donner der überlegenen preußischen Geschütze jeden andern Lärm der Schlacht überbrüllte.

Vorwärts! Ein halbes Dutzend Chassepotschüsse knallte mir nach, wie ich aus der Deckung des Baumes hinaus auf die Straße sprang und weiter lief. Mich ließ das Schießen hinter mir her ganz gleichgültig. Fast hätt' ich laut vor Schadenfreude über dies unnütze Schießen gelacht. Da pfiff hart an meinem Ohr eine der Kugeln vorüber und bohrte sich tief in den Stamm der vor mir aufragenden Pappel. Diesmal lachte ich ganz hell auf und lief weiter.

Im Laufen wurde mir wohler und freier. Mir war's, als schüttelte ich durch die schnelle Bewegung vorwärts ein Stückchen der schweren Last der Schande von mir, die sich dort hinten auf meine Schultern gehockt. Auf dem ganzen Wege kam ich an Toten vorüber, an weggeworfenen Gewehren, Tornistern, zerschossenen Trommeln. Ein toter Schimmel lag auf dem Rücken und streckte die vier Beine starr nach oben. Dann hörten

die blauen mir bekannten Uniformen unter den Gefallenen auf, und die roten Hosen und Käppis begannen. Von hier mußten die Feinde sich zur Flucht gewandt haben, denn fast alle ihre Toten und Schwerverwundeten lagen auf dem Gesicht, mit Schußwunden im Hinterkopf oder im Rücken. Noch einmal mußten sie, unterstützt durch Reiterei, standgehalten haben, denn um ein einsames Gehöft, dessen kleine Fensterscheiben sämtlich zerschossen waren, lagen die toten Pferde und Mannschaften haufenweis übereinander, darunter auch wieder einige von den Unsrigen.

Ich war müde vom Laufen, meine Füße trugen mich nicht weiter. Auf dem Hof war ein Ziehbrunnen, ich schöpfte mir mühsam das kühle Wasser herauf und trank es in vollen Zügen aus dem Eimer. Ein ganz kleines häßliches, halbverhungertes Kätzchen kam maunzend unter einem Reisighaufen hervor und rieb sich an meinem Stiefel, dem blutbeschmierten. Es mochte Hunger haben, und zum Dank für die gefundene kühle Labe suchte ich in meiner Rocktasche nach einem Stückchen Wurst, das mir verblieben, und eben warf ich es dem gierig zukrallenden Tierchen hin, als ich vom Tal herauf eiligen Hufschlag hörte von mehreren Reitern.

Ich faßte mein Gewehr fester und trat wieder auf die Straße. Da sah ich sie heranpreschen: drei französische Reiter, ein wenig voran einen Offizier auf einem Schimmel, über dessen Hals er gebeugt hing, den Säbel in der Scheide; dicht hinter ihm auf zwei fleckenlosen Rappen zwei seiner Leute, der eine mit gehobenem Karabiner, der andre mit niederhängendem nacktem Pallasch in der

Faust. Auf mich los wie das Wetter alle drei, als ob sie nur mich zum Ziel hätten. — O des kindischen Gedankens in mir, — was ging ich sie an? Sie hatten mich nun wohl bemerkt, denn ich sah, wie der Offizier, ohne den wütenden Galopp seines Tieres zu hemmen, ohne den Blick von der Straße vor ihm zu wenden, nach der Satteltasche tastete, um den Revolver herauszuziehen, und wie der eine seiner Leute den Pallasch hob. Aber sie wären dennoch ohne Schuß noch Hieb an mir vorübergesprengt, dort zu jener Division, die sie herüberrufen sollten — das war mir jetzt sonnenklar geworden —, wenn ich ihnen nicht auf hundert Schritt Entfernung entgegengetreten wäre. Ich wußte nicht, was ich wollte, aber vom Kopf bis zur Zehe, in allen Muskeln und Nerven hatte ich nur einen Willen: nicht lebendig vorüber, solange ich einen Arm rühren, das Gewehr frisch laden konnte! Im Nu hatte ich's an die Backe gerissen; ich sah noch, wie der feindliche Offizier sein Tier zur Seite werfen wollte, — aber da krachte schon mein Schuß, und das Pferd bäumte sich hintenüber. Ich wußte nicht, ob getroffen oder nicht; aber der Offizier war jedenfalls getroffen, denn er ließ den Revolver, den er schon ergriffen, fallen und stürzte seitlings zu Boden, den einen Fuß noch im Steigbügel. Das sich überschlagende Pferd auf ihn. Krampfhaft lud ich mein Gewehr wieder und stand im Anschlag. Der eine Reiter hatte sein Pferd im Nu pariert, war abgesprungen und wollte seinem Offizier auf die Beine helfen. Der andre, der mit dem gezogenen Pallasch, hielt sich nicht auf, sondern kam mit langen Galoppsprüngen auf mich los, bis auf drei, vier

Schritt, — da hatte er meine zweite Kugel im Kopf. Wild raste das reiterlose Pferd an mir vorüber.

Ich war wie im Rausch und stürmte mit einem Hurra! vorwärts, als sei ich jetzt die ganze Kompanie. Nun war ich an dem dritten, ich sah sein Gesicht, sah es bis in alle Einzelheiten, sah auch, wie er seinen Karabiner auf mich anlegte, fühlte einen Schlag gegen die Brust, taumelte, raffte mich aber noch einmal auf, stieß mit dem Bajonett ein paarmal in die Luft, nach ihm; dann sauste ein Arm mit einem blitzenden Säbel auf mich nieder, und gleich darauf konnte ich meinen linken Arm nicht rühren. Noch im Umsinken gewahrte ich, wie auch jener vom Pferde glitt, und hörte ihn hart neben mir zu Boden stürzen.

* * *

Von da ab weiß meine Erinnerung nichts mehr, nichts von der Nacht und nichts vom folgenden Tag und auch von der zweiten Nacht nichts. Erst am übernächsten Morgen fiel wieder ein Lichtstrahl in meine Augen und in mein Hirn. Und mit dem Licht zugleich der Schein eines holden Engelsangesichts: Emmas! — Ich brauche jetzt nur die Augen zu schließen, um sie wieder zu sehen wie damals; sie hat sich kaum verändert. Nur noch etwas schüchterner war sie, aber die Augen waren ihr schon damals ebenso weit offen für fremdes Leiden wie heute.

Um mich herum stöhnte und ächzte es von Schwerverwundeten, Freunden und Feinden. In dem nächsten Bett sah ich das blutlose schwarzbärtige Gesicht des französischen Chasseurs, dem ich mein Bajonett in die Brust

gejagt. Sie hatten uns beide noch am Abend nach der Schlacht dicht beieinander gefunden und hieher geschafft, in das Lazarett von Sainte Marie. Emma war erst seit zwei Tagen als freiwillige Krankenschwester vom Preußischen Frauenverein in ihrem Dienst; ich glaube, wir waren die ersten Verwundeten, die sie pflegte. Denke dir, Franz: sie war damals erst siebzehn Jahre alt. O, wer weiß besser als ich, welch ein großes Heldenherz unter ihrem grauen Kleidchen mit der weißen Lazarettschürze darüber schlug! Sie tat ihre Pflicht bei Tag und Nacht, mit wenigen Stunden unterbrochenen Schlafes dazwischen, an allen, die in dem Saale lagen, und hat mit ihrem bißchen Landedelfräulein-Französisch den ächzenden Feinden manch Trost- und Hoffnungswort in den Fiebern des Todes und der Genesung zugesprochen.

Mich aber hatte sie von Anfang an in ihre besondere Obhut genommen. Zuerst dachte ich, als ich ihren Namen erfuhr, das geschehe, weil wir so nahe Landsleute seien und ich zudem ein Schulfreund ihres Bruders. Es mag auch zum geringern Teil deshalb gewesen sein. Aber nach einigen Tagen erfuhr ich den tieferen Grund. In ihren Augen war ich ja der jugendliche Held, der Wunder der Tapferkeit getan, — ich, der Fahnenflüchtling!

Es war richtig so gewesen, wie ich vermutet hatte: durch meinen Angriff auf die Ordonnanz, welche die schriftliche, bei dem toten Offizier vorgefundene Meldung zum Einhauen an die vergessene oder versprengte Division überbringen sollte, war die Verstärkung des sechsten französischen Korps vereitelt worden; jene Division war gar nicht ins Gefecht gekommen, und wer weiß, so hieß

es, ob ich nicht dadurch der Schlacht die letzte entscheidende Wendung für uns gegeben. Das alles hörte ich von Emma, so gut wie sie's damals verstanden hat, vom Oberstabsarzt, von den Johannitern und von meinem Hauptmann, der mich küßte und einen verfluchten Kerl nannte. Ich war vom Blutverlust und Wundfieber noch so geschwächt, daß es nicht auffiel, wie teilnahmlos ich dies Gerede anhörte und wie ich die Augen schloß, um nicht in Menschengesichter blicken zu müssen.

Aber dann kam die Stunde, in der ich die Augen öffnen mußte und das Gericht über mich erging. Es war am dritten Tage nach der Schlacht, und die Sonne war eben im Verglühen begriffen, da trat Emma an mein Bett, schob mir die Arme unter den Rücken, ganz sacht und lind, und hob mich ein wenig in den Kissen empor, daß ich besser sehen könnte. Und dann ging leise die Flügeltür des Krankensaales auf, und mit behutsamen Schritten kamen sie an mein Bett, an meines zuerst von allen, von dem Hauptmann und dem Arzt geführt: der alte König voran, nur mit dem schwarzweißen Kreuz auf der Brust, den Kopf ein wenig geneigt, die ausgezogenen weißen Handschuhe in der einen Hand. Ich erkannte ihn gleich, — und dann faßte er meine Hand, diese meine Hand hier, drückte sie sanft und doch fest und sagte so laut, daß man es im ganzen Saale hörte und selbst die Franzosen aufhorchten: „Ich freu' mich, zu hören, daß es dir schon etwas besser geht, mein Sohn. Du hast dich ja wie ein Held benommen!" und dabei legte er mir das Eiserne Kreuz auf die Bettdecke, denn meine Hand wollte es nicht festhalten. Und dann trat auch

der Kronprinz, den ich ja von seinen Reisen zu uns nach Pommern erst recht kannte, hinzu und strich mir liebevoll mit der Rechten über die Stirn und über die wirren Haare und lächelte mich an, wie nur er zu lächeln verstand, und sagte: „Siehst du, Papa, der ist auch einer von meinen Pommern, vielleicht der jüngste!“ Und dabei legte er mir eine blühende rote Rose, die er zwischen den Fingern gehalten, auf das weiße Kopfkissen, nickte mir noch einmal unendlich gütig zu, und dann gingen sie weiter, Vater und Sohn, an die Betten der andern, auch an die der Franzosen.“ — —

* * *

Tassilo schwieg. Die alte Kaminuhr, noch ein Erbstück seines Vaters, hub zu schlagen an: schon zehn. Draußen tutete der Nachtwächter. Im Nebenzimmer hörte ich einen leisen Schritt, der sich der Tür zu nähern schien, dann aber wieder erstarb. —

„Soll ich dir noch weiter erzählen, Franz? Es gibt nichts mehr; du hast es ja schon gesehen und gehört, wie es steht, und nun wirst du nicht mehr sagen, ich sei verrückt. Unzählige Male hatte ich mir auf meinem Krankenlager vorgenommen: du sagst die Wahrheit und nimmst auf dich, was du verschuldet, — und ich glaube, ich hätt' es getan, hätt' es wenigstens dem Arzt gesagt, wie ich es anfangs mehrere Male versuchte, wenn nicht eben Emma gewesen wäre!

Dann kam die Nachricht vom Tode ihres Bruders zu ihr, zwei Wochen darauf; er war bei Sedan gefallen. Sie verbarg ihren Schmerz als die junge Heldin, die sie

war: aber wir im Saale merkten es alle an ihren rotgeweinten Augen, und als wir sie fragten, sagte sie es uns. Da streichelte ihr der französische Chasseur, der sich noch schneller erholte als ich, die schmalen Hände und sagte mit seinem furchtbar schnarrenden provenzalischen R: „Vous êtes la sœur d'un héros, héroïne vous-même. Ah, si j'avais une sœur, et une sœur comme vous!“ Und als er und ich in den letzten Tagen des Septembers, der noch besonders warm und sonnig war, Dame und Tricktrack miteinander spielten und er trotz ärztlichem Verbot heimlich Zigaretten dazu rauchte, unterbrach sich der alte Troupier mitten im Spiel wer weiß wie oft, um meiner Emma Lob zu singen: „Et ça vient de la Poméranie, ça, cette ange!“ sagte er immer wieder mit ungläubigem Kopfschütteln. Er hatte sich unter Pommern so etwas wie Lappland oder Kamtschatka gedacht, nur von einer noch barbarischeren Bevölkerung bewohnt. Daß ich aus Pommern stamme, begriff er zur Not, — aber auch Emma? —

Solange meine Wundbehandlung dauerte, ging es leidlich. Mein eigentliches Leiden begann erst, als ich, wie sie es nannten, völlig geheilt in die Heimat entlassen wurde, kurz vor Weihnachten. Völlig geheilt, aber doch noch so schwach, daß der Oberarzt sich unerbittlich meinem Wunsche, wieder zur Fahne zu stoßen, widersetzte: „Sie haben das Eiserne Kreuz aus des Königs eigener Hand, und da sind Sie noch nicht zufrieden, Sie Eisenfresser, der Sie kaum hinter den Ohren trocken sind?“ scherzte er.

Emma blieb bei ihren Verwundeten bis zum März; sie war mit der Belagerungsarmee vor Paris gezogen

und kehrte als jüngste Dame des Luiſenordens zurück, gerade als ich nach Berlin auf die Univerſität gehen wollte. Wir trafen uns in Stolpwitz beim Oberſten der Huſaren, und dort haben wir uns ohne viele Worte geſagt, daß wir einander liebten und nun ruhig aufeinander warten wollten. Wir hatten es längſt gewußt, aber nicht vor der Beendigung des Krieges davon reden mögen. — Ach, ich weiß, was du ſagen willſt: damals hätt' ich ihr offenbaren ſollen, was mir das Herz abdrückte. Aber du haſt gut reden, du biſt ein Junggeſell geblieben und weißt nicht, was es heißt, in dem Augenblick, wo ſich einem das blühende Glück in die zitternden Arme legt, ſeine Schande einzugeſtehen. Und ich war gerade einundzwanzig geworden! Du weißt ja," ſchloß er bitter, „mir kommt der Heldenmut immer erſt hinterher, ſo eine Art von Treppenheldenmut!" —

Er war vom Fenſter wieder in den helleren Schein des Zimmers getreten, ließ ſich müde auf einen Stuhl fallen und ſah mich fragend an.

„Und das iſt alles?" ſagte ich.

„Ja, ich denke, es iſt genug, Schande genug," antwortete er leiſe mit einem Blick auf die Tür.

Auch ich dämpfte meine Stimme: „Und wenn ich dir nun ſage, ich, dein älteſter und beſter Freund, daß ich dich zwar für einen durch und durch verſchrobenen Kerl, aber für einen ebenſo ehrenvollen Mann und tapfern Soldaten halte, wie ich je einen unter meinen Fingern gehabt?"

„Du behandelſt mich noch immer wie einen Kranken und gibſt mir verſüßte, harmloſe Medizin."

Ich ſprang auf. „Mach ein Ende, Taſſilo, mit deinem ſelbſtquäleriſchen Unfug! Was ich dir ſagen will, iſt nicht meine eigene Erfahrung, denn du weißt, mich haben ſie nicht gebrauchen können; aber ich hab' es von Dutzenden wackerer Männer gehört. Es hat keiner im Felde geſtanden und erfahren, welch eine hölliſche Sphärenmuſik in dem Pfeifen und Brummen und Toben und Heulen ſo einer Schlacht ſteckt, der nicht eingeſteht, auch dem Tapferſten könne das Herz erzittern und können die ohnmächtigen Glieder den Dienſt verſagen. Mach dir ſelbſt nichts vor, daß du nur von ungefähr und bewußtlos dich den drei franzöſiſchen Reitern entgegengeſtellt und ſie niedergeſtreckt haſt. Das war Heldenmut, oder ich habe keine Ahnung von ſolchen Dingen. Und im übrigen verlaß du dich auf deinen alten Kaiſer: der wird gewußt haben, warum er dir ſelbſt das Kreuz auf die Bettdecke gelegt hat. — Als Arzt aber könnte ich dir eine lange gelehrte Vorleſung darüber halten, mit den ſchönſten mediziniſchen Fremdwörtern geſpickt, wie der plötzliche Schrecken, der lähmende Druck von etwas nie Gehörtem, nie Geſehenem, Furchtbarem, zumal der Geruch und der Anblick von Blut und Fleiſchfetzen, von Sterbenden und Toten einem auf die Nerven ſchlägt. Was wäre dir damit gedient, wenn ich dir gerade auf Grund deiner Schilderung auseinanderſetzte, wie die ſogenannte Schrecklähmung auf die vaſokonſtriktoriſchen Nerven wirkt, — wenn du überhaupt weißt, was das für Dinger ſind, — wie ſie im ſtande iſt, die Sprachfähigkeit mit einem Schlage zu töten, wie ſie — —"

„Das alles nennt man eben Feigheit," warf Taſſilo

ein; aber ich merkte doch schon, meine Worte waren nicht ganz ohne Eindruck auf ihn geblieben.

„Nein, mein Sohn, das nennt man in unsrer Wissenschaft einen psychischen Chok oder eine Emotionsneurose, was dir jeder Militärarzt hätte bestätigen können. Und du hast es ja selbst schon gesagt, — was warst du denn damals? Ein frisch von der Schulbank gekommener grüner Junge von zwanzig Jahren, der schwerlich vorher auch nur ein Huhn hatte schlachten oder ein Schwein abstechen sehen. Siehst du, mir haben sie schon mit vierundzwanzig den Roten Adler verliehen wegen meiner angeblich aufopfernden Tätigkeit und meiner Furchtlosigkeit als jüngster Assistenzarzt im Moabiter Pockenlazarett in Berlin, und wenn ich mir auch nichts Besonderes darauf einbilde, so glaub' ich doch, meine Schuldigkeit schlecht und recht getan zu haben. Na, und willst du wissen, wie es mir ergangen ist, als ich im ersten Semester zuerst zum alten Reichert auf die anatomische Station kam? Zwei Tage nachher habe ich Kotzebues Verzweiflung gründlich studiert, habe nichts gegessen und nichts getrunken außer kaltem Wasser, und das nächste Mal auf dem Wege zur Station habe ich gezittert, als sollte ich selbst in lauter kleine Präparate zerschnitten werden. Ich würde mich heute vielleicht verachten, hätt' ich es damals dabei bewenden lassen; aber ich habe den Ekel und das Grauen überwunden so gut wie du deinen Nervenkrampf, und das ist das rechte. Drauf losstürmen im Blutfieber oder, wie wohl die meisten, im Angstfieber, wenn sie zum ersten Male Pulver riechen, das ist was Rechtes! Frag sie nur, die damals neben dir und hinter dir gewesen

ſind, ob ſie ſich wie große Helden gefühlt haben, als ſie vorwärts gingen. Ich meine natürlich nur die Neulinge. Von ſolchen Dingen ſpricht man nicht gern, im Generalſtabswerk über unſern Krieg ſteht nichts davon, und das iſt auch in der Ordnung, denn das war bei uns nicht anders als bei den Franzoſen. Aber jeder begreift ſie und breitet den Mantel drüber. Und nur, weil du mit deinem ehrlichen, dicken Kaſſubenblut alles ſo ſchwer nimmſt, darum haſt du aus dem, was viele ganz ebenſo erlitten und leicht hinter ſich geworfen haben, den Alpdruck deines Lebens gemacht. Ich bin nicht ſo beleſen in der Bibel wie du, der du ja der nächſte dazu biſt; aber irgendwo, ich glaube gar, auch im Römerbrief, ſteht geſchrieben: Der Geiſt iſt willig, aber das Fleiſch iſt ſchwach. Was, Paſtor?"

Taſſilo lächelte: „Römerbrief? Du biſt mir ein netter Chriſt. Das ſteht bei Markus, Kapitel 14."

„Na, ſiehſt du, jetzt ſprichſt du ſchon ganz vernünftig und lächelſt, wie ein geſunder Menſch. Fühlſt du dich jetzt vernünftig und geſund?"

„O, wenn du recht hätteſt, Franz!" — Er hielt beide mageren Hände wie betend mir entgegengeſtreckt, und ſeine Augen leuchteten vor tief aufdämmernder Freude. Dann aber ließ er die Arme ſinken und ſagte verzweifelt: „Was nutzt es, wenn du recht hätteſt? Hinter mir liegt die lange Zeit der Lüge, deren Knecht ich geweſen."

Da legte mir der gute Geiſt dieſer Stunde das Wort auf die Zunge: „So mache die Wahrheit dich frei!"

„Ach, ich und Wahrheit!“ ſeufzte er.

„Jawohl, die Wahrheit! Die kriecht in kein Mauſeloch. Mir gegenüber hat ſie dich ſchon durch ihr bloßes Ausſprechen frei gemacht; du ſiehſt mir ſchon wie ein andrer Menſch frei ins Geſicht, ganz wieder wie mein alter guter Taß, mit dem ich zuſammen im Apfelbaum geſeſſen.“

„Und Emma? Wie find' ich nach all dem Lügen und Verſchweigen den Weg zu ihr?“ rief er halblaut.

„Dort iſt der Weg, durch jene Tür, in dieſer ſelben Stunde!“ —

Seine Bruſt hob ſich; er ſtreckte ſich in die Höhe, daß es ordentlich einen Ruck gab. Dann, ohne einen Augenblick länger zu verweilen, drückte er ſtill aber feſt entſchloſſen auf die Klinke. Ich hörte aus dem dunklen Nebenzimmer einen leiſen Ruf: „Biſt du's, Beſter?“ und ein Stuhl ward gerückt. Durch die ſich öffnende Tür ſah ich ſie noch im ſchwarzen Kleid neben dem weißen Bettchen des Knaben ſitzen, nun aber das Geſicht ängſtlich dem ſchnell eintretenden Gatten zugewendet. Gleich darauf verſchwand das Bild hinter der ſich ſchließenden Tür. Dann vernahm ich es von dort aus dem Dunkeln wie ein leidenſchaftliches Aufſchluchzen und dazwiſchen, aber nur wie einen Hauch, eine beſchwichtigende Stimme, wie von einer Mutter, die ein untröſtliches Kind in ihren Armen wiegt.

* * *

Ich ließ die beiden mit ſich allein und ſchritt durch die Glastür in den Garten hinunter, darin das Halb-

mondlicht zitternde weiße Schleier um Baumkronen und Büsche wob. Junge Leute, wohl Handwerksgesellen, zogen an der niedrigen Gartenmauer mit gedämpftem Gesange vorüber. Ich lauschte. Sie sangen:

„Ach, wie wär's möglich dann,
Daß ich dich lassen kann?
Hab' dich von Herzen lieb,
Das glaube mir!"

Sie warfen, indem sie vorübergingen, einen langen, neugierigen Blick auf die so spät noch hellerleuchteten Fenster des Pfarrhauses, hinter denen sich in dieser Stunde das Schicksal zweier Menschen entschied. Und auch mir kamen ungesucht lange nicht vernommene Verse in den Sinn:

„Was von Menschen nicht gewußt
Oder nicht bedacht
Durch das Labyrinth der Brust
Wandelt in der Nacht."

Ich blickte noch über die Mauer hinaus auf die helle Straße. Da legten sich zwei Arme fest um meinen Hals und ich fühlte mich hinterrücks auf Mund und Wangen geküßt. Und dann trat auch Frau Emma aus dem Schatten des Hauses in den mondüberschienenen Gang, und ich sah, wie auf ihren nassen Wangen ein glückseliges Lächeln lag. Zwischen diesen beiden gab es jetzt Wahrheit, und die hatte ihres Amtes gewartet, zu lösen und zu binden. —

„Und denken Sie nur, lieber Franz," sagte die Frau Pfarrerin, und legte sich in den sie fest an sich pressenden gesunden rechten Arm ihres Gatten, „er hat sich erst beruhigt und sich das Eiserne Kreuz anheften lassen, sehen

Sie hier, zum erſten Male in unſrer ganzen Ehe, nachdem ich ihm geſtanden — —"

„Alſo auch Sie hatten etwas zu geſtehen?! Dies iſt ein lutheriſches Pfarrhaus mit lauter Beichtſtühlen!"

Sie errötete ein wenig und ſah nun in dem milden Mondlichte wenn möglich noch lieblicher aus.

„Das iſt ja gar nicht der Rede wert," ſagte Taſſilo und küßte ſie auf den Scheitel.

„Ach, das ſagt er jetzt," erwiderte ſie, „aber wer weiß, wenn er es früher gewußt hätte — —" Sie ſah ihn rührend zärtlich und zugleich neckend an.

„Ich bin ernſtlich neugierig," rief ich, — „heraus damit, Frau Emma!"

„Den Tag, bevor ſie Taſſilo ins Lazarett brachten, hatte ich ſelbſt draus fortlaufen wollen," ſagte ſie leiſe. „Ich konnte die ſchrecklichen Wunden nicht ſehen und war aus einer Ohnmacht in die andere gefallen, bis ich's endlich doch bezwang. Ich hab' es Taſſilo immer ſagen wollen, wenn er mich wegen meines Heldenmutes rühmte, aber ich habe mich ſo geſchämt! —"

Ich merkte an den Blicken beider, wie ſehr ich hier überflüſſig war. Sie ſtanden da wie ein zärtliches Liebespaar vor fremden Augen, das gern einander in die Arme ſinken möchte, ſich aber ſeiner Zärtlichkeit ſchämt.

„Du wirſt wohl noch zu tun haben, Taſſilo," ſagte ich, — „deine Feſtrede für das Sedanbankett morgen."

„Ach ja, meine Feſtrede," erwiderte er und lachte hell auf. „Ich hatte ſie ganz vergeſſen, — wie gut, daß

du mich drauf bringſt. Und jetzt, — jetzt weiß ich auch, wie ſie lauten wird!"

Sie begleiteten mich beide bis an die Hauspforte; dann kehrte ich durch die Nacht in die ſchlafende Stadt zurück, die jetzt im Mondenlicht dalag, im vollen Schmuck der Fahnen und Kränze für das Siegesfeſt des kommenden Tages.

Wand an Wand

Am offenen Fenſter ſeines Arbeitzimmers ſtand der graulockige Profeſſor Gotthold Milde und blickte in die ſonſt immer ſo ſtille, heute ſo menſchenvolle Straße hinunter. Es war Mittag, die Sonne eines leuchtenden Frühoktobertages ſtand über dem Hauſe. Sie warf einen blendenden Flimmerglanz auf die weißmetallnen Beſchläge des blumenüberkränzten Sarges der Profeſſorin, den eben die Träger mit dumpfem Ruck auf den Leichenwagen ſchoben. Sie blitzte auch helle Lichter über die gelben Blechbehänge und bimmelnden Schellen der ſchwerfüßigen Laſtpferde vor dem hohen grünen Möbelwagen, der vor dem anſtoßenden Hauſe wenige Schritte von dem Leichenwagen hielt. Die Toten ziehen aus, die Lebenden ziehen ein, dachte der alte Profeſſor; das nennt man das Leben.

Zwei freche, miteinander hadernde Sperlinge wippten ſich auf einer Ranke des roſtroten wilden Weins, der den kleinen Balkon vor des Profeſſors Zimmer ſchattend umſchlang. Sie fürchteten ſich offenbar vor dem Alten nicht; ſie kannten ihn gut und nahmen die weißen Brotkrümchen, die er ihnen halb gedankenlos hinſtreute, als etwas ihnen Gebührendes hin. Um jeden Biſſen freilich gab es erſt einen lauten Schnabelkampf, und war doch für beide reichlich geſorgt; der Profeſſor mußte ſanft lächeln.

Dann aber flog es wie ein grauer Schatten ihm übers Geſicht, und mit einem tiefen, ſtöhnenden Seufzer trat er ins Zimmer zurück. Leidtragende ſtanden noch umher, die er kaum erkannte: befreundete Profeſſoren, Nachbarn, Schwager und Schweſter, die zum Begräbnis von Stettin gekommen; aber er war wie irre, und ſeine großen waſſerblauen Augen ſuchten kindlich hilflos die Tür zum Flur. Mit bloßem Kopf wäre er hinausgegangen, hätte ihm ſein Schwager nicht den umflorten Hut gereicht. Plötzlich, er war ſchon vor der Tür, kehrte er noch einmal um, ging mit ſchnellem Schritt durch ſein Arbeitzimmer in das anſtoßende Zimmer ſeiner toten Frau, als habe es ihn von dorther zurückgerufen, und ſah ſich mit troſtlos ſuchenden Blicken drinnen um. Sie irrten über das altmodiſche Mahagoninähtiſchchen am blumenbeſtandenen Erkerfenſter, über den zierlichen Schreibtiſch daneben, über das aufgeklappte Klavier, auf deſſen Notenhalter noch ein altes, gelbfleckiges Muſikſtück ſtand. Er horchte wie auf eine Stimme, hier, dort, vom Fenſter her; dann ſchüttelte er den Kopf mit den langen ſtahlgrauen Locken: nein, es war nur der Wind, der in den ausgeſpannten Wettervorhängen leiſe pluſterte.

Nun war er drunten, in der Straße, und ſah ſich, vom hellen Sonnenlicht geblendet, verängſtet um. O wie ſie ihn angafften, dieſe vielen, vielen neugierigen Menſchengeſichter! War das ſeine einſame Landgrafenſtraße? Hatte die denn ſo viele Menſchen in ſich? — Aber auch aus den Nachbarſtraßen zwiſchen dem Kanal und der Kurfürſtenſtraße waren ſie herbeigeſtrömt, die Neugierigen und Müßigen, darunter auch zwei, drei Teilnehmende.

Wer in dieſem ſtillen Tiergartenviertel kannte ihn nicht? Er war ja das lebende Wahrzeichen der Gegend. Vor etwas mehr als dreißig Jahren war es geweſen, als er ſich dort niedergelaſſen; damals, da die kaum entſtandene Straße noch für einen „Landaufenthalt“ galt, fern an der Grenze der Weichbilder Berlins und Charlottenburgs. Mit ſeiner ſchönen, ſanften Frau war er eingezogen, der ſo junge und ſchon ſo berühmte außerordentliche Profeſſor der Mathematik an der Berliner Univerſität, dem ſein Werk über „die kürzeſten Verbindungslinien auf gekrümmten Flächen“ die große goldene Medaille für Wiſſenſchaft und die Berufung an die erſte Hochſchule des Landes eingetragen. Noch ehe das zweite Haus in jener weltverlornen Straße ſich erhob, war Gotthold Milde ordentlicher Profeſſor, Mitglied der Akademie, Inhaber des Verdienſtordens geworden, und hatte ſich doch aus alldem nicht viel gemacht. Für ihn gab es nur ſeine Frau Helene und ſeine Wiſſenſchaft. Später hieß es: meine Wiſſenſchaft und meine Frau Helene.

Sagte man dort draußen von ihm: den kennt ja jedes Kind, ſo war das ganz wörtlich zu nehmen. Die Kinder der Straße, beſonders die aus den Kellern, unter den Dächern, von den Hinterhöfen kannten ihn und ſeine freigebigen Obſt- und Bonbontaſchen. Da ſtanden ſie auch heute auf beiden Seiten des Leichenwagens zuhauf und warteten auf ihren Schenkefreund. Die Tote hatten ſie kaum gekannt, ſo ſelten war die ſtille Profeſſorsfrau aus dem Hauſe gegangen. Kam aber der Profeſſor Tag um Tag bald nach der Mittagſtunde vom Kanal her um die Ecke, dann ſtanden ſie ſchon aufgepflanzt, die Schul-

ränzlein noch überm Rücken, und ſperrten nur die leckergierigen Augen etwas weiter auf, um zu ſehen, was es heute wohl geben möchte. Er wechſelte mit ſeinen kleinen Gaben ab, je nach Jahreszeit und Gebelaune; daß er aber von dem Weg in die Stadt jemals mit leeren Taſchen in die Landgrafenſtraße eingebogen wäre, deſſen wußten ſich die älteſten unter dem kleinen Bettelvolk nicht zu entſinnen.

* * *

Dicht hinterm Sarge ſtand die ſchwere Trauerkutſche; am Schlage wartete der Superintendent auf den Hauptleidtragenden. Und wie dieſer nun müden, ſchwankenden Schrittes ſich dem Wagen näherte, da ſtreckten ſich viele ganz kleine Hände bittend ihm entgegen, und ein feines Stimmchen, die des rotköpfigen vierjährigen Töchterchens des Schuſters aus dem Keller, ſagte vorwurfsvoll: „Haſt du keine Bonbons, Onkel Poſeſſer?“ Der Herr Superintendent ſcheuchte mit ſtrengem Blick den kleinen Rotkopf, während der Profeſſor nach einem vergeblichen Griff in die Rocktaſche hinter dem Geiſtlichen in die ſchwarze Kutſche ſtieg. —

„Die Liebe höret nimmer auf, ſo doch die Weisſagungen aufhören werden, und die Sprachen aufhören werden, und die Erkenntnis aufhören wird.“ So hatte der Superintendent ſeine Tröſterpflicht begonnen, ob er auch wußte, der Mathematiker war kein kirchlicher Mann. Der Alte hörte das ſanfte Geplätſcher der ſchönen Bibelworte wie ein fernes, ſtilles Geräuſch durch eine dichte Nebelwand. Er hatte die Augen geſchloſſen und ſah in ſich hinein,

ſah zurück auf dreißig Jahre und mehr. Schon einmal, vor langen langen Jahren war er in einer ähnlichen Kutſche einem Leichenwagen nachgefahren, als ſein Vater zu Grabe getragen wurde. In einer Irrenanſtalt war der geſtorben; nur einmal, als zwölfjähriger Knabe, hatte er den Vater geſehen, der aber hatte ſein Kind nicht erkannt. Auch damals hatte ſolch ein Geiſtlicher neben ihm geſeſſen und hatte Sprüche hergeſagt, ganz ſo wie heute.

Durch die geſchloſſenen Augenlider hindurch ſah er im Sonnenlicht Helenens feine, ſchlanke Mädchengeſtalt, wie er ſie in dem von Syringen durchdufteten Garten ihres Vaters zuerſt erblickt hatte. In Greifswald war es geweſen, und er war nach einer garſtigen Säbelmenſur, die vierzehntägigen Karzer im Gefolge gehabt, zu ihrem Vater, dem damaligen Rektor, einem Theologieprofeſſor, vorgeladen worden, — nicht amtlich, eine Sache der Menſchenpflicht. Mit jener Säbelmenſur hatte es ſein eigen Bewenden gehabt. Gotthold Milde war einer der friedfertigſten Studenten, er hätte für einen Theologen, für einen Wingolfiten gelten können. Nur zuweilen, über die bedeutungsloſeſte Lappalie, meiſt über gar nichts loderte er in eine maßloſe, unbegreifliche Zornesglut auf, als hätte ihn ein unheimlicher, finſterer Geiſt in Beſitz genommen. Er kannte ſich und gab die peinlichſte Obacht auf ſich; doch immer umſonſt: aus dunklen Tiefen ſeines Weſens quoll es in ihm auf, lähmte ſeinen Willen, füllte das feine Geäder ſeiner Augäpfel mit Blut und erſchreckte ihn vor ſich ſelber. Er ahnte, was es vielleicht ſein möchte: ein rätſelhaftes Erbteil des väterlichen

Blutes, — jedenfalls etwas, das mächtiger war als sein Wille.

Seine Kommilitonen, fast alle pommersche Landsleute, nahmen Rücksicht auf den „wilden Milde", und so war er bis ins letzte Semester, dicht vor dem Doktorexamen, ohne Krach durchgekommen. Da hatte ein baumstarker Jurist aus Westfalen sich's nicht gefallen lassen wollen, daß dieser flachshaarige, schmächtige Milde bei einem fröhlichen Ausflug nach Putbus auf ihn plötzlich losgefahren war, weil er mit dem Teelöffel leise in einer Tasse bimmelte, und ihn, da er den Angreifer noch ganz verdutzt ansah, mit übermenschlichen Kräften an den Schultern gepackt und zur Tür hinausgeworfen hatte. Keine spätere Begütigung der Kommilitonen half, der Westfale wollte durchaus mit dem „besessenen Pommern" losgehen, und so kam es zu Gotthold Mildes erster und letzter Säbelmensur, bei der er drei Zoll Eisen ins linke Schulterblatt kriegte, obendrein vierzehn Tage Karzer. Am Tage nach der Karzerhaft war er zum Rektor beschieden worden, der ihn, nach damaliger gemütlicher Greifswalder Sitte, unter vier Augen „koramieren" wollte. Der Fall reizte den Theologen, der schon Gotthold Mildes Vater, einen Stettiner Landsmann und Studienfreund, gekannt hatte.

Ein Maientag war's gewesen, ein Sonntag Nachmittag; er sah es noch deutlich, wie er jetzt in der Trauerkutsche hinter ihrem Sarge fuhr. Dort am offenen Giebelfenster über dem blühenden Kirschbaum hatte er sie zuerst gesehen, des Rektors einzige Tochter. Eigentlich zuerst gehört, denn wie er mit einiger Ungeduld dem

ermahnenden Vortrag des Rektors ſtandhielt und es ſchon unheimlich heiß in ſich aufquellen und ſeine Hände brennen fühlte — ein ihm bekanntes böſes Anzeichen —, da ſchwebten aus dem Giebelfenſter die himmliſchen, linden Klänge der Beethovenſchen Paſtoralſonate gleich fallenden Blütenblättern hernieder; es wurde ſtiller und ſtiller in ihm, und endlich waren ihm wohlige Tränen in die Augen getreten. Der gute Rektor war nicht wenig ſtolz geweſen auf dieſen unverhofften Triumph ſeiner Beredſamkeit, hatte ihn zum Bleiben genötigt, in die Fliederlaube und hatte Helenen heruntergerufen. Als Gotthold bis zum dämmernden Abend neben ihr geſeſſen, weit über die ſchickliche Zeit eines erſten „Beſuchs", und ihre ſanfte Stimme ihn umfangen hatte, da ſagte er ſich auf dem Heimweg: ſollte er geneſen und Ruhe finden vor ſich ſelbſt, ſo mußte er ihre Stimme, ihr unbeſchreiblich weiches Weſen immer und immer nahe, ganz nahe hören und fühlen.

Und ſo war es geworden, als er ſie drei Jahre darauf zu eigen genommen, das Weib ſeiner Jugend. Weich und lau hatte ſie ihn eingeſponnen, um alle Ecken ſeines Weſens hatte ſich etwas von ihrer ſänftigenden Art glättend und mildernd gelegt, und — es war ihm ſelbſt ein Wunder — in all dieſen Jahren gemeinſamen Lebens hatte ſich der unholde Blutstropfen in ihm nie wieder geregt. Wohl hatte es Tage gegeben, an denen er durch ein lauteres Klingeln an der Flurtür, durch eine ungeſchickte Bewegung Karolinens, der aus Pommern mitgebrachten Magd, durch irgend eine jähe Störung in der Arbeit aufgeſchreckt worden und in ſeinen blauen Augen

drohende Blitze gezuckt hatten. Aber dann hatte ihn Helene nur wortlos, mit lächelnden, geschweigenden Lippen anzusehen gebraucht, und das Zucken der Hände, die Spannung aller Nerven hatte nachgelassen, und stets nach kurzer Weile hatte er tief aufatmend seiner Frau ein liebes Wort zugerufen oder ihr nur still die aschblonden Haare gestreichelt. Er behauptete hinterher scherzend, diese schnelle Sänftigung käme vom Umgang mit der Mathematik, der kühlsten Wissenschaft; aber er wußte es besser: sie kam von der lauen Welle, die aus Helenens Wesen zu ihm herüberströmte und ihn linde umfloß. —

* * *

„Ich sage die Wahrheit in Christo und lüge nicht, deß mir Zeugnis gibt mein Gewissen in dem heiligen Geist, daß ich große Traurigkeit und Schmerzen ohne Unterlaß in meinem Herzen habe," — so sprach leise der Superintendent, indessen der Trauerzug in die Potsdamer Straße einlenkte. Der alte Professor tat die Augen nicht auf; es schmerzte ihn, durch die Kutschenfenster vorn auf den Sarg zu blicken. Er gedachte ihrer noch als einer Lebenden, und all die Jahre schienen ihm wie zusammengedrängt in einen Tag, in ein einziges Bild vor seinen inneren Augen, und dies Bild war ein mädchenhaftes Frauenantlitz mit stillen Augen und lächelndem Munde. Und wie nun der Superintendent in des Alten Gesicht blickte, weil er wirklich beinah argwöhnte, der sei müde vom Gram eingeschlummert, da sah er es wie einen seligen Glanz über den gefurchten Zügen schweben und wußte nicht, was das bedeuten mochte. Es bedeutete aber, daß

der ganz in sich versunkene alte Mann es wie ein fernes, süßes Klingen in den Ohren vernahm, — o so deutlich, so unverkennbar: die Lieblingsstücke, die ihm Helene dort neben seinem Arbeitszimmer wohl stundenlang gespielt. Die Kutsche rüttelte über das je näher dem Friedhof desto holprigere Straßenpflaster, daß die Fensterrahmen klirrten; aber der mit ganzer Seele fernab lauschende Professor hörte das nicht. Er hörte nur die weichen Töne des wohlbekannten kleinen Stutzflügels gedämpft hinter der geschlossenen Tür zwischen ihrem und seinem Zimmer. Das waren die Töne, die er zu seiner Arbeit so nötig gehabt, die ihn so wunderbar zum Denken und Rechnen beflügelt hatten. Wie oft im Anfang ihrer Ehe, war er aufgesprungen, wenn sie plötzlich aufgehört hatte und er noch weiter arbeiten wollte, und hatte sie gebeten: Weiter, liebe Helene, weiter! — und sie hatte genickt und weiter gespielt. Wo auf Erden gäbe es eine Seele, die ihn so verstände, wie diese einzige Frau! —.

Der Superintendent fühlte die Pflicht, den armen Alten aus seinem seligen Geträume zu wecken, denn von fern sah man schon die Friedhofmauer. So ergriff er denn des Professors Hände, hielt sie mit zutulichem Druck in den seinen und sprach zu dem seufzend Aufgeschreckten: „Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen; und der Tod wird nicht mehr sein, noch Leid, noch Geschrei, noch Schmerzen wird mehr sein: denn das Erste ist vergangen!“

Ja, der Tod! Da stand er wieder vor ihm, jener unglückselige Tag, kaum zwei Wochen waren seitdem verflossen. War das ihr Gesicht? War das seine Helene?

O wie furchtbar verändert! Wie war es doch gekommen? Es war so entsetzlich gewesen, wie seit einem Menschenleben nicht. Richtig, so war's gewesen: er war an einem Sonnabend, noch in den Ferien, etwas früher als gewöhnlich aus dem Lesesaal der Bibliothek fortgegangen und war zu Hause angekommen, ehe die allwöchentliche große Reinigung ganz beendet war. O eine Lappalie, genau wie in seinen Knaben- und Jünglingsjahren. Es war so lächerlich und zugleich so grausig. Sorgsam wie immer hatte Helene ein großes Schutzlaken über seinen Schreibtisch gebreitet, denn die Reinigung mußte vor diesem haltmachen; nichts darauf durfte verschoben, keines der Blätter und Blättchen mit den langen Rechnungsreihen angerührt werden. Ein Windstoß durchs geöffnete Fenster mußte dennoch ein Zettelchen, ein wertloses, auf die Diele geweht haben; Helene hatte es nicht gesehen, so lag es denn noch da, als der Alte in sein Zimmer trat. Er hatte es sogleich bemerkt. Erst ein Erstaunen, dann das Gefühl, als quölle ihm ein Blutstrom heiß in die Kehle herauf, als drohte es ihn zu erwürgen, und er hatte schreien müssen, um sich von dieser Erstickungsangst zu erlösen. Und wie er seine heisere Stimme von den Wänden des ausgeräumten Zimmers hatte wiederhallen hören, da war das Entsetzliche, da war die Wut über ihn hereingebrochen, und er hatte Helenen angeschrieen, wie sie es nie von ihm gehört. Nicht gescholten, nicht berührt, aber auf sie eingeschrieen, in wilden, bellenden Tönen. Die alte Magd war entsetzt zur Tür hinausgestürzt; Helene aber war geblieben, an die Wand gelehnt, kreideweiß in dem schmalen Gesichtchen; dann hatte

sie in fliegendem Frost sich geschüttelt, mit der zitternden Hand nach dem Herzen gegriffen und war wie leblos umgesunken. Da war er wieder zu sich gekommen und hatte geweint, zum ersten Mal seit undenklichen Zeiten, und hatte sie unter tausend Liebesworten in ihr Zimmer getragen. Der Arzt hatte den Kopf geschüttelt, von einem Herzklappenfehler gesprochen, aber gute Hoffnung gegeben. Von der wahren Ursache hatte Helene dem Arzt nichts gesagt. Zuletzt hatte sie zu ihrem händeringend am Sterbebett sitzenden Manne nur noch geflüstert: „Mein armer Gotthold!", immer nur dieselben Worte, — und nun wurde sie dort vor ihm hinausgefahren, und er hinterher; aber sie würde draußen bleiben, und er allein nach Hause kehren und dort allein sein, immer, immer allein. —

Da hielt der Wagen vor der offenen Friedhofspforte. „Wir haben hier keine bleibende Statt, sondern die zukünftige suchen wir", sprach der Geistliche und reichte dem Professor den helfenden Arm zum Aussteigen.

* * *

Nun war auch das vorbei, und der Professor saß regungslos allein vor seinem Schreibtisch. Schwager und Schwester hatte er gebeten, ihn allein zu lassen, das werde ihm am wohlsten tun, und sie waren, nach einigen vergeblichen Versuchen ihn umzustimmen, nach Stettin zurückgefahren. Sie wußten ihn mit der alten Karoline in Haus und Küche wenigstens leiblich gut aufgehoben.

Er war allein und zu Fuß nach seiner Wohnung zurückgekehrt; ihn hatte es vor dem Wiederbesteigen der

ſchwarzen Kutſche geſchaudert. In der Potsdamer Straße war in ihm das Kinderwort wieder laut geworden: „Haſt du keine Bonbons, Onkel Poſeſſer?“ Da hatte er einen Konditorladen betreten und eine große Tüte mit Bonbons gekauft. Ganz wie in den alten Tagen hatte er ſie unter die Armenkinder ſeiner Straße verteilt, ehe er ſchweren Ganges die Treppe zu der verödeten Wohnung hinaufſtieg, in der ſie ihn nicht mehr erwartete. Eben war auch mit fröhlichem Schellengebimmel der leere Möbelwagen davongeraſſelt, der vor dem Zwillingsnachbarhaus ſo lange gehalten.

Ja, nun hatte er neue Nachbarn, dort Wand an Wand! Die ſteinalte Miniſterwitwe, die faſt ſo lange wie er nebenan, nur getrennt durch eine ganz dünne, gemeinſame Mauer, gewohnt hatte, war vor ſechs Wochen geſtorben, — eine ſtille Frau, von der man nie einen Laut durch die Wand gehört. Das Zimmer auf jener Seite der Mauer war ihr Blumengarten geweſen. Nunmehr würde das wohl anders werden: Helene hatte ihm ſeufzend geſagt, ihr neuer Nachbar, der Miniſterialdirektor von Janſenius, habe vier Töchter von ſechzehn bis ſechs Jahren; na immerhin beſſer, als wenn es vier laute Knaben wären.

Jetzt waren die Nachbarsleute in ihrer Wohnung. Er konnte ſie hören, ſie und das Rücken der Möbel in dem anſtoßenden Balkonzimmer des Nebenhauſes. Man klopfte und hämmerte drüben; es beläſtigte ihn, aber er hatte Geduld genug, um ſich zu tröſten, das werde ja bald in Ordnung ſein. Dennoch dröhnte ihm das Klopfen und Hämmern in die Ohren. Es ſchmerzte ihn etwas im Kopf, im Herzen; er wußte ſelbſt nicht, was? Dieſe nagel-

neuen, lärmenden Nachbarn dort, wenige Schritte von ihm, die ſich in ſein ſtilles Leben eindrängten, und rundum dieſe Leere und Öde in ſeiner Wohnung: — er ſtöhnte tief auf, er kam ſich ſo fremd mit ſich ſelber vor, als ſei ſein Leben zu Ende und nun müſſe er ein ganz neues beginnen. In ſeinem Alter, bald ſechzig! Ohne Helene! Wie könnte ſie nur jetzt nicht da ſein, gerade jetzt, wo er doch ſo allein ſei! Er faßte es noch immer nicht.

Vor dem nicht endenden wüſten Lärm hinter jener Wand und vor ſeiner hilfloſen Verlaſſenheit floh er in Helenens Zimmer und ſetzte ſich in ihren Korbſtuhl am offenen Fenſter. Die hinausgeſpannten Wetterſchirme ſchatteten dunkelnd herein. Den ſtill daſitzenden, alten Mann umfing wieder das linde Gefühl der Gegenwart der eben begrabenen Frau. Er wußte ja, ſie ſelbſt war nicht mehr hier; aber an allen Gegenſtänden rundum haftete es noch wie ein Duft ihres körperlichen Seins. Sie waren ſelten lange beieinander geweſen; jeder hatte ſein Bereich und war mit dem Gefühl zufrieden geweſen, der andere ſei ja in Rufes und weniger Schritte Weite. Nur wenn er ſich gar zu müde gerechnet und ihm die Zeichen vor den brennenden Augen flirrten, dann hatte er leiſe an die Zwiſchentür geklopft und war zu ihr eingetreten mit dem ſtehenden langgezogenen: „Nun, Helenchen?“ Dann hatte er ſich ſchweigend in eine Sofaecke geſetzt und ihr zugeſehen, wie ſie nähte, zeichnete oder ſpielte.

Er brauchte jetzt nur die Augen zu ſchließen, ſo fühlte er ſich bei ihr und ſie bei ſich. Dies mußte alles ſo bleiben. Er rief die verweinte Karoline und gab ihr die nötigen Anweiſungen: „Alles ſo laſſen, wie die Frau es gehalten,

Karoline! — Nichts umſetzen, nichts verrücken, nicht ein Stück; — nur ſauber abſtäuben, Karoline, ebenſo ſauber, wie die Frau es gern gemocht. — Und die Blumen nicht vergeſſen, Karoline, — und die Bilder!“ — „Wird allens beſorgt werden, Herr Profeſſor,“ ſchluchzte Karoline.

Er trat ans Fenſter. Dieſen jetzt welken Klematiszweig hatte Helene mit einer langen Angelſchnur zu ihrem Fenſter herangezogen, als er haltlos im Frühlingswind auf mehr denn Armesweite aus dem Vorgärtchen emporkletterte. Da flatterten noch die blauen, ſeidenen Bändchen, mit denen ſie die Ranke draußen am Fenſterbrett befeſtigt hatte. Als ſie ihr Kunſtſtück Gotthold gezeigt, hatte dieſer mit dem Finger gedroht und geſagt: „Das darfſt du eigentlich gar nicht, Helenchen, die Klematis gehört ja dem Wirt.“ — Aber ſie hatte ihm lächelnd erwidert: „Unten ſein, oben mein, und binde ich ſie nicht feſt, ſo zauſt ſie der Wind.“ — Und er hatte nur ſtill darauf geſagt: „Ja, ja, ſo feſtigſt du alles, was wildbewegt in deine Nähe kommt“, — und hatte zu ihrer nicht kleinen Überraſchung ihr die Hand geküßt, ſo daß über ihre blaſſen Wangen ein zarter Roſenſchimmer verſchämten Dankes aufleuchtete.

Dort auf dem Doppelbort über dem etwas altmodiſchen Schreibtiſch ſtanden Helenens Lieblingsbücher: Hölderlin, Lenau, Eichendorff, Storm, Mörike, Keller und manche andere, — nur Gedichtſammlungen. Er kannte ſie alle, aber kaum mehr als die verblaßten Namen auf den brüchigen Bücherrücken. Er hatte nie Luſt verſpürt, einen Band herunterzulangen. Seine Poeſie war die Mathematik. Im erſten Winter ihrer Ehe war er mit

Helenen zuweilen in Theater und Konzerte gegangen, am liebſten in Konzerte: dort könnte man, wenigſtens in Gedanken, rechnen. Das Theater macht mich zerſtreut, klagte er. Seiner jungen Frau hatte er Geſchmack an der höheren Mathematik beizubringen verſucht, hatte ihr für den Anfang ſolche „kinderleichten Urbegriffe“ wie Sinus, Koſinus, Tangens und ſo weiter geduldig wohl ein Dutzend Mal erklärt; ſie hatte auch liebevoll-geduldig zugehört, ihm aber ſchließlich bekannt, daß ſie rein gar nichts davon verſtehe. „Wozu, liebſter Gotthold, ſoll mir das? Das kann doch keinem Menſchen etwas helfen, keinen beſſer machen, keinem das Herz wärmen!“ Er hatte überlegen gelächelt, der ſo ſehr junge Profeſſor, und hatte ihr „bewieſen“, daß dieſe mathematiſchen Begriffe das Planetenſyſtem, den Weltenbau und die geheimſten Beziehungen aller Dinge zueinander erklärten. Doch Helene hatte ihm erwidert: „Das ſagen die Gelehrten ſo hinterher, aber mit alldem können ſie doch kein Gänſeblümchen erklären.“ Nein, ſie hatte wirklich keinen mathematiſchen Kopf, und er keinen lyriſchen, — und damit hatten ſich beide zufrieden gegeben und ſozuſagen glücklich miteinander oder vielleicht auch nur nebeneinander gelebt.

Am Morgen nach dem Begräbnis, nach ſanft durchſchlafener Nacht, fühlte er ſich recht einſam, gewiß. Aber eigentlich kaum einſamer als in dieſen letzten Tagen nach ihrer Erkrankung. Am Teetiſch ſaß ihm jetzt niemand gegenüber. Da vermißte er ſie noch. Als er aber auf dem gewohnten Wege über die Albrechtshofer Brücke dem Tiergarten zuging, nach der Königlichen Bibliothek, da

umfing ihn doch wieder das Gefühl behaglicher Alltäglichkeit. Nicht vergessen war Helene, noch nicht; aber auf diesem altgewöhnten Wege war sie ja niemals ihm zur Seite gegangen. Auch der Gedanke an sie hatte ihn nie durch den Tiergarten begleitet: das war so recht der stille Raum, in dem er sein Kolleg noch einmal voraus durchdenken oder, wenn Ferien waren wie heute, brüten konnte über die Aufgabe, an der er nun schon seit fünf Jahren unablässig arbeitete. Eines der schwierigsten Rätsel der Ballistik hatte ihn mit seinem nur den Fachmännern verständlichen Zauber gepackt und nicht mehr losgelassen. Und wie er heute durch den schon angegelbten Tiergarten dem Brandenburger Tor zuschritt und vom Tegeler Schießplatz her den dumpfen Donner der Übungsschüsse vernahm, da leuchtete es über sein nachdenkliches Gesicht: er fühlte sich wunderbar in seinen mathematischen Phantasien durch solche Begleitung beflügelt. Zuweilen auch blieb er stehen, um sich eine neue ihm aufdämmernde Wendung in seiner Formelberechnung ins Taschenbuch zu schreiben.

Im Lesezimmer der Bibliothek war man ein wenig erstaunt, den guten Professor schon heute ganz wie immer erscheinen zu sehen. Wohl trug er Flor an Arm und Hut, aber sonst war nichts an ihm verändert.

Zur gewohnten Stunde ging er wieder nach Hause, aß zu Mittag, setzte sich an den Schreibtisch, und — alles war wie vordem. Ein schönes Menschengebilde war vernichtet und unter die Erde gebettet, und der Mann, für den es sich dreißig Jahre geopfert, fühlte es kaum. Nicht

weil er herzlos war, nein; aber er fühlte sie ja noch durch seine Arbeit hindurch im Nebenzimmer, dort hinter der Tür.

* * *

Am Abend des zweiten Tages nach Helenens Begräbnis war's. Die alte Schiebelampe mit dem grünen Schirm leuchtete traulich auf seinen Schreibtisch, an dem er über einen Foliobogen voll schwieriger, langer Formeln gebeugt saß. Alles wie ehedem, nicht einsamer, nicht stiller als sonst. Die winzige Schwarzwälder Uhr, deren scharfklickenden Schlag er durchaus hören mußte, wenn er am Schreibtisch saß, ging hastig, wie immer. Und wenn er jeweilen den Kopf vom Blatt hob und die Augen ausruhend durchs Fenster schweifen ließ, so sahen sie den Lampenschein seines gewohnten Gegenüber, alles wie früher. Blickte er dann nachdenklich geradeaus auf die Tapete über dem Schreibtisch, so sah er dicht über dem Nordpol einer kleinen pappenen Weltkugel, die auf den Köpfen zweier porzellanener, mit den langen Schwänzen ineinander verwickelter Meerkatzen ruhte, auf weißem Grund einen blauen bebänderten Schäfer seiner blauen bebänderten Schäferin die Hand zum zierlichen Menuett reichen, wie an all den tausenden fleißiger Abende, an denen sie ihre lustig flatternden Bänder in seine Rechnungsketten geflochten. Auch der Tintenfleck über den Häuptern der beiden Tänzer, ohne den er nicht rechnen konnte, war auf der alten Stelle. Nun füllte sich das Blatt Reihe um Reihe; näher und näher kam sie heran; klarer, immer klarer tauchte sie empor aus dem grauen

Zahlen- und Zeichenmeer: die von allen wiſſenſchaftlichen Balliſtikern ſo lange geſuchte „elegante Formel“ für die „Bewegung des Geſchoſſes in widerſtehender Luft“. Auf dem dunklen Tintenfleck ſah er ſie hell aufleuchten, Zeichen an Zeichen, über und unter den Bruchſtrichen, — ſah er wie feine Kriſtalle die kleinen Indexzeichen zu Häupten und Füßen der großen Integrale ſich anſetzen. Seine Augen ſtrahlten, die dichten, noch ſchwärzlichen Brauen zogen ſich in die Höhe, bis ſie unter den grauen überhangenden Stirnlocken verſchwanden. Seine Hand zitterte, als er, nur halb aufs Papier blickend, wie von ungeſehener Vorlage ſeine Formel abzuſchreiben begann. Da war ſie, da! — Nur ein Glied noch fehlte, — dann müßte ſie daſtehen, in ſich geſchloſſen wie der Weltenbau. Und nun, — o ganz vollendet, o wie wundervoll, auch das noch, auch die alte liebe Muſik unter den Fingern Helenens, dort aus dem ſtillen Nebenzimmer, — nur ſchüchtern erſt, ſcheu taſtend, wie Geiſterflug, bald fern bald nah. Er ſchloß die Augen und lauſchte mit verklärtem Geſicht. —

Wild war er aufgeſprungen und hatte zornig den Bleiſtift zu Boden geworfen. Nein, das war ſie nicht! — Aber Muſik war es, irgendwo um ihn her. Wenn er nachſähe? — Leiſe, furchtſam faßte er die Türklinke zum Nebenzimmer und öffnete behutſam: ſchweigend blickte das Dunkel ihm daraus entgegen, kein Ton erklang. Und doch hatte er es ſo deutlich gehört! Was konnte das nur ſein? — Horch, da war es wieder; hier, — dort! Nein, nicht hier, nicht wie einſt, gar nicht wie einſt. Aufdringlich nahe und doch irgendwo weit weg. Und anders, o ſo ganz anders, — harſch, häßlich, gar nicht wie Muſik.

Aus ſeinem eigenen Zimmer drang das Getön, von dort drüben, aus der Wand, in klingenden Stößen, wie eine auf- und abſteigende grelle Hohnlache, wie eine Verſpottung der ſüßen Muſik, die er zu hören geglaubt. Zum erſtenmal in ſeinem Leben durchzitterte ihn ein Grauſen wie vor etwas Geſpenſtiſchem, vor etwas, dem ſich mit keiner Mathematik beikommen ließe.

Er hatte Luſt, Karolinen herbeizurufen, ob auch ſie das höre? Was in aller Welt war das? Einmal als Knabe, nach einem Nervenfieber, hatte er wochenlang klingende Töne in den Ohren verſpürt, dann aber doch nie wieder. — Mit einem plötzlichen Entſchluß ging er in ſein Zimmer zurück und auf das Getön los, mit abwehrend vorgeſtreckten Händen. Lauter und lauter, näher und näher hämmerte die Muſik. Ohne Takt, ohne Sinn und Verſtand, als ob ein Tier ſpielte, auf Taſten drückte. — Und nun war es ihm klar: von den neuen Nachbarn im Zwillingshaus kam das. Und er wußte jetzt auch, was es war. — Unangenehm, ſehr unangenehm; aber das wäre ja bald zu Ende: das Klavier bei den Nachbarsleuten wurde geſtimmt. Auch in ſeiner Wohnung war das ja regelmäßig vorgekommen, aber doch meiſt nur, wenn er nicht zu Hauſe war. Natürlich war dies ein verlorener Abend, aber das ginge vorüber, wie Zahnſchmerz.

Er nahm Hut und Regenſchirm und rettete ſich ins Freie, in den feuchtdunkeln Abend, und ging am Tiergartenſaum entlang bis zum Brandenburger Tor und zurück; wohl eine Stunde lang, — dann mußte das ja vorüber ſein. Aber merkwürdig, rechnen ließ ſich nicht auf dieſem einſamen Spaziergang, wie ſonſt immer, alle

Fäden waren wie mit der Schere scharf abgeschnitten. Immer mußte er denken, wie dort, ihm dicht auf dem Leibe, wildfremde Menschen ihr Wesen trieben, wie sie sich in sein Leben eindrängten und —. Ein furchtbarer Schrecken war ihm über den Rücken gerieselt, und er blieb stehen, um das Ungeheuerliche zu fassen, das ihm plötzlich den Atem versetzte: wenn man dort bei den Nachbarn ein Klavier stimmte, so würde man ja auch darauf spielen, lauter störendes, unbekanntes Zeug, und zu Stunden, in denen er es nicht hören mochte. Und er würde wissen, das sei nicht Helene, die da sitze und seinetwegen spiele und wisse, wie er's gern höre, — und nun werde das immer, immer so fort gehen, — und was dann? — —

Der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner Stirn, und dennoch fröstelte ihn. Mit müden Schritten schleppte er sich wieder nach Hause. Es war neun Uhr geworden, als er unter den erleuchteten Fenstern des Nachbarhauses stand, und hinauflauschte: Alles still, Gott sei Dank, wenigstens Ruhe für den Rest des Abends. Einige Minuten darauf saß er wieder über seinen Foliobogen gebückt, sah wieder suchend durchs Fenster und auf den Tintenfleck der Tapete; aber die „elegante Formel" wollte sich nicht mehr zusammenfügen. Er hatte sie doch so deutlich, fast leiblich gesehen, und jetzt war alles wie mit einem dichten, grauen Schleier überzogen. Tief mißmutig und verzagt ging er zu ungewohnt früher Stunde zur Ruhe.

* * *

Nach unruhigen Träumen, müde an Leib und Seele, begab er sich den nächsten Morgen zum erstenmal wieder

ins Kolleg des neubegonnenen Semesters. Im Zimmer der Nachbarn war es in der Frühe still gewesen, natürlich. Wie aber würde es sein, wenn er Mittags zurückkehrte, — und dann Tag für Tag? Der Gedanke daran quälte ihn auf dem Wege zur Stadt, er schoß ihm durch den Kopf, als er vor der mathematischen Riesenschreibtafel im Kolleg stand, und ließ ihn gleich zu Anfang einer langen Rechnung einen unbegreiflichen Fehler begehen, der in der Folge zu immer unmöglicheren Formeln führte, bis er nicht mehr aus noch ein wußte, plötzlich unwirsch den Vortrag abbrach und sich bei seinen Zuhörern brummig mit Kopfschmerz entschuldigte. Die älteren Semester, die an dem Alten nie etwas Ähnliches bemerkt hatten, schüttelten besorgt die Köpfe; die jüngeren hatten nur ihren harmlosen Spaß an dem verängstigten Hin- und Herspringen des berühmten Professors an der langen Tafel, um den Fehler zu entdecken.

Was soll nun daraus werden?! dachte der Alte auf dem Wege heimwärts. Eine Träne ohnmächtiger Wut brannte ihm in den Augen. Die Kinder in der Landgrafenstraße, an denen er achtlos, mit leeren Taschen und Händen vorüberging, machten lange, enttäuschte Gesichter.

Richtig! Da klimperte es auch schon zum offenen Fenster auf die Straße hinaus! Das war nun kein Stimmen mehr, das war oder sollte sein eine Art Klavierspiel. Es war vielleicht nicht sehr verschieden von dem, was hunderttausende von begabten Kindern alltäglich und allstündlich auf hunderttausenden von Klavieren leisten; aber diesem alten Manne klang es, als schlüge durch eine offene Pforte der Hölle ein teuflisches Geheul oder das Jammer-

gewinsel gefolterter Verdammter. Nein, Menschen konnten so nicht spielen, nicht einmal irrsinnige Menschen. Es war ein Durcheinanderquirlen von Tonleiterfetzen, Melodienstreifen, einzelnen Tönen ohne jeglichen Zusammenhang, ein musikalischer Säuferwahnsinn. Und das klang hinaus in den schönen hellen Frühherbsttag, wie Gekeife und Gezeter rasender Irren. Alles stümperhaft, sinnlos, — o schlimmer noch. Der Alte suchte nach einem Wort für seinen Zorn. Bestien waren das; bestialisch war das, was sie trieben. Vielleicht hatte man einem Affen oder einem Pudel bei den verwünschten Nachbarn das Klavierspielen beigebracht? Kein menschliches Wesen konnte mit dieser bockigen Hartnäckigkeit dasselbe sinnlose Zeug wieder und wieder spielen. War denn so etwas möglich? —

Mit gehetzten Schritten stakte er in seinem hohen Arbeitszimmer auf und ab, daß es dröhnte. Zuweilen stampfte er vor rettungsloser Ungeduld und Wut auf, daß die Dielen schütterten. Dann klingelte er der Magd.

„Karoline, hören Sie das?"

„Was denn, Herr Professor?"

„Das da!" und er zeigte nach der Wand, „das da! was die Bestien nebenan treiben!"

„Ach das? Na, das sind nu woll die Döchterkens von Misterialrats, wie se Klavier spielen."

„Klavier spielen nennen Sie das, Karoline?! Der Satan ist da los, der Satan, der Satan!"

Karoline entsetzte sich über sein lautes Geschrei. „Ach, liebster bester Herr Professor, wo soll das nu woll der Satan sind?" sagte sie dann begütigend, sehr kleinlaut.

Der Professor schwieg. Seine drohend geöffneten

Augen erweiterten ſich immer mehr, wie er lauſchend mitten im Zimmer ſtand und unter jedem neuen verunglückten Tonleiteranſatz und jedem Stocken und Stammeln, Purzeln und Falſchgreifen zuſammenzuckte, als wühlten ihm glühendgemachte Meſſer in den Ohren. — Dann ergriff er wie um Hilfe flehend die Hände der ratlos daſtehenden Magd: „Das geht ſo nicht länger, Karoline. Hier darf ich nicht bleiben. — Ach mein Gott, mein Gott! — Warum iſt unſere arme gute Frau nicht mehr hier, warum läßt ſie mich ganz allein mit den Beſtien da drüben?“ Er wimmerte wie ein Kind, das bei der ſorgenden Mutter Rat und Beiſtand ſucht.

Karoline fühlte, ſie müſſe etwas ſagen. „Könnte nu der Herr Profeſſor nicht in das andere Eckzimmer überziehn?“

Ja das wäre ein weiſer Rat, und der Profeſſor ſtreichelte der verſchämt knickſenden Karoline dankbar die Hände. Ihm war ein andrer Gedanke einen Augenblick durch den Kopf gezuckt: eine andre Wohnung mieten! Aber ins Eßzimmer überſiedeln, durch zwei Zimmer geſchieden von jener entſetzlichen Wand, ja das ging, das mußte wenigſtens verſucht werden. Nur wohin mit den Büchern? An die durfte man nicht rühren. Aber die könnten ja hier bleiben: wie ſelten ſchlüge er mal in einem nach! Nur den Schreibtiſch hinüber, weiter war nichts nötig.

Gleich? — Gewiß, gleich! Und nach kurzer Zeit war der Schreibtiſch mit Hilfe des Schuſters und des Portiers hinübergetragen, unter dem Stöhnen und Jammern des nebenher gehenden Profeſſors, der ſeine Papiere und Papierchen greulich durcheinander geſchoben ſah.

Ans Arbeiten war nach der Aufregung und Verstörnis nicht zu denken. Der Nachmittag ging hin über dem Herrichten des Schreibtisches und Zubehörs. Der Professor bemühte sich, alles genau so aufzustellen und hinzuhängen, wie es zuvor gewesen, aber was half das? Konnte er sich die Tapete mit dem schäferlichen Tänzerpaar herzaubern? Was sollte er mit den blaugoldenen Lotosblumen anfangen, die ihn von der Tapete dieses Eckzimmers mit nichtssagender Albernheit anglotzten? Freilich, da hockten die beiden verschwänzelten Meerkatzen mit dem pappenen Globus über ihren Köpfen, — aber wo war der alte Tintenfleck? Wo das Fenster zur Linken mit dem Blick auf den Balkon des Hauses gegenüber? Es war ein Elend! Ließ er die ausruhenden Augen jetzt durch das linke Eckfenster hinausschweifen, so gähnte die endlose Weite der Kurfürstenstraße fremdartig herein. Kein vertrauter Ruhepunkt, kein bequemer Untergrund für die Augen, um die Rechnungsreihen sachte drauf weiterzudenken.

Als er sich nach kurzem, unruhigem Schlummer am frühen Abend dennoch versuchsweise an den Schreibtisch setzte, fühlte er seinen Kopf wie ausgepumpt. Aber immerhin, das Klaviergetöse vernahm er hier nicht. Nur gebessert war damit nicht viel: dicht unter dem Fenster nach der Kurfürstenstraße war die Haltestelle für zwei belebte Pferdebahnlinien; zwischen Kommen und Gehen der Wagen lagen kaum je zwei ruhige Minuten. Schon aus weiter Ferne hörte sein krankhaft gereiztes Ohr das näher und näher dringende Klingeln der Geschirrglöckchen, das rasselnde, schütternde Gleiten der schwerbelasteten

Wagen auf den mitdröhnenden Schienen, das gellende Warnungsgeläute der großen Glocke des Kutschers. Dann knarrten die Bremsen unter seinem Fenster, der Wagen tat einen Ruck, für eine Viertelminute verstummte das Gelärm, — wieder tönte die große Glocke, der Wagen zog an, die Geschirrglöckchen bimmelten dazwischen, leiser und leiser, und verklangen im Weiten. Aber in das Verklingen drang schon aus der entgegengesetzten Richtung das Bimmeln und Läuten und Rasseln und Dröhnen herüber, — und das ging unaufhörlich, erbarmungslos weiter.

Er biß die Zähne aufeinander. Es mußte ertragen werden, — was bliebe ihm sonst? Ertrüge er's nicht, so wäre er ein verlorener Mann, ein toter Mann. O er übertriebe nicht; hatte er nicht erst vor drei Wochen im letzten Heft der „Ballistischen Studien" einen scharfzugespitzten Aufsatz über sein und seiner Mitforscher Problem mit den bedeutsamen, gesperrt gedruckten Worten geschlossen: „Daß dieses Problem schwer ist, haben die mißlungenen Versuche bedeutender Forscher bewiesen; daß es unlösbar ist, haben sie nicht bewiesen. Die Lösung ist vielleicht näher, als man glaubt." Also es mußte ertragen werden. Er stützte den Kopf in beide Hände, verschloß sich damit nach Möglichkeit die Ohren und versuchte, sich wieder in seine Rechnung zu versenken.

Umsonst, alles umsonst. Mit einem Faustschlag auf den Tisch, wobei Tintenfaß, Meerkatzen und Weltkugel hüpften, sprang er auf und schob den Lehnstuhl so heftig zurück, daß er hintenüber stürzte.

„Ach, Karoline, es geht nicht, es geht nicht!“ jammerte der Professor zu der auf das Geräusch herbeigeeilten Magd. „Ich kann nicht denken, Karoline, ich denke rein gar nichts mehr!“

Karoline begriff zwar nicht völlig, was ihr Professor damit meinte, doch aus seinem Ton fühlte sie die grenzenlose Verzweiflung heraus.

Der Schreibtisch mußte noch am selben Abend an den alten Platz zurückgestellt werden. Besser wurde es dadurch natürlich nicht. Das Klaviergetöse hinter der Nachbarwand dauerte fort, hartnäckig und einförmig wie die Pferdebahn, nur gönnte es nicht die kurzen Ruhepausen wie diese. In langen Zwischenräumen spürte man wohl eine Art von Ablösung, jedoch keine Unterbrechung. Auch die Art des Getöses änderte sich ungefähr alle zwei Stunden, ein weniges; doch blieb die Qual für menschliche Ohren in der Nähe die gleiche. Hatte der Professor während der einen zwei Stunden sich unter zerstückelten, unterbrochenen, verfehlten und verbesserten Tonleitern gekrümmt, so folgten zwei Stunden mit dem Einüben der ersten fünf Takte des Schulterkußwalzers aus dem „Bettelstudenten“.

Mit ingrimmiger Genugtuung durchmaß der Alte sein Zimmer. In ihm glühte etwas von der Unrast eines Tigers, der in seinem Käfig auf und nieder schreitend sein blutiges Mahl unweit wittert. Er wollte diese Qual einmal bis auf den Grund auskosten; er wollte sich die scharfen glühenden Spitzen bis zur schmerzhaften Wollust der Selbstvernichtung in sein zuckendes Fleisch drücken.

Zuweilen, wenn das Übermaß des Leidens ihn für eine flüchtige Spanne taub und ſtumpf gemacht, wälzte er Rettungsmittel in ſeinem müden Kopf. Hinaus aus der Wohnung, aus dem Hauſe hinaus! Irgendwohin in ſtille Einſamkeit! Aber wie ginge das wohl an? Sollte er die dreißig Jahre gemeinſamen Lebens mit der Toten auswiſchen? Und die Univerſität, die Bibliothek, ſeine Bücher, — und dann der Umzug! Und wo wäre er ſicher gegen das Gelärm fremder Leute? — Was aber ſonſt? Gegen Klavierſpiel gäbe es nicht Gericht noch Polizei. Sie könnten einen Menſchen wahnſinnig machen, könnten ihn töten mit dieſer langſamen, unerbittlichen Folter, und kein Hahn krähte hinterher.

Ob man vielleicht die Wand verſtärken könnte? — Aber wie dick müßte ſie werden, um jene tönende Qual nicht bis zu ihm dringen zu laſſen? Er hörte ja alles mit ſo ſchriller Deutlichkeit, als ſei es hier, dicht vor ihm, hinter ihm, rundum.

Und noch ein Gedanke kam ihm: wie, wenn er zu dem Manne da mit den vier — Geſchöpfen ginge und ihn bäte, ein andres Zimmer für das Getöſe zu wählen? — Aber wenn der es ihm abſchlüge? wenn kein andrer Raum ſich eignete als jenes große, hohe Balkonzimmer? Wenn man gar nicht begriffe, wie ihn das ſtörte? Wie ſollte er den fremden Menſchen begreiflich machen, daß er ſterben müßte, daß es ein großes Unglück gäbe, wenn das ſo fortdauerte?

Und noch vor einem fürchtete er ſich: er fühlte es ja ſchon jetzt, wie es in ihm wühlte, in der Bruſt und im Hirn, und wie die heiße Glut höher und höher in

ihm aufkochte. Ihm war's, als brennte ſie ihn im Halſe, als ſchnürte ſie ihm dörrend die Kehle zu. Dann ſtieg ſie in den Kopf; er hörte ja, wie ſie ihm von innen gegen die Schädeldecke flutete und dran rüttelte. O er wußte es ſehr genau: ginge er hinüber, ſo würde ſie ihn überkommen, noch ehe er auch nur ein Wort zu den Menſchen dort nebenan geſprochen hätte. —

Zum Sterben müde war er in einen Seſſel am Fenſter geſunken und ließ regungslos das unaufhörliche Geklimper über ſich ergehen. Aber nun hörte er hell durch dieſes hindurch einen andern Ton. Erſt leiſe wie einen klagenden Windhauch, der durch Weidenzweige geht; dann ſtärker und voller anſchwellend ein Knirſchen und Pfeifen. Ihn grauſte es. Er wußte nicht, woher es kam; er wußte nicht, daß es das Stöhnen der eigenen, wuttobenden, nach Atem ringenden Bruſt war, das ſelbſt die Pein von jenſeits der Wand übertönte.

* * *

Von da ab ſprach er mit Karoline ſelten nur ein Wort, litt es ihn tagüber kaum in ſeinem Zimmer. Alle eigene Arbeit war aufgegeben. Noch ging er allmorgenlich zur Univerſität, wie ſonſt; aber lange wohl nicht mehr: es war zu offenkundig in den Kreiſen der Univerſität geworden, daß der berühmte Profeſſor Gotthold Milde ſich den Tod ſeiner Frau doch mehr zu Herzen genommen, als man dem gemütloſen Mathematiker zugetraut, und ſein jüngerer Kollege, ein außerordentlicher Profeſſor

ohne Gehalt, freute ſich mitleidvoll ſchon der baldigen Beförderung. — „Ja, ja, ſolch eine lange glückliche Ehe — nun ſo plötzlich durch den Tod getrennt — das überſteht nicht jeder.“ Und der berühmte Phyſiologieprofeſſor knüpfte daran einige von ihm für ſehr geiſtreich gehaltene Bemerkungen über Gewöhnung und ſchloß mit einigen Verſen aus Goethe.

Der Profeſſor Gotthold Milde ließ um die Mitte des Novembers am ſchwarzen Brett verkünden, er müſſe, für hoffentlich kurze Zeit, ſeine Vorleſungen unterbrechen und ſeiner Erholung leben.

Und nun lebte er ſeiner Erholung. In welchem ſeiner Zimmer er ſich aufhielt, in jedem hörte er die Hölle von drüben toben. Eine kleine Beſchäftigung hatte er gefunden, die ihn manchen Tag in Anſpruch nahm. Er hatte ſie kennen wollen, ganz genau, alle vier „Beſtien“ und die Art einer jeden. So ſtand er denn Tag für Tag jetzt am frühen Morgen vorm Fenſter, oft auf dem Balkon, und ſpähte ihnen nach, wann ſie das Nebenhaus verließen und die Straße hinauf, aber nur ein Stückchen, in die daſelbſt belegene „Privattöchterſchule für die höchſten Stände“ gingen. Nur die älteſte und dritte ſah er auf dieſem Wege, und bald kannte er Beginn und Ende ihres Schultages für eine jede. Die zweite ging nicht zur Schule, ſondern ſie wurde im Hauſe unterrichtet: ſie war taubſtumm. Die jüngſte, ſechsjährige, war noch zu jung für jene Schule der höchſten Stände. Durch ſorgfältige Beobachtungen und Berechnungen war er allmählich auch hinter die Spielſtunden und die Spielweiſe einer jeden gekommen. Dafür, daß in den Schulſtunden das

Klavier nicht zu feiern brauchte, sorgte vornehmlich Ada, die Taubstumme, mit ihren nie ermüdenden Fingern. Von den vieren haßte er diese am wenigsten, mit ihren tiefliegenden dunklen Frageaugen in dem langen, blassen Kindergesicht und dem gespenstischen Fingerspiel, durch das sie sich unterhielt, wenn sie mit ihrer Lehrerin spazieren ging. Sie mochte vierzehn Jahre zählen.

Dann war das „Wunderkind" da, die Jüngste. Von dieser rührten die furchtbar flinken Läufe in Terzen und Oktaven her und die oft über mehre Minuten ausgehaltenen, vollendet schönen Triller. Ein altes, ernstes Kindergesicht. Sie begleitete ihre taubstumme Schwester auf den Spaziergängen, wenn die beiden anderen aus der Schule nach Hause gekommen waren. Die Fingersprache verstand und sprach sie fast so geläufig wie die Taubstumme.

Die Älteste war ein sechzehnjähriger, eckiger Backfisch mit bleichsüchtigem, dummem Puppengesicht. Jetzt war sie in der Selekta ihrer Schule und dicht vor dem Übergang ins Lehrerinnenseminar. Was der Professor nicht selbst herausgebracht, das hatte er von Karolinen gehört, die eine merkwürdige Teilnahme für die Nachbarskinder entwickelte. Die Älteste war die mit den falschen Tonleitern und den fünf Takten aus dem „Bettelstudenten". Die dritte war ein munterer Blondkopf von zwölf Jahren mit langen dünnen Zöpfen. „Die frechste Bestie von allen", sagte der Professor zu Karolinen. Er wußte, was er sagte: so oft sie dem alten, schwermütigen Manne in der Straße begegnet war, ja wenn sie ihn auch nur auf

ſeinem Balkon gewahrte, machte ſie ihm einen tiefen, ſchnippiſchen Knicks.

Der Dezember war gekommen, als er die vier gründlich kannte. Ein beſonders ſchneereicher Winter hatte dieſe wenig befahrene Straße mit dichter, dämpfender Hülle bedeckt. Weihnachten ſtand vor der Tür, die Schulferien hatten begonnen, in jeder Schule für die Töchter der höchſten Stände natürlich um einige Tage früher als in den Schulen für alle Welt. Die hölliſche Wirtſchaft dort Wand an Wand war noch toller geworden. Ruhelos, die Fingernägel in die inneren Handflächen gekrallt, jagte der alte Mann durch die Zimmerflucht. Seit Tagen hatte er außer den Tonleitern, Läufern und Trillern und außer den Takten aus dem Bettelſtudenten nun ſchon Hunderte von Malen einzelne Noten des Weihnachtsliedes „O du fröhliche, o du ſelige —“ gehört. Er hatte ſich Watte in die Ohren geſtopft, er war in die fernſte Niſche des Eckzimmers geflohen, — vergebens. Das Gelärm ſchien ihm jetzt gar nicht mehr durch jene Wand zu dringen; es ſaß in ihm ſelbſt, es klang aus ihm ſelbſt, er wurde es nicht mehr los. Er war auf die Straße gegangen, — es hatte nicht aufgehört. Und alles um ihn verwandelte ſich in jene verhaßten Töne, in das ſchöne, nun auch entweihte und ſcheußlich verzerrte Weihnachtslied. Ein Stöhnen wie ein dumpfer Schrei nach Hilfe brach aus ſeiner Bruſt. Er fühlte, irgend ein Ende mußte jetzt kommen; er mußte wahnſinnig werden, oder war es gar ſchon, oder es geſchah irgend etwas Furchtbares.

Die Magd hatte ihm vor einer Weile das Abendeſſen

gebracht. Er saß am Tisch und starrte auf das weiße Tuch. Wie von zu grellem Licht getroffen, schlossen sich seine Augen; er wollte nichts mehr sehen, denn alles strahlte ihm rot entgegen: das weiße Tuch, der Schnee auf der Straße, ja der Brotlaib, in dessen weiche Krume er finster sinnend das spitze, lange Vorschneidemesser hineingebohrt, hatte ausgesehen wie Blut.

Klingend schlug die alte Kaminuhr die siebente Abendstunde. Der Alte zuckte unter den Schlägen zusammen. Um diese Stunde verließe die älteste der vier „Bestien" das Haus in der Potsdamer Straße, in dem „ihre Französin" wohnte. In einer kleinen halben Stunde würde sie hier sein, die Ablösung für das Wunderkind. — Wenige Minuten nachdem die Uhr ausgeschlagen, war er drunten auf der Straße, und der feuchte Schneewind wehte um seine flatternden Locken, wie er starr vor sich hin blickend hinausschritt, dem Tiergarten zu.

* * *

Am Morgen des nächsten Tages fand der Professor, der seit langer Zeit zum erstenmal ruhig in den hellen Wintermorgen hineingeschlafen, auf dem Frühstückstisch neben der Vossischen Zeitung einen innigen Brief seiner Schwester, worin sie ihn bat, die Weihnachtsferien bei ihr zuzubringen. Heiteren Herzens und leichten Schrittes ging er an den Schreibtisch seines Arbeitzimmers, um sogleich eine zusagende Depesche zu schreiben. Gewiß, solch eine Reise bei dem strahlenden Winterwetter wäre das Gescheiteste, was er anfangen könnte; gleich nach

den Ferien würde er dann seine Vorlesungen aufnehmen und sein Problem wieder ernstlich anpacken. Er fühlte sich frei und leicht wie nur je in den besten Tagen. Ein paar Wagen waren hastig vor das Nachbarhaus gefahren, aber er hatte sich nicht weiter darum gekümmert. Was gingen ihn die Nachbarn an? Welche Nachbarn denn? Er dachte an keine, er kannte keine. Dann war es drunten wieder still geworden; still war's auch dort hinter jener Wand, ganz still wie in einem Grabgewölbe. Vergnügt griff er zur Vossischen Zeitung, öffnete sie behäbig und begann zu lesen. Hübsch in der Reihe: erst die königlichen Gnadenbeweise, dann den Leitartikel und übers Ausländische hinweg bis zum „Lokalen". Und hier, an der Spitze des Abschnittes, las er ohne besondere Aufregung das Folgende in auffallendem Druck:

„In später Abendstunde durchgellte gestern die still gewordenen Straßen unsrer Hauptstadt die wie im Fluge durch Extrablätter verbreitete Nachricht von einer wahrhaft grausigen, unerklärlichen Mordtat. Zwischen sieben und acht Uhr fanden zwei aus Moabit durch den Tiergarten nach der Lützowstraße unterwegs befindliche Maschinenschlosser aus der Borsigschen Fabrik an der Ecke der Regenten- und Tiergartenstraße die kaum erkaltete, blutüberströmte Leiche eines jungen Mädchens aus den besten Ständen, die älteste, sechzehnjährige Tochter des allbekannten Ministerialdirektors v. J. aus der Landgrafenstraße. Die Unglückselige war auf dem Heimweg von ihrer französischen Lehrerin in der Potsdamerstraße begriffen gewesen. Außer der tödlichen, etwa fünf Zenti-

meter tiefen Stichwunde im Nacken, offenbar mit einem breiten, scharfen Messer beigebracht, zeigte die Leiche keine Verletzung. Dieselbe lag mit dem Gesicht vornüber in dem von der Blutlache aufgeweichten Schnee, gerade unter dem großen Ahornbaum an jener Ecke. Die Möglichkeit eines Raubmordes ist ausgeschlossen, denn Uhr, Kette und Portemonnaie fanden sich, wie inzwischen festgestellt worden, unversehrt. Die erforderlichen Schritte zur Aufhellung dieses furchtbaren Verbrechens sind sofort von dem Kriminalkommissarius v. P. mit der ihm eigenen Energie begonnen."

Der Professor hatte ruhig zu Ende gelesen und klingelte nun Karolinen, um sie mit der Depesche zum Postamt zu schicken. Sie hatte sich nicht enthalten können, ihren Herrn schüchtern zu fragen: „Hören Sie wohl, Herr Professor, wie mäuschenstill es heut nebenan ist?"

„Ja, Karoline, ich weiß."

„Herr Professor hat wohl auch schon den Mord im Blatt gelesen?"

„Ja, Karoline."

„Herr du meines Lebens, was für 'ne gruslige Mordtat!"

Der Alte erwiderte nichts als: „Gehen Sie schnell zum Postamt, Karoline, und nachher packen Sie meinen Koffer." Dann hatte er sich hingesetzt und dem Sekretariat der Universität geschrieben, man möge am schwarzen Brett den Wiederbeginn seiner Vorlesungen gleich nach den Ferien im Januar verkünden. Am Nachmittag fuhr er guter Dinge nach Stettin zu seiner Schwester.

Die Polizei war in fiebriger Tätigkeit, um den Mörder zu entdecken. Der Vater des ermordeten Kindes hatte eine Belohnung von fünftausend Mark auf die Ergreifung des Unholdes ausgeschrieben. Die Presse waltete ihres Amtes und meldete von Tag zu Tag, daß man dem Täter auf der Spur sei, nur wisse man noch immer nichts Sicheres. Das einzige, was als festgestellt gelten konnte, war, daß der Mörder sich von seinem Schlachtopfer über den chaussierten Fahrdamm dem Rande des Tiergartens zu entfernt haben müsse. Eine feine Blutspur führte in Abständen von drei bis vier Fuß an einen schneeüberhangenen niedrigen Flexstrauch. An diesem hatte der Verbrecher offenbar das Schlachtmesser abgewischt, denn deutlich zog sich durch das Schneegehänge eine breite, blaßrote Furche, und die Gerichtschemiker hatten zweifellose Menschenblutspuren im Schnee der Straße wie am Strauch nachgewiesen. Am Tage nach dem Mord stand ein Schutzmannsposten an der Stelle, wo eine dunkelrote Lache aus dem Schnee hervorleuchtete; dann war Tauwetter gekommen, und der Boden hatte das ungesühnte Blut aufgetrunken.

* * *

Der Professor Gotthold Milde hatte ruhig-heitre Ferienwochen bei der Schwester zugebracht. Von seinen furchtbaren Leiden seit dem Einzuge der Nachbarn bis zu seiner Abreise von Berlin hatte er den freundlich um ihn besorgten Verwandten nichts gesagt. Er schien jede Erinnerung daran verloren zu haben. Als seine Schwester,

die in der Zeitung von dem Morde geleſen, ihren Bruder danach befragte, da er ja in der gleichen Straße wie die Familie der Ermordeten wohne, wies er unwillig das Geſpräch ab, und man kam nicht mehr darauf zurück. Das entſetzliche Ereignis beſchäftigte bis gegen Neujahr ſämtliche Zeitungsleſer Deutſchlands; dann wurde es durch einen Doppelmord und Raub an einem reichen, geizigen Ehepaar in Berlin abgelöſt und war nach Neujahr vergeſſen.

Als der Profeſſor am 8. Januar, an einem hellen, klingenden Froſttage, in ſeiner Berliner Wohnung wieder anlangte, war das erſte, wonach er auf ſeinem Schreibtiſch griff, das neueſte Heft der „Balliſtiſchen Studien", worin er eine Art von Erwiderung auf ſeinen letzten Aufſatz fand. Mit Jugendfriſche ſetzte er ſich ſogleich zu einer Abfertigung nieder, die ihn bis in den ſpäten Abend an den Schreibtiſch feſſelte. Es war doch wundervoll, wie ruhig ſich's in dem ſtillen Zimmer arbeiten ließ.

Am nächſten Morgen begab er ſich zu gewohnter Frühſtunde auf den Weg ins Kolleg. Er ſchnippte vor behaglicher Laune mit den Fingern, wie er feſten Schrittes den Saum des Tiergartens entlang ging. An dem Flexſtrauch, gegenüber der Mordſtätte, blieb er einige Augenblicke in unſtetem Sinnen ſtehen, ein Schauer flog ihm über den Leib, und er ſah ſich ängſtlich fragend um, als ſuchte er etwas und wußte doch ſelbſt nicht was? Doch bald ſchritt er wieder mit heiterer Gelaſſenheit weiter und blieb nur, nahe dem Brandenburger Tor, noch einmal unter einem Eichenbaum an der Löwengruppe von

Wolff ſtehen, um lächelnd dem muntern Spiel eines droben von Aſt zu Aſt ſpringenden Eichhörnchens zuzuſchauen.

Pünktlich nach Ablauf des akademiſchen Viertels betrat er nach heiterem Gruß das übervolle Auditorium, wurde mit feierlichem Scharren empfangen und begann mit heller Stimme ſeinen Vortrag. Begeiſtertes Scharren geleitete ihn zur Tür, als er nach einer glänzenden Lektion ſich wieder entfernte. Auf dem Rückwege begegnete er beim Einbiegen in ſeine Straße einem ſchönen, ſchlanken Mädchen in tiefer Trauer; hinter ihr einem vierſchrötigen Diener, gleichfalls in Schwarz. Erſt als ſie vorüber war, erkannte er ſie: das taubſtumme Töchterchen des Herrn von Janſenius.

Etwas über vierzehn Tage waren ſeit ſeiner Rückkehr vergangen, und alles war wieder im alten Geleiſe. Ruhig und traumlos waren ſeine Nächte, heiter jeder Morgen und von ſtiller, ungeſtörter Arbeit ausgefüllt ſeine Abende. Er hatte abſichtlich einige Zeit mit dem Wiederbeginn ſeiner Hauptarbeit gezögert, ſich mit leichteren Dingen beſchäftigt; es war wie das Ausruhen vor einer ſchweren Entſcheidung.

An einem Sonntagvormittag war's. Die Glocken der Apoſtelkirche klangen friedlich herüber durch die ſtille Winterluft. Er ſtand hinter dem Fenſter und hörte ihnen zu, wie er es oft getan. Sie ſtörten ihn nicht; ſie gehörten zu dem, was er „angenehme Geräuſche" nannte. Er hatte das Glockengeläut aus der Ferne faſt ſo lieb wie Helenens Klavierſpiel. Dichte Schneeflocken wirbelten vom niedrigen, grauen Himmel. Drüben vor dem

andern Eckhaus hielt ein Milchwagen mit einem alten, dürren Schimmel davor. Das frierende Tier hielt den Kopf gesenkt und zitterte unter dem Schneegestöber. Mitleidig schalt der Professor im Innern über die Herzenshärtigkeit dieser Viehschinder, die solchem armen Gaul bei dem Wetter nicht mal eine schützende Decke überwürfen. Dann fuhr der Milchwagen in langsamem Trott davon, und jetzt störte den Professor nichts mehr. Dichter und dichter jagte der Schnee vor dem scharfen Ostwind die Straße entlang. Die Glocken klangen noch immer; die klangen heute länger, viel länger als je zuvor. Was hatte das zu bedeuten? Diese seltsamen Glocken! Immer noch — immer noch! — Gar kein Ende nehmen sie. — —

Einen Schrei aus röchelnder Brust hatte er ausstoßen wollen, doch der Schrei ward nicht laut. Den Kopf vornübergebeugt, mit blutfunkelnden Augen, die Finger beider Hände vor sich gespreizt, war er mitten ins Zimmer geschlichen. Er horchte, langsam den Kopf seitwärts drehend, nach der Nachbarwand hin. Immer drohender rissen seine Augenlider sich voneinander, als wollte er auch mit den Augen das Entsetzliche einsaugen, was seine Ohren vernommen. Dann krümmten sich seine Arme, zitternd krallten seine Finger sich in das Hemd über der Brust, und so schlich er, als könnte man ihn drüben hören, leise, leise sich über den Teppich hinschiebend, jener Wand zu. Dort blieb er regungslos eine Weile stehen, während seine Lippen sich öffneten und die Zähne bloßlegten. Dann packte es ihn tief aus dem Innersten der Eingeweide, als wollte es ihn ersticken; wieder fühlte er die

heiße, gurgelnde Welle aus dem Herzen aufſteigen, und mit einem Ruck hatte er das Hemd auf der Bruſt nach beiden Seiten auseinander geriſſen, daß die Fingernägel ſich in ſeine Haut gruben und breite blutige Striemen zogen. Der brennende Schmerz der rieſelnden Wunden und der Anblick ſeines Blutes an den Fingern entflammten ſeine tobende Wut zu immer furchtbarerem Ausbruch. Abwehrend und zugleich angreifend hieb er mit geballten Fäuſten durch die Luft gegen jene Wand hin, als könnte er die auf ihn einſtürmenden Töne dadurch vernichten. Aber nichts half. Immer wilder wurde, ſo ſchien es ihm, der Kampf von da drüben. O, er wußte, welche von den Unholdinnen es diesmal war; er erkannte die zappelnden und zuckenden Hände der Taubſtummen, die ihm Ton auf Ton wie Tauſende von Spitzhackenſchlägen entgegenſchleuderte, immer nach ſeinem offen daliegenden Hirn zielend. Es war wie ein Kampf nicht mit Menſchen, nicht mit Geiſtern; nein, er kämpfte mit einem Feinde, der beides zugleich ſchien, der bald leiblich auf ihn eindrang, dann wieder geſpenſtiſch vor ihm zurückwich, ſich von ihm zerhauen, vernichten ließ und doch immer wieder zum Angriff wider ihn anſprang. Nun gewann es die Oberhand, denn er wich langſam rückwärts. Da vor ihm ſah er es ja im Wintermorgenlicht, wie ſich jene unheimliche Wand auftat, erſt nur mit einem Spältchen breit wie eine Meſſerſchneide, dann weiter, immer weiter zu klaffendem Riß, und aus der zerſpaltenen Mauer kam es auf ihn los mit fliegenden Händen und Armen, ſtumm die Lippen, ſtumm die Augen, aber los, los, los auf ihn!

Strauchelnd floh er aus dem Zimmer, durch Helenens Stube hindurch nach dem Eckzimmer; dort hatte er im Nu aus dem Schiebfach des dunklen Wandschranks das blitzende lange Vorschneidemesser ergriffen und, es hoch über seinem Haupte schwingend, war er zurückgeeilt. Und nun begann ein stummer, grausiger Kampf zwischen dem gequälten Mann und dem, was er mit seinen großen, blutgefüllten Augen dort vor sich sah, was mit tausend Gelenken vor ihm hin und her sprang und mit langen, haschenden Fingern nach ihm zuckte. Das Messer schnitt funkelnd im Zickzack durch die Luft, aber immer wieder entwischte das feindliche Gespenst seinen Stichen und Stößen. Kein Wort drang über des Alten Lippen, nur ein keuchendes, pfeifendes Stöhnen, immer kürzer, immer schneller, wie aus der Brust eines zu Tode gehetzten Tiers. Dann auch das nicht mehr, denn dumpfen Falles war der todesmatte Fechter in die Kniee eingeknickt und im nächsten Augenblick dröhnend auf sein Gesicht gefallen, wobei der weit ausgestreckte Arm das fest umspannte Messer mit langem, klaffendem Schlitz in den Teppich bohrte.

* * *

Als er sich nach langer, tiefer Ohnmacht mühsam aufgerichtet, dauerte das Geklimper von drüben immer noch fort. Aber der Alte schien es jetzt kaum mehr zu beachten. Mit wankenden, schleppenden Schritten ging er in das entlegene Eckzimmer und saß dort finster hinbrütend im Dämmerlicht des grauen Schneetages. Stunde um Stunde verstrich; er rührte sich kaum. Er war so

müde, doch seine Augen wollten sich nicht schließen. Karolinen, die ihm das Mittagessen hinstellte, sagte er, heut könne er nichts essen. So saß er am Fenster und blickte in den wirbelnden Schnee hinaus. Er konnte nicht entrinnen: deutlich vor ihm stand ja das eine, was geschehen mußte. Auch damals hatte es ja geschehen müssen. Noch war es nicht zu vollbringen; erst mußten die Abendschatten fallen. Aber vor ihm stand es schon und winkte ihm herrisch mit blutigen Fingern. Und endlich war die Zeit da, wo er dem Winken folgen konnte, und er ging.

Gegen vier Uhr war es, als er durch die ausgestorbene Straße dem Tiergarten zuschritt. Nur der zu welligen Hügeln zusammengewehte Schnee leuchtete matt von unten herauf; oben in Lüften war immer tiefer dunkelndes Grau, wie das Meer an sonnenlosem Sturmabend.

Sie kam noch nicht, so oft er auch hinter sich sah; aber sie mußte ja kommen. Jeden Sonntag zwischen Vier und Fünf, zum Besuch bei ihrem Oheim Unter den Linden, im Ministerpalast. Es hatte zu schneien aufgehört, auch der schneidende Ostwind hatte sich gelegt. Dem alten Mann tat der Gang auf und nieder am Rande des Tiergartens wohl. Wenn nur der Kopf nicht so brennte und er das Klingen und Hämmern drin los wäre! Einmal stand er ängstlich still, ein Gedanke hatte ihn plötzlich beklemmend durchzuckt: war er auch ganz sicher, daß die Höllenmusik aus der Wand seines Zimmers drang? Hatte er nicht vielleicht im Kopfe selber ein Klavier?! Sehr unwahrscheinlich, aber ob auch unmöglich? Fühlte er es denn nicht deutlich, dieses entsetzliche

Hämmern? Aber er kannte ja das Heilmittel; es hatte ihm schon einmal geholfen; damals, nach jenem Abend, war ja das Hämmern in seinem Kopfe sogleich verstummt.

Wo sie nur bliebe? Scharfen Blickes spähte er nach dem helleren Schein am Westhimmel, aus dem heraus sie kommen mußte. Ein Turmfalke revierte über den kahlen Wipfeln des Tiergartens: der Alte blickte zerstreut seinen Kreisen nach. Auch die dunklen, großen Augen eines Kindes, das vom Westen langsam näher kam, folgten nachdenklich dem kreisenden Vogel, und so ging Ada, die Taubstumme, vor dem geleitenden Diener her, an dem alten Manne kaum hörbar vorüber. Sie hatte, ihn fast mit dem schwarzen Mäntelchen streifend, das vertraute Gesicht des wunderlichen Nachbarn erkannt und grüßend den Kopf neigen wollen; allein aus seinen Augen war ein so zorniges Funkeln gegen sie aufgeflammt, daß sie das blasse Gesicht abwandte und bei dem nächsten Wegübergang vom Tiergartensaum nach der Häuserseite hinüberbog. Der Alte ließ ihr einen Vorsprung; dann schlich er ihr mit schnellen und doch furchtsam leisen Schritten nach, als könnte das taubstumme Geschöpf ihn hören. Jetzt war sie kaum noch ein Dutzend Schritte von der Mordecke entfernt, an der man vor Monatfrist ihre ältere Schwester tot in ihrem Blut gefunden. Mit gesenktem Kopf trottete schläfrig der Diener hinter ihr drein, dessen langer Livreemantel im auffrischenden Winde schlotterte. —

Was dann geschehen, war so blitzgeschwind über ihn hereingebrochen, daß er später im Verhör nur dieses zu

ſagen wußte: Er habe einen dunklen Schatten dicht an ſich vorüberfliegen ſehen; ein lautes Keuchen da links neben ſich, dann zwiſchen ſich und dem Fräulein gehört; dann ſei ein Meſſer hoch in der Luft aufgeblitzt und im ſelben Augenblick nach vorn verſchwunden. Das Fräulein habe nur einen einzigen kleinen Schrei ausgeſtoßen, wie ein abgeſtochenes Hühnchen, und ſei dann ſo lang wie breit mit dem Geſicht vornüber aufs Steinpflaſter geſtürzt, das Meſſer bis ans Heft durch den Hals. Ohne noch zu wiſſen, wie und wer, habe er den Alten um den Leib gepackt und ſo lange feſtgehalten, bis auf ſein Hilfegeſchrei zwei Portiers aus den nächſten Häuſern und ſchließlich auch ein Schutzmann herbeigeeilt. Der Alte habe ſich übrigens nicht beſonders gewehrt, ſondern ſich ruhig in einer des Weges kommenden Droſchke nach dem Polizeiamt fahren laſſen.

* * *

Die Schwurgerichtsverhandlung gegen den Profeſſor Gotthold Milde wegen zweifachen Mordes war ausgegangen, wie die Irrenärzte vorausgeſagt. Der Angeklagte hatte ſeit ſeiner Ergreifung auf keine Frage über Beweggründe und Hergang der beiden Mordtaten geantwortet. Seinem Amtsverteidiger — er ſelbſt hatte keinen Anwalt beſtellt — gelang es mit Hilfe der gerichtlichen Sachverſtändigen, die Geſchworenen zu dem einſtimmigen Wahrſpruch zu vermögen: „Ja, der Angeklagte hat zur Zeit der Begehung der Handlung ſich in einem Zuſtande von Bewußtloſigkeit oder krankhafter Störung

der Geiſtestätigkeit befunden, durch welche ſeine freie Willensbeſtimmung ausgeſchloſſen war.“ Der Wagen, in dem der alte Mann das Strafgericht verließ, fuhr ihn ſogleich nach der großen Irrenheilanſtalt der Stadt Berlin.

Den klugen Ärzten da draußen war der Alte ein wenig anziehender Fall. Er befand ſich auf der Station der ruhigen Kranken und machte den Ärzten und Wärtern keine Sorgen. Auch zu ſprechen hatte er wieder angefangen: er hatte um einige beſtimmte Bücher aus ſeiner Bibliothek gebeten, die man ihm gern beſorgte. Dann hatte er ſich in Rechnungen vertieft, halbe Tage lang, und ſich nur beklagt, daß „ihm die Tapete fehle“. Die Ärzte hatten das für ein deutliches Zeichen fortdauernden Irrſinns erklärt, aber nach einem halben Jahr doch drein gewilligt, daß ihn ſein Schwager auf eigene Verantwortung mit ſich nach Stettin genommen. Er war jedenfalls ein ungefährlicher Kranker geworden.

In der liebevollen Umgebung der Seinigen war auch etwas von ſeiner ſtillen Heiterkeit zurückgekehrt; nur hatte er bald geklagt, daß ihm das Rechnen ſchwer falle, daß etwas ſich zwiſchen ihn und das Blatt ſchiebe, — er konnte ſelber nicht ſagen, was? Ein wehender Schatten, ein Bild, ein klingender Blitz. Und der Kopf fing an, ihn zu ſchmerzen, wie von langen, feinen Nadeln, die ſich ihm langſam tiefer und tiefer ins Gehirn bohrten. Am liebſten ſaß er jetzt in einer ſchattigen Laube des großen Gartens hinter ſeines Schwagers Haus und ſtarrte auf die verwickelten Fi-

guren, die er mit einem Stöckchen in dem feinen Kies beschrieben.

Der Sommer war vergangen, und kalte Herbstschauer zwangen ihn ins Zimmer. Dort konnte er bewegungslos in einem Lehnstuhl viele Stunden hindurch sitzen und mit weit offenen Augen auf die Wand starren. Seine Schwester hatte mit Rücksicht auf ihn das Klavier nicht angerührt, seit er aus der Anstalt in ihr Haus gezogen, Kinder hatte sie nicht, — so war jede Gefahr einer Erweckung schreckhafter Erinnerungen nach Möglichkeit ausgeschlossen. Allein häufiger und häufiger flatterten jetzt die drohenden Schatten vor seinen Augen, und eines Tages fand seine Schwester ihn mit einem langen Messer bewaffnet drei Schritte vor der Längswand seines Zimmers gespannt lauschen. „Geh schnell fort!“ hatte er ihr zugeflüstert, „sie kommen!“ Und auf ihre entsetzte Frage: „Wer kommt?“ hatte er ihr ins Ohr geflüstert: „Die beiden — Gerippe! Die Stumme und die andere! Siehst du sie nicht dort? Hinter der Wand, da am Klavier, alle beide an einem Klavier — sie spielen mit ihren Knochenfingern und treten das Pedal mit ihren Knochenfüßen. Hörst du sie nicht? — Immer lauter, und dazu das Klappern der Knochen. Es ist ja noch viel lauter als damals. — Und jetzt — geh hinaus! — jetzt stehen sie auf und ziehen sich die Messer aus den Halswirbeln und — — sie kommen, sie kommen, durch die Wand — geh!“ — —

Man begrub ihn nach drei Wochen. Er war nach einem furchtbaren, tobsüchtigen Kampf, in dem er die Fesseln seiner Hände gesprengt, plötzlich wie unter einem

Schlag von unsichtbarer Hand tot auf sein Lager zurückgesunken. Der Irrenarzt, der ihn zuletzt beobachtete, hatte einen ziemlich langen lateinischen Namen für die Todesursache gefunden: „Paranoia acuta hallucinatoria furibunda gravissima“; in den medizinischen Zeitschriften aber wurde der Fall sehr kurz abgetan und als wenig interessant erklärt. Die Ärzte der großen Irrenanstalt der Stadt Berlin hatten also recht behalten.

Ausgewiesen

Um das niedere alte Taglöhnerhäuschen im Dorf duftet die schwüle, blütenschwere Maiennacht. Eine einsame Nachtigall schmettert in der Weißdornhecke unter den überhängenden breiten Kastanienzweigen. Höher und höher schwimmt der Vollmond am Himmel hinauf, immer näher dem schwarzen Wettergewölk, das sich vom Westen her ihm entgegenwälzt. Jetzt hat ihn das drohende Gewitter beinah verschlungen, nur eine schmale Silbersichel umschimmert noch den Rand der finsterblauen Wolke. Da verstummt plötzlich die Nachtigall, und ein Wehen beginnt im Blätterwerk des gewaltigen Kastanienbaums, unter dem das Häuschen sich zusammenduckt. In langen Wellen fegt die Flut des Gewitterwindes vom Norden über die Heide, die große, weite, flache Heide in Pommerellen. Der Duft des blühenden Wacholders fliegt auf Fittichen des Windes dahin und dringt durch die vielen feinen Spalten und Risse des Taglöhnerhäuschens in das niedrige, dumpfe Zimmer mit dem breiten Himmelbett. Vielleicht träumen die Schläfer von ihrem Tagwerk hier draußen am Saum der blühenden Heide. Oder es mischt sich, wann der Regenwind auf Augenblicke einlullt, in ihre Träume das ferne Rauschen des Weichselstroms, der sich jenseits des Kirchhofhügels schäumend über eine Sandbank und an einer mächtigen Buhne vorbeiwälzt.

Aus der blauſchwarzen Wetterwolke zuckt der erſte Blitz über die Heide, doch erſt nach einer geraumen Weile folgt ihm der Donner und übertönt kaum das Rauſchen des Stromes. Die Luft bleibt ſchwül. Noch fällt kein Tropfen aus dem ſchweren Regenſack droben.

Bange Träume müſſen es ſein, die die Schläferin in dem Himmelbett bedrücken. Der Schweiß ſteht ihr in kleinen, dichten Perlen auf der ſchmerzlich gerunzelten Stirn; die ſauber gefältelte Nachthaube hat ſich zur Seite geſchoben, daß die greiſen Locken hervorquellen und wirr über die Augen und die welken Wangen fallen. Sie atmet ſchnell und ſchwer, ein Schluchzen durchſchüttert mitunter die Bruſt.

Still neben ihr liegt der weißhaarige Mann, mit den noch vom Nachtgebet gefalteten knochigen Händen über der aufgetürmten Federbettdecke. Er ſchläft einen traumloſen Schlaf; ſtill geht und kommt ſein Atem. Der Sturm bohrt ſich ſtoßweiſe wie mit ſcharfem Spaten in die Grundmauern des Häuschens, um es zu entwurzeln; aber es iſt zu feſt verwachſen mit der Erde und wankt nicht. Der Greis ſpürt nichts vom Sturm, der ums Häuschen raſt; von dem Heideduft und dem feuchten Brodem der Erde dringt nichts in ſeine traumloſe Seele.

* * *

Jetzt iſt es draußen und drinnen ganz finſter geworden. Der letzte Mondesglanz iſt ausgelöſcht von dem rabenſchwarzen Meer, das nun das ganze Himmelsgewölbe überflutet. Und der dichteſte Kern des Gewölks ſteht über dem ſtillen Dorf. Ein blauer Strahl entfährt ihm

wie ein Schwertblitz aus dunkler Scheide, und gleich darnach kracht auch der Donner, lauter als der Sturm der Maiennacht und das Rauſchen des Stromes. In pfeifenden Strichen geht der Regen nieder, in das Kaſtaniengezweig und von dort auf das loſe Schindeldach. Und wieder ein Blitz und ein Donner lauter als zuvor, — und jetzt iſt ſie aus ihren ſchweren Träumen aufgefahren, die alte Frau, und blickt halbbewußt ins Dunkel hinaus. Mit zitternden Händen taſtet ſie an ihrem aufgerichteten Körper hin, als wollte ſie etwas Furchtbares abſtreifen, das noch eben drauf gelaſtet. Auch der Greis neben ihr iſt erwacht und hat ſich aufgerichtet, und nun horchen beide, ohne ein Wort zu ſprechen, auf das Unwetter über ihrem Häuschen. Minute um Minute vergeht. Eintönig hallt der Pendelſchlag der mannshohen Wanduhr durch ihre Kaſtenwände.

Allgemach hat die alte Frau ſich ein wenig ermuntert und flüſtert ihrem Manne zu: „Ick glöw, mi hat dei Mahrt rere!“ *)

Wie er nicht antwortet, fährt ſie fort: „Du büſt doch uck upwackt?“

„Ja, Hanni, ja, — ich bin aufgewacht; aber — aber — jetzt wollen wir wieder ſchlafen.“

Und Hanni flüſtert noch einmal, aber noch leiſer, unſicherer: „Mi hat dei Mahrt rere.“

Dann wieder minutenlanges Schweigen, indeſſen rundum die Blitze zucken und die Donner rollen und der Frühlingsgewitterregen niederpraſſelt.

---

*) Ich glaube, mich hat die Mahrt (Nachtgeſpenſt) geritten.

Hanni, die Taglöhnersfrau, iſt jetzt ganz wach und hat die ſchweren, geblümten Bettvorhänge ſeitwärts gerafft. In der Stube iſt es von den ſich kreuzenden Blitzen mitunter ſo hell, daß ſie alles deutlich erkennt. Dort über dem Schaff am Eckfenſter das bunte Bild des alten Kaiſers, — das heißt, nur vom Bett aus geſehen iſt es der alte Kaiſer; ſieht man von der Fenſterſeite drauf, ſo iſt es ſein Vater, der alte König Friedrich Wilhelm, unter dem ſie beide einſt jung geweſen. Sie haben es vom Hauſierjuden Gabriel vor manchen Jahren gekauft und ſind ſtolz auf dieſes merkwürdige Doppelbild. Niemand ſonſt im Dorfe Luskowitz hat ſolch ein Bild, ſelbſt der Schulze nicht, ja nicht einmal der Paſtor.

Wieder ein flammender Blitz, diesmal von der andern Fenſterecke her, dort wo das wurmſtichige ſchwarze Holzkreuz mit dem vergoldet geweſenen Chriſtus an der Wand hängt, über einer gewaltigen Muſchel, die ſelbſt wieder auf einer Bibel in Großquart liegt. Wie die Alte das Kreuz ſieht, faltet ſie unwillkürlich die Hände und ſinnt nach. Jetzt fällt es ihr wieder ein: ein Kreuz, — nein, viele Kreuze hat ſie in ihrem angſtvollen Traum geſehen. Was war es doch mit dieſem Traum? Sie ſinnt und ſinnt. Ein Kinderliedchen klingt heran aus fernen Weiten; auf der Dorfgaſſe unter den Linden, nein, unter ihrem eigenen Kaſtanienbaum dreht ſich ein Kinderreigen, — und wie jetzt ein Blitzbündel vom Himmel ſprüht, und ſie den Kirchturm vom Dorfrande her hell umlodert mit ſcharfen Ecken vor dem Fenſter aufragen ſieht, da weiß ſie, was es mit ihrem Traum geweſen, was ſie darin geſehen und gehört hat. Es war nicht die Mahrt, das

grauſige Nachtgeſpenſt, das auf ihrer Bruſt gekniet, ſondern eine gar liebliche Erſcheinung. Ein leuchtendes Kindergeſicht mit langen, flatternden, gelben Locken, — ihr Jüngſtes, ihr Letztes, die Anuſchka. Und nun hört ſie auch wieder das Liedchen, das ſie ſo lange, ach ſo lange nicht mehr gehört, das Lied, das ſie ſelber aus ihrer Heimat, dem Kaſſubenland an der Oſtſee, hierher an den Saum der Tuchler Heide verpflanzt, wo es vordem kein Kind geſungen:

Ich trete auf die Kette,
Daß die Kette klingt, —

Kennſt Du einen Vogel,
Der ſo herrlich ſingt?

Singt ſo klar wie ein Haar,
Hat geſungen ſieben Jahr;

Sieben Jahr ſind um und dum,
Jungfer Annchen dreht ſich um.

Aber das war nicht alles geweſen. Noch etwas anderes hat ſie im Traum gehört, was ſich auf ihre Bruſt gewälzt gleich der unholden Mahrt und was ſie hatte aufſchluchzen laſſen. Was war es geweſen? Auch etwas mit Anuſchka, — ja, Anuſchka war dabei geweſen. — Ein Blitz läßt die Stube wieder hell aufleuchten und zeichnet den Goldlack auf dem einen Fenſterbrett ſcharf ab. — Richtig, jetzt hat ſie's: geſtern noch hatte neben dem Goldlack der Roſenſtock geſtanden, der mit den weißen Roſen, jetzt freilich nur erſt in grünlichen Knöſpchen. Den hatte ſie geſtern abend ſpät mit ihrem alten Mann auf ihrer Anuſchka Grab getragen und dort eingegraben, und davon hat ſie geträumt. Von einer großen weißen Roſe, die aus dem Stock emporwuchs. Und dann — — dann

war aus der Roſe das wachsbleiche Totengeſicht Anuſchkas geworden, und das Geſicht war zurückgeſunken, tiefer und tiefer, bis es in dem friſchen Grabhügel verſchwunden war. Und da hatte ſie weinen müſſen. Sie hatte das weiße Roſengeſicht aufrichten wollen und hatte doch die Arme nicht rühren, hatte nicht rufen können, nichts, nichts.

„'t wart doch bei Mahrt weſt ſin," flüſtert Hanni ihrem alten Thaddi zu; der aber iſt ſchon wieder in die Federkiſſen verſunken und eingeſchlummert, zufrieden, ein ſo ſicheres, ſelbſtgezimmertes Dach im Unwetter über ſeinem alten Kopf zu haben.

* * *

Das Gewitter zieht über Haus und Dorf weg, dem fernab flutenden Strome zu und grollt ſich dort aus. Ein trocknender Wind kommt vom Oſten her und raſchelt im jungen Laub des ſchützenden Baumes. Hinter ihm her überhaucht ein feines Aufdämmern den Himmelsrand, daß in der Hecke die Nachtigall, die eben wieder ihr Lied begonnen, nach einigen verſuchenden Schlägen verſtummt.

Die alte Frau aber iſt nicht mehr eingeſchlafen. Sie blickt aus brennenden Augen nach dem Kirchturm hinaus, dem zur Seite ſich der Friedhof den Hügel hinab erſtreckt, Stufe um Stufe, und faſt auf jeder hat die Alte ein Kind eingepflanzt. Zuerſt die Zwillinge, die Erſtlinge, die nur wenige Tage gelebt. Es ſind ſeitdem mehr als vierzig Jahre vergangen, aber die Zwillinge ſieht ſie mit aller Deutlichkeit, faſt ſo deutlich wie Anuſchka, die Jüngſte. Dann zehn Jahre ſpäter den neunjährigen Knaben, der im erſten Froſt beim Schlittern in die „Rabenkuhle"

dicht vor der Weichſelbuhne eingebrochen war, und den ſie erſt im Frühling drauf herausholten. Dann wieder zwei Mädchen, die eine zwölf-, die andere vierjährig, beide an einem Tage geſtorben, ganz wie die Zwillinge, im Kriegsjahr 66, an den böſen Pocken. Da war ihnen nur noch das „Kakelneſtchen, das Geelhärchen" geblieben, ein Angſtkind nach all den Toten, und ſie war glücklich bis zum achtzehnten Jahr gediehen und immer um Vater und Mutter herum und ſo flink und luſtig, „un ſprung öwe ſewen Tün' (Zäune) un ſewen Grawens, wenn ſei'n Fere (Feder) fleige ſach".

Und nun erſt, als ſie zur Kirchweih, zum erſten Male auf den Tanzboden ging, mit Schulzens Auguſt! Das hätte wohl ein gutes Paar abgegeben, — er hatte ſogar ſchon gedient, in Poſen bei den Pionieren. Hei, wie ihr da die gelben Zöpfe um den Kopf geflogen waren, und wie ſie unterm Tanzen doch immer nach den beiden Alten hinblickte! So war es luſtig fortgegangen, bis der Neumond heraufgeſtiegen war, derſelbe Mond, der jetzt voll geworden ins Fenſter ſchien. Als ein feines Hörnchen hatte Hanni ihn damals geſehen und geſagt: „Nu haſt du woll naug danzt, — nu kumm na Hus!" Aber da hatte die Marjell lachend geantwortet: „Mutte, noch ein'n Galopp! Dabi is't akkrat, as wenn man in'n Himmel flüggt!" — und ſie hatten den „Blüchergalopp" getanzt, zuletzt ganz allein, die Anuſchka und der Auguſt, denn dieſer hatte die andern alle von der Diele weggetanzt. Wie ſie im beſten Zuge waren, hatte Anuſchka plötzlich einen kleinen Schrei getan, war ihrem Tänzer aus den Armen geglitten, und eine dicke Welle roten

Blutes war ihr über die erblaßten Lippen gefloſſen. Auguſt hatte ſie wie ein Bündelchen weißer Wäſche auf ſeinen Armen in das Häuschen unter dem Kaſtanienbaum getragen und war dann noch in der Nacht nach Rudenz gefahren, um den Doktor zu holen. Hanni aber war nach dem Spritzenhaus, zum Schäfer Kaſpar Wernicke gelaufen, damit der käme und das Blut beſpräche, was er ſchon oft in ſolchen Fällen bei andern getan. Der war auch gekommen und hatte ſeine Kunſt probiert. Zuerſt hatte er es mit dem kräftigen Spruch verſucht:

Unter deinen Schirmen
Bin ich vor dem Stürmen
Aller Feinde frei;

aber es hatte nicht geholfen. Da war er beinah zornig geworden, hatte drei Lichter angezündet, die er in Flaſchenhälſe geſteckt, hatte ſie zu Häupten der Sterbenden hingeſtellt und ſeinen ſtärkſten Spruch getan:

In Gottes Garten
Stehen drei Gottesanker:
Der eine voller Gottesmut,
Der zweite voller Gottesblut,
Der dritte voller Gotteswill, —
Und du, Blut, ſtehe ſtill!

Aber auch das wollte nicht anſchlagen, und wütend über die Halsſtarrigkeit des böſen Geiſtes hatte der Schäfer die drei Lichter gelöſcht und war rückwärts zur Tür hinausgegangen.

Als Auguſt mit dem alten Doktor Vanſelow in der blaſſen Frühe angeraſſelt kam, hatte ſich Anuſchka mühſam im Bett herumgelegt, ſodaß ihr Geſichtchen nach der Tür blickte. Geſprochen hatte ſie nicht mehr, aber

den letzten Blick und den letzten ſchwachen Händedruck hatte Auguſt bekommen. Und jetzt lag ſie dort am Hügel auf der unterſten Stufe, mit dem Roſenſtock über ſich, — die ſechſte und letzte der Wurzeln, mit denen die beiden Alten in dieſe ihnen einſt fremd geweſene Erde hineingewachſen waren.

* * *

Es war zu früher Morgenſtunde, als Thaddi und Hanni am weißgeſcheuerten fichtenen Tiſch einander gegenüber ſaßen und mit den Holzlöffeln aus der gemeinſamen irdenen Schüſſel ihre Klimpernſuppe von Roggenmehl aßen. Die kleinen Fenſter ſtanden alle drei weit offen, ganz entgegen ſonſtiger bäuerlicher Art; Anuſchka hatte dieſe Gewohnheit eingeführt und hinterlaſſen. Ein ſanfter Blütenhauch wehte in die Stube und trieb ſein Spiel mit den Bettvorhängen. Verirrte Bienen aus Thaddis drei Stöcken, deren Fluglöcher er mit aufgehender Sonne weit geöffnet hatte, ſummten herein und wieder hinaus. Und die Sonne ſchien auf die beiden alten abgerackerten Leiber, die mürbe in allen Knochen und Faſern des Herzens daſaßen und dennoch ihr bischen Daſeinsfreude hatten an der linden Luft, an dem blühenden Baume draußen, an dem Singen der Grasmücken, am Summen und Schwärmen der Bienen.

Hanni ging an ihr Tagwerk im Haus mit faſt fröhlichen Schritten. Der Traum hatte ſie zwar wieder weinen gemacht; nachdem ihr die Tränen lange verſagt geſchienen, aber ſie hatte doch das Geſicht der Verlorenen geſehen, und noch jetzt war es ihr, als ſchwebe es wie ein heller

Schein vor ihr her und als höre ſie es in dieſer goldenen Frühe noch um ſich klingen: „Singt ſo klar, wie ein Haar.“ Es waren vielleicht nur die wie zitternde Goldfäden aus hohen blauen Lüften niederklingenden Lerchenlieder; aber an die Lerchen dachte die Alte nicht. Es litt ſie nicht lange bei ihrer geringen Arbeit in der Küche. Wie mit ſchmeichelnden Kinderarmen zog es ſie die Leiter hinauf zum Staakbalken des Häuschens unter dem Dach, wo ſie in einer mit halbverwiſchten Roſenſträußen bemalten Holztruhe die Hinterlaſſenſchaft Anuſchkas aufbewahrte.

Sie wußte ſelber nicht, wie lange ſie ſo vor der offenen Truhe geſeſſen, als ſie vom Vorgartenzaun her, da wo die ringelnden Bohnen ſtanden, ein ängſtliches Rufen ihres Alten hörte. „Hanni!“ hatte er gerufen, aber es hatte ihr ganz fremd geklungen, und ein Schauer war ihr den Leib entlang gerieſelt, ſo daß ſie halblaut vor ſich hin flüſterte: „Mi löppt de Dod öwre Röge!“

Mit zitternden Knieen war ſie die ſteile Leiter hinabgeſtiegen. Da ſtanden in der Haustür ihr alter Thaddäus und neben ihm der langbeinige Kriſchan Stojentin mit ſeinen zu kurzen Ärmeln und Hoſenbeinen, der Landbriefträger, der allwochentäglich Morgens und Abends an ihrem Häuschen vorbei in ſeiner bauſchigen ſchwarzen Ledertaſche mit dem gelben Reichspoſtadler darauf aus der lauten Welt draußen gedruckte und geſchriebene Kunde in das ſtille weſtpreußiſche Dorf Luskowitz an der Weichſel trug. Seit Jahren hatte „der lange Labommel“, wie Hanni den Kriſchan mit freundſchaftlichem Spott nannte, den beiden Alten ſo gut wie nichts gebracht. Verwandte oder fernwohnende Bekannte, die ihnen Briefe hätten

ſchreiben können, beſaßen ſie längſt nicht mehr. Sie waren der Welt draußen und die Welt war ihnen verſchollen. Und jetzt war plötzlich ein Brief da, und was für einer! Ein ganz großer, ſo hoch wie breit, mit dicken ſchwarzen Buchſtaben auf dem ſteifen weißen Papier, daß er der alten Frau ſchien wie ein friſchbemalter Grabſtein. Und dann drehte der lange Stojentin mit ſeinen weit aus den Uniformärmeln hervorragenden Knochenhänden den unheimlichen Brief hin und her und ließ von Zeit zu Zeit das dicke Landratsamtſiegel aufleuchten gleich einem großen Blutfleck.

„Na, nu makt man flinks, dat ick tom Schulte kam! — Man möt de Düwel runneſchlucke un nich lang bekuke. — Hie is de Behännigungsſchien, den möt ji unneſchriewe," ſagte Stojentin.

„Wotau denn dat?" fragte Hanni.

„Na, nu heww ick dat dinem Ullen all 'n Viertelſtunn' lang utenanneſett't. — Dei up dem Landratsamt möte weite, dat Ji de Breif krege hewt. Dat is ſo wegen de Orning."

Dabei reichte er Hanni — denn die allein konnte ſchreiben — ſeinen Dienſtbleiſtift, und ſie ſchrieb mit furchtſamen kindlichen Schriftzügen in ihres Mannes Namen: „Thaddäus Pichowski, Taglöhner".

Stojentin nahm den ausgefüllten Behändigungsſchein, faltete ihn gemächlich zweimal und ſchob ihn in ſeine Brieftaſche: „Weſt man froh, dat dat niſt koſt't. Wenn dei vom Landratsamt einem wat ſchriewe, koſt't meeſt noch wat tau. — Na denn adjes uck!"

* * *

Er war schon ein gutes Stück die Dorfstraße weiter hinaufgestiegen, dem Schulzenamt zu, als Thaddi und Hanni noch immer in ihrem Hausflur standen, den Brief zwischen sich. Endlich faßte sich Hanni einen Mut, ging in die Stube, und Thaddi folgte ihr willenlos.

Nun saßen sie wieder am offenen Fenster, den Tisch zwischen sich. Der Brief vom königlichen Landratsamt in Rudenz lag im schimmernden Sonnenschein da, und die Aufschrift redete sie herrisch an: „An den Taglöhner Thaddäus Pichowski in Luskowitz". Und in der unteren Ecke links stand: „Portofreie Dienstsache".

„Mach' du ihn auf, Hanni," sagte Thaddi, „das ist geschriebene Schrift." — Er konnte nur gedruckte Schrift lesen, und auch die nur mühsam, nur wenn sie recht groß gedruckt war, wie die in seiner Bibel aus dem Hallischen Waisenhaus von 1817. Hanni aber, — ja, die war gescheit, die hatte in ihrer hinterpommerschen Heimatsdorfschule selbst Geschriebenes lesen gelernt; ja, sie konnte sogar selber schreiben, so lange sie es nun auch schon nicht mehr geübt hatte.

Und dann las Hanni mit ihrer dünnen klaren Stimme:

„Journal-Nr. M. I. 1743.

Dem Taglöhner Thaddäus Theophilus Pichowski, gebürtig aus Tikotschin, Gouvernement Grodno, Kaiserreich Rußland, wird hierdurch amtlich eröffnet, daß demselben als einem Ausländer die Aufenthaltsberechtigung im Königreich Preußen nicht länger gewährt wird, und hat derselbe demzufolge die Grenzen desselben zu meiden. Als Frist für das Verlassen wird demselben aus Rücksicht auf sein Alter und zur Ordnung seiner Verhältnisse ein

ausnahmsweiſer Zeitraum von ſechs Tagen gegeben, und wird demſelben hierdurch bei Androhung der zwangsweiſen Verbringung über die Grenze des weiteren eröffnet, daß er ſpäteſtens am Morgen des 17. Mai 1889 Luskowitz verlaſſen und ſpäteſtens am Abend desſelben Tages die Landesgrenze überſchritten haben muß.

Das königliche Landratsamt.

i. V."

Hinter den geheimnisvollen Buchſtaben „i. V." ſtanden ebenſo geheimnisvolle Krakelfüße, die wohl einen Namen bezeichnen ſollten.

Die erſten Worte hatte Hanni ordentlich ſchwungvoll vorgeleſen. Der ſtattliche weiße Foliobogen, auf dem hoch oben in einer Wolke von krummen Strichen und Strichlein ein königlicher Adler mit weit ausgebreiteten Fängen ſchwebte, hatte ſie andächtig geſtimmt. Über dem vielſilbigen und ihr nicht ganz verſtändlichen Wort „Aufenthaltsberechtigung" war ſie geſtolpert, aber doch wieder auf die Beine gekommen. Bei den Worten „die Grenzen desſelben zu meiden", hatte ihre Stimme einen blechernen, zerbrochenen Klang bekommen, und den Schluß hatte ſie nur leiſe, zitternd herausgebracht. Dann ſaßen die beiden Alten an dem Tiſch eine ganze Weile lautlos da, mit gelähmten Gliedern und trockenen Kehlen, und wagten ſich nicht ins Geſicht zu ſehen, um nicht die Todesangſt, die jedes im Herzen fühlte, durch des Andern Anblick zu bekräftigen.

Thaddi hatte die Worte des amtlichen Schreibens gehört, ein jedes war wie ein ſcharfer Beilſchlag niedergefahren; den Sinn aber hatte er nicht ganz erfaßt. Es

mußte irgend ein Fürchterliches auf dem weißen, großen Blatt stehen, so viel drang mit dumpfem Druck in den müden Greisenkopf. Er blickte durchs offene Fenster in die blaugoldene Unendlichkeit des Maihimmels hinauf, als müsse ihm von dort oben ein Licht des Verständnisses hereinstrahlen, und wunderte sich, daß draußen alles noch sei wie kurz zuvor, ehe Stojentin die Dorfgasse heraufgekommen und ihm den entsetzlichen Brief hingehalten. Die Sonne schien sogar noch etwas wärmer, in der Weißdornhecke schmetterten die Vögel noch lauter, und die harzigen Blütenkerzen an dem Kastanienbaum glitzerten noch heller im Morgenlicht. Doch was ihn am schaurigsten bedrückte, war Hannis Schweigen. Ob denn auch die nicht verstand, was sie doch selbst vorgelesen? Sie saß regungslos da; nur ihre blutleeren kalten Hände, in denen sie das Schreiben vor sich hin hielt, zitterten schwach wie das erschrockene Herz eines eben gefangenen Vögelchens. Thaddi wandte scheu den Kopf nach ihr und wollte ihr ins Gesicht sehen; doch zwischen ihr und ihm war jenes große weiße Ding mit dem Faltenkreuz darin, einer langen Falte von oben nach unten, gerade durch die Mitte, und einer schmäleren von Seite zu Seite, und Thaddi verfolgte mit seinen Gedanken die Linien dieses Faltenkreuzes hin und her.

„Hanni!" — Er hatte es ganz leise geflüstert, aber sie hatte es doch gehört und fuhr zusammen. Das Briefblatt sank auf den Tisch und ihr Kopf in die zusammengekrampften Hände. Der runde dicke Blutstropfen des königlichen Amtssiegels leuchtete so dicht neben ihrer Stirn, daß der alte Mann, ohne zu wissen warum, leise zu weinen

begann, ein winſelndes Weinen ohne Tränen. „Hanni, mein Goldtäubchen, ſchickt uns der König dieſes Papier?“

Sie hob den Kopf nur halb aus den Händen: „Nich de König ſülwe — man blot ein von ſine Schriewes.“

„Was ſagt er uns denn? Was will er denn von uns?“

„Heſt du denn dat nich inne Kopp krege? — ’t is ja hochdütſch.“

„Nein, mein Seelchen, wie ſoll ich denn das verſtehen? Der König hat mir noch niemals etwas geſchrieben, nein, noch niemals.“

„Rut ſchall wi ut Luskowitz, un rut ut uſem Hus, un rut ut dem Lann, un öwe dei Grenz.“

„Warum denn? Warum will uns der König verſtoßen? Warum denn, Hanni, mein Goldtäubchen?“

„Wat weit ick? — Sei ſegge jo, wi ſünd Utlännſche. — Ick bün ut Birkow, un dat is doch kein Utland, und du büſt nu uck all ſöckzig Johr hie weſt, un nu ſchall wi rut!“

Dann ſchwiegen beide wieder. Nur ihre Blicke begegneten ſich ſuchend und fragend, doch keines fand in den Blicken des Andern Troſt und Ruhe. Das währte eine Weile, dann kam dem Alten unter dem wärmenden Anſtrahlen der höher ſteigenden Sonne ein Gedanke: „Zum Schulzen wollen wir gehen, zum Schulzen Voß, der muß es wiſſen, denn der weiß alles.“

* * *

Sie rüſteten ſich, zum Schulzen zu gehen. Thaddäus blieb, wie er war, in dem langen, hemdartigen Fliſſakenrock aus grobem Sackleinen, der ihm bis unter die Kniee herabfiel. So war er auf dem fichtenen Floß als fünf-

zehnjähriger Bursche die Weichsel hinuntergeschwommen, und wenn er auch die Geläufigkeit seiner Muttersprache, ja, die religiösen Begriffe seiner russisch-polnischen Heimat längst eingebüßt, — sein Flissakenhemd hatte er beibehalten auf allen seinen Wanderungen durch Westpreußen und Posen, ja bis nach Hinterpommern hinauf, in den Gehöften der Bauern und Kossäten und auf den Gütern der adligen Herren, bei denen er als Allerweltsarbeiter gescharwerkt hatte.

Hanni setzte sich ihre Trauerhaube auf, knüpfte die breiten, schwarzen Bänder über die grauen Schläfenhaare und unter dem Kinn zusammen, — dann machten sich beide auf den Weg. Sie waren aber kaum über die Schwelle, als Hanni ihrem Alten zurief: „Häng di uck din Medalj üm!"

Mit einiger Mühe suchte Thaddi aus dem obersten Schubfach der wackligen Kommode seine silberne, vom Alter schwarz gewordene Rettungsmedaille mit dem verstaubten schwarz-weißen Bande hervor, die er vor zwei Menschenaltern auf dem Gute seines Herrn von Zitzewitz sich erworben, als er dessen Ältesten, den Leutnant auf Urlaub, mit eigener Lebensgefahr beim Baden aus dem angeschwollenen Stolpefluß herausgeholt.

Und noch einmal geschah es, daß sie auf der Schwelle anhielten, denn Thaddi war mit müdem Fuß gegen das seitwärts aufgenagelte alte Hufeisen gestoßen und wäre beinahe hingefallen, hätte ihn nicht Hanni bei den Armen gepackt und aufgerichtet: „Ick hewv mi dat glick dacht, dat hüt de Düwel würr loswese: taueist (zuerst) hat mi van kleine Kinn're drömt, denn is hüt Mirwek (Mitt-

woch), un dann noch datau ſtrumpelſt du öwe dat Haufiſe!“

„Ach was redeſt du da, mein Täubchen, wenn nur der liebe Herrgott bei uns iſt.“

Hanni murmelte einiges, was Thaddi nicht verſtand; es kam nur ſo etwas wie „Deubel“ drin vor, es konnte aber auch anders lauten.

Doch die Unheilzeichen waren mit der Zahl drei noch nicht erſchöpft. Sie waren erſt wenige Schritte von ihrem Häuschen entfernt, da zog Hanni ihren Alten mit einem Ruck auf die Seite und rief: „Herr' ick mi blot min Hemd vekehrt atreckt! Da is dat Aas, dei Mielkeſche!“

Vor der hatte ſelbſt der ſtarkgläubige Thaddi einige Angſt. Er hatte ſie am Volbrechtsabend nach Sonnenuntergang mit glupenden Augen um das Haus ſchleichen ſehen, und zwei Tage darauf war das Unglück mit Anuſchka geſchehen. Ein noch älteres Weiblein als Hanni war's und noch ärmer, viel ärmer als ſie, und dazu mit dem ganzen abergläubiſchen Grauen der Dörfler bepackt, denn ihr Großvater war Freiknecht beim Hamburger Frohn geweſen, und jetzt lebte ſie hier in dem einſamen Winkel an der Weichſel, man wußte nicht wovon, nur daß ſie dem auch nicht ganz geheuren Schäfer Wernicke in ſein ſehr anrüchiges Handwerk pfuſchte. Betöwern von Kühen und anderm Vieh und Behexen von Menſchenkindern, beſonders von jungen, galten für ihre Lieblingsbeſchäftigungen. Für dieſe beiden war das alte böſe Bauernwort: „Schäfer und Schinder — Geſchwiſterkinder“ wieder aufs beſte in Schwung gekommen.

„Dei weit dat uck all. — Kik man, wo ſei glupt!“ —

Das alte Hexlein schob sich scheu und mit schadenfrohem Grinsen in einem weiten Bogen auf die andre Seite der Dorfstraße hinüber. Sie hatte es der Hanni noch immer nicht verziehen, daß sie nach dem jähen Tode ihres letzten Kindes die „griese Hex" rücksichtslos der Schuld an dem Unheil bezichtigte. Als der Sarg aus dem Hause getragen wurde, und Hanni draußen das zahnlose, rotäugige Gesicht der alten Barbara Mielke erblickte, hatte sie ein wildes Gezeter gegen sie angestimmt, so daß Pastor Liesegang ihr alles Ernstes ihr unchristliches, abergläubisches Sündgebahren hatte verweisen müssen.

„Un wo de ull Hex nu all fröhmorgens im Dörp rumplachandert!" rief sie jetzt, als die Mielkesche beim Krämer drüben verschwand. „Sei kann't nich fix naug rümbringe. — Wat sei sick högt! Sei glupt akkrat as annethalf Spitzbauwe!"

* * *

Erst als sie an dem Krug vorüberkamen, drin Anuschka zum letzten Male mit ihrem August getanzt, wurde Hanni still und griff nach Thaddis Hand. Und so gingen sie wie zwei Kinder Hand in Hand die Dorfstraße hinauf zum Schulzen Johann Traugott Voß, der auf der Bank vor seinem stattlichen Bauernhaus im Schatten eines blühenden Weichselkirschbaumes saß und aus einer kurzen, bunten Porzellanpfeife dicke Wolken in das durchblühte Geäst über ihm qualmte.

Der untersetzte, breitschultrige Mann mit dem purpurnen Gesicht blickte ein wenig verlegen zur Seite, als er die beiden Alten auf sich loskommen sah. Auch er

hatte heut in der Frühe ein amtliches Schreiben mit rotem Siegel erhalten und wußte, warum sie kamen. Vor ein paar Wochen hätte er sie unfreundlicher empfangen, denn ihm war es gar nicht recht gewesen, daß sein August, der Schulzensohn, sich um den Habenichts, die Anuschka der Taglöhnersleute, rein wie toll benahm und sich die besten Freiten in Luskowitz und Umgegend in Grund und Boden verdarb. Freilich, Hanni hatte seit dem Tode der Schulzin ihm und dem August die Wäsche musterhaft besorgt, und den besten Honig lieferte ihm Thaddäus auch, das mußte nun wahr sein. Dann die Scherererei und wohl gar Schreiberei über den Fall, die gar nicht nach seinem Herzen waren. Obendrein war August, der ihm sonst bei dergleichen zur Hand gegangen, nach Anuschkas Tode nicht zu gebrauchen; er hatte jetzt eine Stelle im Graditzer königlichen Gestüt als Aufseher angenommen, nur um aus Luskowitz einstweilen fortzukommen. Und ein wenig ans Herz ging dem Schulzen dieser absonderliche Fall der Austreibung, wenn er auch nicht der erste war während seines Schulzenamts. War doch vor weniger als einem Jahr in Luskowitz eine wahre Not entstanden, als der Schuster Zychlinski wegmußte mitsamt seiner Frau, die seit dreißig Jahren alle jungen Luskowitzer ans Lebenslicht befördert hatte. Damals hatte sogar der Schulze Haus um Haus Unterschriften zu einer Eingabe an das Landratsamt zu Gunsten der russischen Polacken gesammelt. Die Eingabe hatte aber nichts geholfen, und der Schulze hatte obendrein ein langes Schreiben aus Rudenz erhalten, worin ihm solches überflüssige Einlegen für nicht staatsangehörige Personen

als unverträglich mit ſeinem Amt und „beinah ſtaatsfeindlich“ aufs ernſtlichſte verwieſen wurde. Und nun kamen ihm wieder dieſe Pichowskis auf den Hals, juſt an dieſem warmen Maimorgen. Ein Glück nur, daß er ſeine Pfeife zwiſchen den Zähnen hatte, da könnte man alles ruhig mit anhören und bliebe vor der Not der Antworten hinter der Rauchwolke wohl verwahrt. Als die Zychlinskis im Herbſte vorigen Jahres zu ihm gekommen, hatte er ſeine Pfeife nicht bei der Hand gehabt, — das war ein ſchönes Elend, wie die ihm ihren Jammer vorheulten, und er ihnen Rede ſtehen mußte.

Zu Thaddi und Hanni, die jetzt auf ihn los kamen, ließ er ſich nicht merken, daß er ſchon alles wußte. „Nur recht weit vom Leibe und immer gemütlich“, das war ſein Wahlſpruch. Aber die Medaille auf Thaddis Fliſſakenhemd beunruhigte ihn, der Alte ſah ſo feierlich aus.

Er ſtand nicht auf, als die beiden Alten die Steinſtufen von der Dorfſtraße zu dem Vorplatz am Schulzenamt emporklommen. „Na, Mutter Pichowski'n, wieder friſch, was? — Das is man gut. Sterben müſſen wir ja alle. — Na, nu ſetzt euch man hin.“ —

Pichowski war wie gelähmt, der weite Weg hatte ihn müde gemacht und ihm die paar Gedanken, ſelbſt den an den Zweck des Ganges, aus dem alten Kopf getrieben. Hanni aber hatte unterwegs an nichts andres gedacht, als wie Schulze Voß ihnen helfen könnte: „Herr Schult, ſei hewwe woll all hört — vam Landratsamt — van dem Breif!“

„Ja, mein lieber Pichowski, da vergeht ja kein Tag nich, wo ich nich ſo'n Schreiben oder ein paar aus Rudenz

kriege. Die da haben gute Zeiten, die haben nix zu tun, als an Unſereinen zu ſchreiben. Man müßt'n Kopp haben gerade ſo groß wie'n Bienenſtock, wenn man alles — —. Na, übrigens, Bienenſtock, ſag 'mal, Thaddäus, gibt's all welchen?"

„Na, ein wenig ſchon, Herr Schulze, ein wenig iſt wohl ſchon da. — Ja, ein bißchen Honig wird wohl ſchon drin ſtecken. Ich muß heute mal anfangen auszuſchleudern. Und diesmal, Herr Schulze, wird er ſo ſüß, vielleicht noch ſüßer wie in dem guten Jahr, vor fünf Jahren."

„Ach wat, nu lat man de Schawwerei van dem ullen Honnig! Wi ſünd ja nich wegen dem Honnig kame. — Wi ſchalle rut ut Luskowitz, un da mött ji us helpe, Voſſ!"

„Ich, meine liebe Pichowski'n? Donnerwetter Parapli! — Ja, wie ſoll das denn zugehen, wie ſoll ich denn helfen? — Das is ja eine verdammte Geſchichte!"

„Wenn Sei an dat Landratsamt ſchriewe wulle?"

Voß tat ein paar ſchnelle, tiefe Züge aus der faſt außer Brand geratenen Pfeife. „An das Landratsamt?"

Hanni nickte und hing an ſeinen Lippen.

„Nee, Kinderkens, damit laßt mich in Ruhe. — Ihr habt ja die Zychlinskis gekannt. — Na gut, wie die raus ſollten, hab' ich geſchrieben und gehörig hab' ich für ſie geſchrieben, und was iſt danach gekommen? Die Finger hab' ich mir verbrannt! — Ja, das wißt Ihr nicht, ſo was behält man hübſch für ſich. Einmal is nich immer, zweimal is ſchon ſchlimmer. Und denn — glaubt man doch nich, daß ſo was auch hilft. Das Landratsamt kann auch nix dafür und nix dazu; die müſſen ſo, wie ſie müſſen. Die kriegen auch alles von hoch oben, von Berlin vor-

diktiert, und haben die in Berlin ſich mal erſt auf ſo was geſetzt, denn beißen drei Mäuſe keinen Faden nich von ab. Mit Bismarcken is nich zu fackeln."

Thaddi ſitzt mit den Händen auf den Knieen noch immer ſtill da. Er wälzt einen Gedanken hin und her, der bei dem Wort Berlin in ihm aufgezuckt iſt, einen Hoffnungsgedanken, der über ſein verdorrtes Furchengeſicht einen leichten Sonnenſchein breitet, ſo daß der Schulze ſich nicht wenig verwundert. Um ſo mehr erſchrickt er aber, wie er in Hannis kreideweißes Geſicht blickt. „Aber Pichowski'n, man immer den Kopp ſteif! An den Kragen geht's ja nich, und dann — na, im Strump habt Ihr doch auch was zurückgelegt. Man immer gemütlich!" Dabei macht er ein wehleidiges Geſicht, ohne die Pfeife aus dem Mund zu nehmen.

Hanni hat die Hoffnungsloſigkeit ihrer Lage voll erfaßt. Ihr iſt zu Mut, als ob die feſtgegründete Erde unter ihr auseinanderfließt.

Indeſſen iſt Thaddi mit ſeinen Gedanken beſchäftigt. Er blickt ins Weite und ſpricht halblaut und langſam vor ſich hin: „Berlin! — Berlin! —" Sein erſter pommerſcher Gutsherr, es iſt lange, lange her, eben der Herr von Zitzewitz auf Malchin, war auch mal in Berlin, und während der weg war, hatte die Schimmelſtute ein ſcheckes Fohlen bekommen, und wie der zurückkehrte, da hatte er ihm, dem Thaddäus, am Sonntag nach dem Gottesdienſt in der Malchiner Kirche vor allen Leuten die nagelneue Rettungsmedaille angeſteckt und ihm die Hand gegeben und ihm — ja richtig, ſo war es: er komme aus Berlin vom König: der habe ſie ihm zugeſprochen, und

es ſtehe auch ſchon in allen Zeitungen und im Kreisblatt. Thaddi ſinnt und ſinnt: der Herr von Zitzewitz iſt längſt tot, aber der König lebt immer noch, nicht mehr derſelbe, der ihm die Medaille geſchickt, denn der war gleich im ſelben Jahr geſtorben, das wird nun wohl bald fünfzig Jahre her ſein — und nun iſt ein junger König da, ein ganz junger, auch in Berlin, und der heißt der Kaiſer. — Und jetzt iſt er mit ſeinen Gedanken fertig: der König wird helfen, der König muß helfen! — das iſt doch ganz einfach.

„Herr Schulze Voß," ſagt er mit beſcheidener Stimme, „wenn der Herr Kaiſer von dieſer Sache erfährt, dann wird er ſagen, die Pichowskis bleiben in Luskowitz, was?" und er blickt den Schulzen feſt an.

Dieſer lächelt gutmütig überlegen: „Mein lieber Thaddäus, das iſt ja recht ſchön und gut, aber wie ſoll der Kaiſer das erfahren? Nee, das laß man unterwegens." Voß fürchtet, Pichowski werde ihn bitten, das Gnadengeſuch abzufaſſen, und das fehlte ihm noch gerade! Aber Thaddi kommt ſeiner Befürchtung zuvor: „Die Frau kann ja ſchreiben, Hanni wird ſchon ſchreiben. Jawohl, mein lieber Herr Schulze Voß, d i e kann ſchreiben, Briefe und alles, was ſchreiben heißt. Sie wird auch an den Herr Kaiſer ſchreiben, — nicht Hanni, Goldtäubchen? Was ſprichſt du denn hierzu?"

Da ſchlug ſie in der erlöſenden Freude über dieſen Rettungsgedanken mit der flachen Hand auf den Tiſch und rief: „Jo, ick war ſchriewe, und forts (ſofort) war ick ſchriewe!"

Und als der Schulze ängſtlich bat: „Aber mich laßt

aus'm Spiel, von mir muß nix drin ſtehen" — da ſagte ſie ordentlich luſtig: „Ne, Schult, van jüw ſchall do niſt in ſto'e, wenn ji ſon Bangbüx weſt. — Dat war ick alles allein beſorge."

Und nun wurde auch Voß ganz aufgeräumt darüber, daß alles ſich noch am Ende ganz leidlich füge, und er ließ nicht ab, bis Thaddi ſeine Weigerung, keinen Tropfen zu trinken, weil er ſeit Anuſchkas Tode keinen angerührt, zurücknahm und ſich das Spitzgläschen voll „Kornus mit Gewehrüber" gefallen ließ, den der Schulze ihm als Troſtmittel eingoß. Und ſo vergnügt war der Schulze mittlerweile geworden, daß Thaddi plötzlich laut aufgelacht und ſelbſt Hanni gelächelt hatte. Was der Schulze für närriſche Redensarten führen konnte: „Trink und dank Gott dafür, denn unſer Herrgott verläßt keinen Deutſchen; hungert ihn nich, ſo durſt' ihn doch — und mit den Polacken und Ruſſen wird es ja wohl dasſelbe ſein." — Und dann ſprachen ſie vom Honig und von den Wruken, die dies Jahr gar nicht recht hoch kommen wollten, und von Auguſt, der die Anuſchka noch immer nicht vergeſſen hätte, und was die Stiege Eier in Rudenz bringe, — und die beiden Alten fühlten ſich durch dieſe Dinge aus ihrem Alltagsleben ſo beruhigt, daß Hanni beinah in Ausgelaſſenheit umſchlug, als der Schulze ihnen beim Abſchied riet, die Gnadenſchrift „man recht einfach, ja recht einfach und nix von mir drin" abzufaſſen, und ſie hinzuſetzte: „Jawoll, Schult, man recht einfach, awe nüdlich, ſär (ſagte) de Düwel — do ſtrek hei ſick de Schwans arſtegrön (erbſengrün) an."

Der Schulze ſchlug ſich vor Lachen auf die breiten

Schenkel, daß es klatſchte und die Mielkeſche, die draußen eben vorüberſchlich, neidgelb anlief, als ſie die Heiterkeit der drei gewahrte.

* * *

Der Heimweg war den Pichowskis leicht geworden, als ob es mit Flügeln ginge. Das eine Wort: „Der König!“ hatte ihr Blut erwärmt und jeden Muskel friſch geſpannt.

Der König! In grauer weiter Ferne, hoch über allen menſchlichen Dingen hatte ihnen dieſes höchſte Erdenweſen immer geſtanden und ging ſie nichts an. Und jetzt auf einmal gab es nichts Wichtigeres in ihren Gedanken als den König! Ihr Häuschen, das Dorf, die Bienenſtöcke, der Kirchhof mit ihren Toten — über alles hatte der König die Macht. Über Leben und Tod. Das war es, was ſie beide fühlten, als ſie die Dorfſtraße mit haſtigen, aufgeregten Schritten hinuntertrippelten. Noch hatten ſie nicht an den König geſchrieben, aber ſchon war's ſo gut wie getan, und er hatte ſchon ſo gut wie geholfen. Heut iſt Mittwoch, und Montag erſt, ſo hat es in dem Schreiben geſtanden, ſollten ſie hinaus, — das ſind ja noch fünf Tage, ſechs Tage. Es eilt eigentlich gar nicht, denn Stojentin kommt erſt morgen früh wieder vorüber und holt die Briefe ab zum Bahnhof nach Rudenz; aber geſchrieben werden muß der Brief an den König noch heute, ſogleich. Darum machen ſie unterwegs beim Krämer Sawalliſch halt und fordern einen Briefbogen, den größten, weißeſten, teuerſten, den er hat. Vier Pfennige koſtet der, aber dafür iſt das Blatt auch in ſchützendes gelbes Stroh-

papier eingeſchlagen, als ihm Hanni ſtolz geſagt, es ſei für den Brief an den Herrn König. Auch einen Briefumſchlag haben ſie auf ſeinen Rat gekauft, noch etwas größer, als der des landrätlichen Schreibens, und alles zuſammen hat ſechs Pfennig gekoſtet. Sechs Pfennig — ein ſchönes Stück Geld, aber heute gilt es ihnen nicht mehr als ſonſt ein Dreier.

So war die frühe ländliche Mittageſſenszeit herangekommen, ohne daß im Pichowskiſchen Hauſe ein Feuer auf dem Herde brannte: keines dachte ans Eſſen. Erſt mußte der Brief an den König fertig ſein. Es war ihnen, als warte der König irgendwo in der Nähe darauf, er oder ſein Abgeſandter, um die Sache nur ſchnell wieder in Schick zu bringen.

Sie ſaßen wie am Morgen vor dem offenen Fenſter am Tiſch einander gegenüber, deſſen gewärtig, was ihnen einfallen würde. Es war ſo leicht geweſen, zu ſagen: Hanni wird ſchreiben. Jetzt ſchien es ihnen ſo ſchwer. Wohl eine Stunde ſaßen ſie ſchon da und ſprachen kaum ein Wort. Hanni machte ſich mit der verdünnten Tinte und der verroſteten Feder zu ſchaffen und wagte kaum, mit den doch eigens wieder gewaſchenen Händen das ſaubere leere Blatt zu berühren.

Es iſt über alles Maß ſchwer, an den König zu ſchreiben, dachte Thaddi; man hat das nicht gelernt, wenn man auch noch ſo gut ſchreiben gelernt hat. Da ſitzt nun die Hanni und kann ſo gut ſchreiben, aber an den König verſteht ſie doch nicht zu ſchreiben.

„Wat ſchriwwt man nu woll?“ denkt Hanni. „Wenn de Thaddi dat einem man ſegge künn'! Awe dei, dei

weit niſt. — Jo, wenn Anuſchka noch lewe der'! De Schaulmeſte het ümme ſeggt, dei wer' ſin Beſt, und dei künn binah ſo vel als hei ſülwe. — Wenn't man eis farig wer! Schrewe is ſchrewe, kein Kau lickt dat af, kein Kreh hackt et ut."

Das letzte von der Kuh und der Krähe hatte ſie hörbar vor ſich hingeſagt, ſo daß Thaddi ganz verſtört aufſah und nicht aus ihr klug wurde. Nun mußte ſie über ſein verſtörtes Geſicht lachen, und wie er ſie lachen ſah, lachte er mit.

Doch da kam der Hanni gleich wieder ein ſchweres Bedenken: „Du, Thaddi, wenn hei nu awe de Breif nich kriggt?!"

„Den Brief nicht kriegt? — Der Herr König? — D e r kriegt alles, Hanni, mein Seelchen."

„Jo, krige deht hei'n woll, un do is jo woll Straf upp ſett't, wenn ſe em wat nich gewe, wat för em is. — Awe wart hei'n uck leſe?"

„Ja, warum ſoll er ihn denn nicht leſen? Das frage ich dich. Warum denn nicht? Ich bitte dich, erbarme dich!"

„Hei kriggt vel to vel ſo'n Sache."

„Ach, was du redeſt! Zuviel! — Dafür haben wir jetzt ja einen jungen König, einen ganz jungen. Frag bloß den Sawalliſch, und der Krugwirt und der Schulmeiſter Hirſekorn hat es auch geſagt. Solche jungen Könige, die leſen alles, mein Täubchen. — Nun ja, die leſen alles. Die ſind nicht ſo wie die Alten, nicht ſo wie ich, der ich wenig leſe, der ich ſogar ſehr wenig leſe."

Hanni fügte ſich: „Na denn man tau! — Wat ſchall ick denn ſchriewe?"

Der Alte wurde ſichtbar munter und ruſſiſch-plauderſam: „Zuerſt, denke ich, muß man eine Überſchrift ſchreiben, Mütterchen, — ſo eine Überſchrift, die man obenan ſchreibt. Eine ſolche ſchreibt man immer zuerſt. — Ich habe mal ein Kalenderbuch geſehen, das hatte der Inſpektor beim Herrn von Zitzewitz, der junge Inſpektor, nicht der alte, der junge mit dem blonden Schnurrbart und mit der Soldatenmütze. — Nu ja, ich wollte ſagen, einen Kalender, ſo einen mit Bildern, mit ſehr vielen und mit ſehr ſchönen Bildern. Darin ſtanden alle Überſchriften an den König und auch an den Kaiſer — na, die an den Kaiſer vielleicht doch nicht, denn damals hieß er noch nicht Kaiſer.“

„Na, wo geht dat denn mit ſo 'n Öweſchrift?“

„Na, warte mal, Mütterchen, ich muß ein bißchen denken. Sie war lang, aber lang das iſt vornehm und hoch erhaben, mußt du wiſſen. Und daran ſieht der König, daß er hochgeehrt iſt. — Ja, ſo war es, ſchreib es nur: Allergetreueſter, Allergehorſamſter Herr Kaiſer und Herr König! — Kannſt du das wohl ſchreiben? — Ja, ſo war es!“ Er ſieht die Alte wichtig und geſpannt an, wie ein prüfender Schulmeiſter die Schülerin.

„Jo, dat kann ick woll, lat mi man make un red niſt mehr dotüſchen!“

Und mit ihren großen ſteilen Buchſtaben, die ſie vor mehr als fünfzig Jahren in ihrer hinterpommerſchen Dorfſchule gelernt, ſchrieb ſie andächtig die Überſchrift: „Allergetreueſter, Allergehorſamſter Herr Kaiſer und Herr König!“

Ein langes Schweigen folgte dem letzten Federſtrich. Ratlos blickte Hanni auf Thaddis Lippen. „Ja, nun

kommt das Schwerſte," ſagte dieſer. „Was meinſt du wohl, mein Täubchen, mit einem Wort, ich meine ſo im allgemeinen?"

„Ick denk, ick war ſo ſchriewe: Wir bitten dich, allergeliebteſter Herr König, laß uns doch in gauder Ruh bis an unſer letztes End in Luskowitz verbleiben!"

„Hoho, meinſt du das?" fuhr Thaddi dazwiſchen, und wiegte mißbilligend den Kopf von einer Seite auf die andere. „Das geht nicht, Hanni, damit kann man nicht anfangen, wahrhaftig nicht! Wenn man — —" Er verwirrte ſich und vergaß, was er hatte ſagen wollen. Mitten in ſeine getröſtete Stimmung ſtrömte plötzlich wieder eine kalte Welle gänzlicher Ratloſigkeit. „Wenn man" — ja, das hatte er ſagen wollen — „wenn man in ein Haus tritt, auch nur zum Schulzen, ja nur zum Gendarmen Krägenbrink, ſagt man gleich, wenn die Tür aufgeht, was man will? — Nein, das ſagt man nicht. Man ſagt erſt: Guten Tag und guten Weg und wie das Wetter iſt und das Heu oder das Korn, je nachdem, und dann — —"

„Dat is all gaud, awe wi köne doch nich de König na'm Were ore na'm Höi ore Korn froge. — Un denn" — nach einigem Nachdenken — „dem ſin Were is jo uck en gans anne Were as us' Were."

„Ja, das iſt ſchon wahr. — Nun, was werden wir tun, was meinſt du dazu? — Ho, ſo ſchreib es nur, ſchreib es nur ſchön und gleich: wir wünſchen ihm Glück, daß er König geworden iſt, — das wird ihn wohl freuen?"

„Jo, dat wart en woll fröe. — Na up wekehre (welche) Wiſ' ſchall ick dat nu ſchriewe?"

„Schreib: Wir wünſchen dir, herzlichſter Herr König,

viel Glück und beſondere Bedeutung, weil du nun König geworden biſt."

„Jo, dat is gans gaud; awe wat is denn dat: beſondere Bedeutung?"

„Ja, was wird das nun ſein? Ich denke, es wird etwas ſehr Gutes ſein. Krägenbrink ſagt es immer, wenn er uns etwas erzählt, weißt du das nicht? Und der hat ja in Berlin bei Garde gedient und muß das wiſſen. Was der Krägenbrink ſagt, kann nichts Schlechtes ſein, das ſchreib du nur."

Und Hanni ſchrieb, und nach langen Beratungen ſchrieb ſie weiter und ſchrieb in einer ſtarken Stunde den folgenden Brief, nur mit einer anderen Rechtſchreibung:

„Wir wünſchen Dir, allerherzlichſter Herr König, viel Glück und beſondere Bedeutung, weil Du nun König geworden biſt und Kaiſer desſelben gleichen. Denn auch früher hatten wir einen allerherzlichſten alten König, und dann jedoch hatten wir einen allergeliebteſten Herrn Kronprinzen, aber der iſt bald durch den bitteren Tod verſchieden. Und nun biſt Du ein junger Herr König, und der liebe Gott wird Dich ſegnen, und darum bitten wir Dich, allergetreueſter Herr König, laß uns doch bis an unſer letztes Ende in Luskowitz verbleiben. Ich bin immer in Luskowitz geweſen, und Johanna Wilhelmine, welche meine Frau iſt, desſelben gleichen. Und weil meine Großmutter geſtorben war, bin ich in die weite Welt gegangen, nämlich aus Tikotſchin im Gouvernement Grodno in die weite Welt, und dann immer auf dem großen Weichſelſtrom gefahren mit den andern Fliſſaken, mit dem Holz und mit dem Türkenweizen. Denn mein Vater und auch

meine Mutter ſind geſtorben, als ich noch nicht zehn Jahr alt war, in demſelben Jahr, ſogar in demſelben Monat, denn damals ging die Choleramorbus durch alle Dörfer und über alle Menſchen. Aber Johanna Wilhelmine, die Frau, iſt niemals in Rußland geweſen, nein, ſie iſt immer in dieſem Königreich Preußen geweſen, denn ſie entſtammt aus Birkow bei Stolp am Stolpefluß in Hinterpommern. Ich aber kann nicht mehr ruſſiſch ſprechen und auch nicht mehr polniſch ſprechen, denn hier ſprechen ſie alle deutſch, und das ſpreche ich auch und Johanna Wilhelmine auch. Und ich bin nun ſiebzig Jahre alt oder auch einundſiebzig Jahre, denn ich weiß das nicht genau, und Johanna Wilhelmine iſt ſchon zweiundſechzig Jahre alt, und alſo können wir ja gar nicht von Luskowitz weggehen und aus unſerm Hauſe. Denn wohin ſollen wir wohl gehen, allergetreueſter Herr Kaiſer und Herr König, erbarme Dich! Denn wir kennen keinen Menſchen in Rußland, und kein Menſch kennt uns, und ſie ſprechen dort nicht einmal deutſch." — —

Damit war Hanni bei aller Sparſamkeit auf die vierte Seite des Briefbogens gelangt und drängte nun zum Schluß: „Nu wart dat ſacht naug weſe, nu wart hei woll alles weite. Kort Red, gaud Red."

„So? Und wir haben ihm noch nichts geſagt von den Steuern und von den Kindern und von den Kartoffeln und von —"

„Jo, min Taddi, awe kort möt et nu all weſe, alltovel ritt (reißt) den Sack intwee, — de Breifbog' is glick tau Inn'."

Und Thaddi hatte ihr weiter diktiert: „Auch habe ich

immer und ſtets die allerköniglichſten Steuern bezahlt, erſt ein Taler und ſechs Dittchen alle Jahr, und neun Dittchen alle Vierteljahre, und jetzt bloß einen Taler oder drei Mark, weil wir bloß noch das Kartoffelfeld haben und die Bohnen und ein Schwein. Den Roggen haben wir verkauft, es war ein halber Morgen, als Anuſchka ſtarb, denn die war unſer letztes jüngſtes Kind, und die andern fünf liegen auch alle auf dem Kirchhof, vier unter Paſtor Schmidthals und zwei unter Paſtor Lieſegang, und darum bitten wir Dich, allergehorſamſter Herr Kaiſer und Herr König, wir möchten gern in Luskowitz bleiben und hier auch begraben werden. Aber darum unterſchreiben wir uns beide in der Ehrfurcht Gottes und der untertänigſten Obrigkeit.

In Luskowitz bei Rudenz a. d. Weichſel
den 17. Mai 1889.

Thaddäus Theophilus Pichowski,
Johanna Wilhelmine Pichowska,
geborene Sellenthin."

* * *

Sie ruhten ſich nicht von ihrem mühevollen Schreibwerk, ſondern gingen in der erſten Nachmittagſtunde noch einmal den heißen Weg hinauf zum Schulzen, den ſie diesmal im Garten hinter dem Hauſe beim Bereiſern ſeiner Zuckererbſen fanden, und Hanni las ihm in ſeiner Gartenlaube das Schriftſtück vor. Das wäre ſoweit wohl ganz gut, meinte Schulze Voß, bloß daß man nicht ſage: „Allergetreueſter", ſondern „Allergewaltigſter". Als indeſſen Thaddi und Hanni ein ſehr trauriges Geſicht dazu

machten, daß ſie an dem Wortlaut etwas ändern ſollten, gab der Schulze nach: „Ja, wißt ihr, Kinderkens, eigentlich iſt Allergetreueſter auch ſehr ſchön, und der Kaiſer wird das ja woll nicht übelnehmen.“ Er war ſo vergnügt, die Pichowskis mit guter Art loszuwerden, daß er als Poſthalter von Luskowitz eine Zehnpfennigmarke eigenhändig auf den geſchloſſenen Brief klebte und nichts dafür nahm. „Nee, Kinderkens, ſo bin ich nicht, ihr kennt ja Schulzen Voß. — Und nu ſollt ihr mal ſehen, wie der König mit dem Landratsamt aufbegehren wird! So'n Brief kriegt er nich alle Tage zu leſen; das is mal ein Staatsbrief. Der hilft, oder ich heiß' nich Voß!“

„Unverrufen!“ ſagte Hanni und klopfte unheilbeſchwörend dreimal unter den Laubentiſch. Dann gingen ſie, noch froher als das erſte Mal, heim und jetzt erſt bereitete Hanni das verſpätete Mittageſſen: ſaure Milch und eingebrocktes Schwarzbrot mit eingebackenen Kartoffelſtückchen, und dann noch einmal Schwarzbrot und einen ſchneeweißen, „Zwerg“ genannten Kümmelkäſe dazu. Den Brief mit dem großen blutroten Amtsſiegel hatten ſie in die Tiſchlade gelegt, um ſeiner nicht mehr gewahr zu werden. Dann ſaßen ſie draußen auf der uralten Holzbank mit der wackelnden Rückenlehne unter dem vorragenden Moosdach und wärmten ſich wohlig im flirrenden Sonnenſchein. Das erſt ſeit einigen Tagen wieder heimgekehrte Blaudroſſelpaar in der dicht belaubten Weißdornhecke zwiſchen Straße und Haus ſchmetterte ſo maienfroh ſeine Lieder, und die beiden Störche, die neben dem Pferdekopf über dem Giebel unbeweglich in ihrem Neſte ſtanden, klapperten ſo eifrig, daß die alten Leutchen ganz laut

hätten ſprechen müſſen, um ſich zu verſtehen, und ſo gaben ſie es bald lieber ganz auf, zu ſprechen. Was war da noch zu ſprechen? Sie hatten ja an dieſem einen Tage ſchon viel mehr Worte miteinander gewechſelt als ſonſt in einer ganzen Woche.

Da war das Vogelneſt in der Seitenhecke, ganz niedrig über dem Boden. Ein Dorngraſemückchen ſchlüpfte mit den Jungen aus und ein und übte ſie im Fliegen und Mückenfangen. Solch ein Neſt hatte es in jedem Jahr dort gegeben, ſolange dieſe beiden alten Menſchen denken konnten. Und ohne darüber zu ſprechen, empfanden ſie es beide zu gleicher Zeit: Dieſe Vögel können hier bleiben, die brauchen nicht zu fürchten, daß man ſie verjage, denn wir tun ihnen nichts. — Nun kam die kohlſchwarze Henne mit ihren elf ſchwarzweißen, piepſenden, gierſchnäbeligen Küchelchen vom Hinterhof her ums Häuschen herum angeflattert, und ſie ſtreuten ihnen Brotbröckchen. Und wieder dachten die beiden alten Leute: Auch die bleiben hier, und wer ſollte ihnen Bröckchen geben, wenn wir nicht mehr hier wären?

Thaddi verſuchte es auszudenken, wie es wohl ſein möchte, wenn ſie nicht mehr hier wären. „Nicht — mehr — hier," ſagte er leiſe vor ſich hin, aber er konnte ſich bei den Worten nichts Klares denken. Nach Rußland ſollte er gehen! Ja, wie war es wohl dort? Er ſah eine weite Steppe und darin ein Dorf mit niedrigen Hütten, und ſah die alte Großmutter, und die Weichſel floß in der Ferne; aber dieſe Weichſel nannten ſie den Narew. Jetzt iſt die Großmutter längſt tot, — und wo ſollen ſie beide zur Kirche gehen, wenn nicht dort am Bäckerbrunnen vorbei,

um den Kirchhof herum und dann den Hügel hinauf? Und wer wird die Bohnen brechen, wenn ſie gelb werden, und die Kartoffeln ausnehmen, wenn die kurzen Tage und die Herbſtnebel kommen? Mit den Kartoffeln iſt es noch eine Weile hin, aber was ſoll aus den Bohnen werden? Auch die Bienen drohen ſchon zu ſchwärmen, und der eine oder andre der Stöcke kann bald ausgeſchleudert werden. — Es tat Thaddi doch leid, daß er nicht auch das noch in den Brief hineingebracht hatte, und er ſagte es Hanni. Die aber lachte ihn nur aus und ſchalt ihn zärtlich einen „Dämlak", bis Thaddi in ihr Lachen einſtimmte.

* * *

Am nächſten Morgen, der ebenſo ſonnig wie der vorige über dem Häuschen aufgegangen, ſtand Thaddäus ſchon zu früheſter Stunde an der Hecke und ſpähte nach Kriſchan Stojentin aus, um ihm den Brief nach Rudenz mitzugeben. Sie hatten nicht gewagt, ihn dem Briefkaſten am Schulzenamt anzuvertrauen. Solch ein Briefkaſten war doch nur ein Kaſten, der die ganze Nacht über draußen hing; auf Stojentin aber konnte man ſich verlaſſen, wenn er auch ein arger Spaßvogel war und an jedem Krug mit einem Zipfel hängen blieb. Und da kam er auch angeſtakt vom Spritzenhaus her, wo der alte Junggeſell und Halbinvalide von Düppel ſich ein Stübchen hergerichtet hatte. Als er durch ſeine runden Brillengläſer die Aufſchrift geleſen: „An den Herrn Kaiſer und Herrn König Seine Majeſtät in Berlin, der Hauptſtadt, im Königreich Preußen", machte er große, vergnügte Augen und ſagte: „Kreuz-

dividomini, wenn dit nich helpt, denn heit ick nich Stojentin, nee, denn heit ick Pomuchelskopp!“

„Ja,“ ſagte Thaddi mit ſtrahlendem Geſicht, „das hat die Frau geſchrieben; ja, die kann ſchreiben, Kriſchan Stojentin!“

„Jo, jo, Pichowski, din Fru — dat is ein'!“

Und dann, als ihm Thaddi in der Freude ſeines Herzens ein zwei Zoll langes Stück Kautabak von der Rolle abſchnitt und hinreichte, wehrte er ab: „Nee, Pichowski, din Priem helpt mi niſt, doan möt eine gewennt (gewöhnt) ſin, — heſt du kein Schniefke (Priſe)? — — Na, denn nich, ſchadt uck niſt,“ und er wandte ſich zum Gehen. —

Dann fiel ihm noch etwas ein: „Du, Pichowski, — binah herr ick't vegete: geſſen Awend heww ick de Schandahr (Gendarm) bim Adle („Adler“) ſeihe, un do het hei ſeggt, — awe möſt di nich vefehre (erſchrecken), na diſſem Breif het et jo niſt to bedüre —, wenn ji nich Mondag Morgens ji gaudwillig up de Sohlen makt, ſo möt hei ji per Schub rutbringe; hei het den ſtrikten Befehl. — Na, gun Morgen uck! Schön Were hüt mit Sünneſchin, 't wart e heit Gang, beſunners för ſo eine as ick mit de Lewer up de Sünneſid,“ — er lachte in ſich hinein. „Na, de Sünn hat noch mendag' nich Armaut int Land ſchient, un dat is uck man gaud —“ und er ſtakte mit langen Schritten in den ſonnigen Morgen hinaus; die Ledertaſche ſchlenkerte an ſeinem dürren Leib hin und her.

Erſtarrt bis ins Mark der Knochen blieben die beiden Alten zurück: „Den Strick, den Befehl!“ flüſterte Thaddi kraftlos vor ſich hin, „haſt du es gehört, erbarme dich, mein Goldtäubchen? Was bedeutet das wohl?“

Sie flüſterte zurück: „Ick weit do niſt af un niſt för.“

Was für ein ſchweres Verbrechen hatten ſie getan, daß man ſie mit ſo ſchwerer Strafe bedrohte? Wieder ſank ihnen ihr bißchen Mut, und ſchweren Schrittes ſchlichen ſie durch Haus und Hof zur Verrichtung ihres Tagewerks. — Hätte nur der König erſt ihren Brief!

Den nächſten Tag, den Freitag, waren ſie wieder ein wenig ruhiger. „Nu het hei en!“ ſagte Hanni beim Erwachen. Und wie ſie die Morgenglocken von der Kirche herüberklingen hörten, da wurde ihnen ſo feierlich in den beklommenen Herzen: jetzt hat der König in dem fernen Berlin in ſeinem hohen Schloß ihren Brief geleſen; jetzt denkt er an ſie, die beiden alten Leute, und winkt ſeinem Schreiber, und der muß ſchreiben, wie es der König haben will, und dann wird alles gut. —

Sie ſtanden an einem ausgeſchwärmten Bienenkorb, und Thaddi ſagte plötzlich: „Hanni, hat er ſeine Krone auf?“

„De König? — Na, dat kann ſacht weſe; — awe man nich ümme (immer).“

„Nein, das weiß ich wohl; aber wenn er ſo regiert, wenn er das Volk regiert, wenn er die Briefe lieſt und die Schriften —“

„Jo, denn jo!“ meinte nun auch Hanni nachdenklich.

Dann ſchwiegen ſie wieder, und das ehrfürchtige Grauen vor der fernen königlichen Majeſtät umfing ſie mit niederdrückender Gewalt.

* * *

Als der Abend kam und ſie noch ſpät beim Lampenlicht ein Weilchen ſaßen, las Thaddi aus der Bibel vor, und

Hanni bemerkte am glühenden Docht einen „Brief“, so daß sie hoffnungsvoll sich zu Bett begaben. Aber Hannis Schlaf währte nicht lange. Stunden vor Tag wurde sie von demselben Gedanken geweckt: jetzt ist der Brief vom König an uns unterwegs, die Eisenbahn schafft ihn nach Rudenz, von dort bringt ihn Krischan Stojentin nach Luskowitz. Das wird ein Brief sein! Viel, viel größer und mit einem viel, viel schöneren Siegel als der vom Landratsamte, und den Brief werden sie sich aufbewahren bis an ihr Ende, in der Schublade, wo die Rettungsmedaille liegt und ihr Trauschein. Eh eine zweite Nacht kommt, ist der Brief hier und alles ist gut, und Krägenbrink kann sich seinen Strick und seinen Befehl sauer kochen lassen, — der Krägenbrink!

Sie hofft, und doch fürchtet sie. Und wie die Nacht, die kurze Maiennacht an der Schlaflosen träge vorüberzieht, da wächst die Furcht. Das Mondlicht strömt durch die Fenster in die Stube. Der grüne Kachelofen mit dem runden, schlanken Aufsatz über dem breiten Unterbau schimmert aus der Ecke; flatternde Lichter huschen über ihn hin, denn draußen geht ein leiser Wind und rührt die Blätter des Kastanienbaums, durch dessen Gezweige der Mond hineinscheint. Gespenstisch ragt der grüne Ofen empor bis dicht unter die Stubendecke, und der alten Frau ist's, als sähe sie ihn wieder, den Gendarmen Krägenbrink, hoch zu Pferde mit dem großen Karabiner im Halfter, wie er den Kiekebusch, den alten Brandstifter, den weggejagten Müllerknecht, mit gebundenen Händen zum Dorf hinausführt, just vor einem Jahr. Ja, die Hände mit einem Strick auf den Rücken gebunden. Ob wohl Krägenbrink

ſie beide am Montag auch mit dem Strick um die Hände zum Dorf hinausführen würde? —

Sie kann das grüne Ungetüm nicht länger anſehen; ſchaudernd ſchließt ſie die Augen und rührt ſich nicht. Auch Thaddi rührt ſich nicht, obgleich er wach geworden. Keines will das andre erwecken. So liegen die beiden Alten und atmen kaum hörbar in ihrer Angſt, indeſſen die Nacht auf weichen Sohlen über dieſes Sorgenhaus hinwandelt.

* * *

Lang eh die Sonne des nächſten Tages am flachen Rande der Heide verglommen, ſitzen die Pichowskis wieder vor der Tür des Schulzenhofs und warten mit klopfenden Herzen auf Stojentin. Wohl zehnmal ſchon iſt Thaddi aufgeſtanden und hat ſich am hohen Staketenzaun emporgereckt, um weiter hinaus auf die Dorfſtraße zu blicken. Auch Hanni weiß vor Ungeduld ſich nicht zu laſſen. „De is gaud na'm Dod tau ſchicke!“ ſagte ſie zum Schulzen, der tröſtend erwidert: „Er wird wohl noch ein bißchen im Zipkower Krug eingekehrt ſein. Der läßt keinen Troppen eintrocknen, und der Zipkower Krüger hat für Stojentin immer einen übrig.“

„Wenn er nu aber den Brief vom Kaiſer nicht bringt?!“ fragte Thaddi und ſtarrt den Schulzen aus verzagten Augen an.

„Ach was, auf den Kaiſer kannſt du dich verlaſſen, Pichowski, bei dem geht alles wie: ‚Riez, Mutter, die Landwehr kommt.‘ Der ſagt einfach: die Pichowskis bleiben, wo ſie ſind, und dann iſt die Sache abgemacht, —

Punktum, Streuſand drauf und Sela! Und denn kann das Landratsamt uns alle —"

Mitten hinein in das Gerede des Schulzen aber ſchrie auf einmal Hanni, die ſcharf hinausgelugt hat: „Hei het en! — Gelobt ſei Jeſus der Heiland!" — und wollte ſich von der Bank erheben, fiel aber freudematt zurück, lehnte ſich glückſelig an ihren alten Mann und ſagte, ein paarmal von einem Schluckauf unterbrochen: „Heſt recht hett, Taddi, — un Voſſ' uck, — uſ' Kaiſe het us ſchrewe, — de leiw Gott bowe ſegen' uſe gaure (guten) Kaiſe!"

„Amen," ſagte der Schulze und räuſperte ſich in ſein großes, buntes Taſchentuch. „Habe ich es nicht gleich geſagt, he?"

Die Pichowskis ſitzen mit gefalteten Händen da und wollen beten, aber ſie finden keine Worte des Gebets; nur klare Freudentränen rinnen ihnen die Runzeln der Wangen entlang.

Hanni faßt ſich zuerſt wieder: „Gott, wat hüt de Stojentin langſam krüppt mit ſine lange Bein! Hei krüppt as de Fleig ut'm Melkpott," und Mann und Frau lachen mit tränenden Geſichtern.

Jetzt ſteht Kriſchan Stojentin auf der unterſten Stufe und nimmt, den Poſthalter grüßend, ſeine ſtaubige blaue Mütze ab, — und richtig, da hat er den Brief. — Doch was iſt das? Er macht gar kein ſo vergnügtes Geſicht, wie er ſollte, wenn er einen Brief vom Kaiſer ſelber brächte. Und doch iſt's ein Amtsbrief und „An den Arbeitsmann Pichowski in Luskowitz" lautet die Aufſchrift. Mit einem Griff hat ihn Hanni dem verdutzt dreinſchauenden Stojentin aus der Hand geriſſen, ihn geöffnet, einen Blick hinein-

geworfen und dann mit einem lauten Schrei der Enttäuſchung auf den Tiſch geſchleudert: „Van de Kreiskaſſ'! Un Stüe (Steuer) ſchalle wi betale, fiewundſiibzig Pfennig!" Sie lachte bitter auf. — —

Der letzte Abendſtrahl ſchimmert rötlich in die Fenſter des Schulzenhofs, und noch immer ſitzen die beiden Alten auf der Bank vor dem fremden Hauſe, zerbrochen, gelähmt. Es dauert eine Weile, in der keiner ein Wort ſpricht, auch der Schulze nicht, der dem Briefboten die Taſche abgenommen. Dann gibt Hanni ſich einen Ruck und ſagt dumpf: „Kumm na Hus, Taddi!" — Und dann nach einer Pauſe: „Noch hewwe wi jo dat Hus!"

„Ja, gewiß habt ihr das," ſagte der Schulze und freut ſich über das erlöſende Wort. „Und ihr werdet es noch lange behalten! Man immer gemütlich, ſage ich euch, — ſo ſcharf ſchießen die Preußen nich!"

Hanni und Thaddi haben ſich erhoben und wenden ſich zum Gehen; ſie haben nichts mehr zu erwidern. Aber nun iſt der Schulze im Zug: „Ihr meint wohl, ſo'n König hat rein gar nichts andres zu tun, als er ſetzt ſich nu gleich hin und ſchreibt an Thaddäus Pichowski, was? — So! Und wenn nu der türkiſche Kaiſer oder der Franzos an ihn ſchreibt und ihn fragt, ob nu Krieg ſein ſoll oder Friede, und er denn mit'n ollen Bismarck und mit Moltken zuſammenſitzt, und ſie alle ratſchlagen, was nu, denn ſoll Thaddäus Pichowski das Prä haben, was? Euren Brief hat er gekriegt, und antworten tut er, dadrauf könnt ihr Gift nehmen."

„Ja, den Brief hat er gekriegt und antworten tut er,"

ſagt Thaddi mechaniſch, und dann gehen ſie beide die ſteinernen Stufen hinunter ihrem Häuschen zu.

Das mit dem Türken und mit dem Franzoſen iſt ſchon recht, denkt Hanni halblaut, und das mit Bismarck und mit Moltken auch. Aber der Kaiſer weiß doch, wie ſie beide hier auf ſeine Antwort lauern, und wie Krägenbrink ſchon den Strick und den Befehl hat, und ſo lange kann der Türke und der Franzoſe auch noch warten.

Sie mußte ſich ſtrack zuſammennehmen, denn der alte, taumelnde Mann wäre hingeſunken, hätte ſie ihn nicht mit beiden Händen am Arm gefaßt und geſtützt. So gingen ſie mit wankenden Schritten die Dorfſtraße entlang durch die niederdunkelnde Nacht. Im Garten beim Bäcker, zur Rechten der Straße, flatterte ein von der Wäſche hängen gebliebenes weißes Tüchlein an der Leine hin und her im Abendwind. Da fiel der Alten eine Geſchichte ein, die ſie einmal vor langen Jahren geleſen, wie einem unſchuldig zum Tode verurteilten Soldaten der König noch im letzten Augenblick Gnade geſchenkt und einen eilenden Boten geſchickt, und wie der auf einem ſchnellen Roß bei der Richtſtätte angekommen und ſein weißes Tüchlein geſchwenkt; aber da war ſchon alles vorüber geweſen, und der Bote zu ſpät gekommen, und dem König hatte es ſehr leid getan, aber da war nichts mehr zu ändern. — Indem ſchoß aufleuchtend ein langer Feuerſtreifen über den dunklen Nordhimmel dahin. „Das bedeutet einen Tod!“ ſagte Thaddi auf einmal mit ganz feſter, ruhiger Stimme.

„Jo, dat bedüd't eine Dod!“ flüſterte Hanni, und die beiden Alten drängten ihre ſchwankenden Leiber eng an-

einander und ahnten ihn plötzlich hinter ſich, über ſich, um ſich, den Tod, den unentrinnbaren Tod.

* * *

Schritte, ungleiche, lahmende, hallen ihnen aus der Dunkelheit entgegen, und hinterdrein ſchallt ein ſpitziger Hundeblaff. Der Schäfer Wernicke iſt's, der nach ſeiner Kate geht. Er ſieht die beiden ſcharf an und bietet ihnen mitleidig den guten Abend. Das klingt, als wiſſe er ſchon alles. Hanni durchzuckt der Gedanke, ob der nicht am Ende helfen könnte; aber wer kann wohl ſo etwas „beſprechen"? Kaum hörbar erwidert ſie ſeinen Gruß, und ſo gehen ſie langſam aneinander vorüber. Und plötzlich fällt ihr ein, was Wernicke ihr geſagt hatte, als Anuſchka im Totenhemd im Sarge lag, und Hanni ſich, ehe der Schreiner den Deckel aufſchraubte, noch einmal über die Tote geworfen und zum Herzbrechen geweint hatte —: „Dat deht nich gaud, — nu holt ſei de ann're na, dei Dor' (Tote) dei Lew'ge."

Alſo ſo war es gemeint geweſen. — Nun war es völlig unabwendbar.

Als ſie in ihre Stube traten, war es Hanni, als müſſe dort wieder ein Sarg ſtehen. Eine große, ermattende Gleichgültigkeit überfiel beide. Sie ſetzten ſich nicht einmal zum Abendimbiß nieder, und die glockenloſe Petroleumlampe, die Hanni vom Küchenbrett in die Stube geholt und auf den Tiſch geſtellt hatte, blieb unangezündet. Im Dunkeln krochen ſie beide ins Bett, kein Wort mehr wurde zwiſchen ihnen laut; nur den Gang der Wanduhr hörten ſie noch eine Weile, dann waren ſie in bleiernen Schlaf verſunken.

* * *

Der Sonntag kam und die Kirchenglocken rieſen, aber zum erſten Male in all den Jahren blieben die beiden Alten dem Sonntagsgottesdienſt fern. Unruhvoll ging Thaddi aus der Wohnung in den Hof, von dort in den Garten und wieder zurück. Er ſpähte auf die Poſtſtraße hinaus, als könne heute noch ein Bote mit dem königlichen Brief kommen, und er wußte doch, daß am Sonntag der Poſtdienſt in Luskowitz ſtillſtand. Dann brachte er dem unruhigen Schwein ſeinen Fraß an den Koſen, ſtreute den Hühnern Futter, immer wieder, und ſie pickten es gefräßig immer wieder auf, und er dachte: Wer wird euch morgen Futter ſtreuen? Dieſer Gedanke quälte ihn von allen am meiſten; die Küchel waren ja erſt vor fünf Tagen ausgekrochen.

Neben dem Häuschen, die hölzerne Seitenwand hinauf, lag hoch aufgeſchichtet bis faſt unter das niedrige Dach ein Haufen trockenen Bohnenſtrohs vom letzten Jahr. Nachdenklich blickte Thaddi darauf und wühlte mit ſeinen Fingern drin herum; aber plötzlich zog er die Hand zurück, als ſei der Gedanke, der ihn durchzuckte, brennend in den Strohhaufen gefahren und habe gezündet. — „Wie der Kiekebuſch!“ murmelte er. — „Wie der mit dem Strick und dem Befehl. — Nein, das nicht, das nicht!“ —

Unterdeſſen kniete Hanni oben auf dem Staakbalken vor der offenen Truhe und wühlte unter allerlei verblichenem, zum Teil auch zerriſſenem Kleiderkram und Kindertand. Stück für Stück hob ſie aus der Truhe, liebkoſte es mit feuchten Augen und zärtlich drüberhinſtreichelnden Händen. Es war ein Abſchiednehmen von den wenigen ſichtbaren Lebenserinnerungen, die ihr von den ſechſen geblieben

waren. Sie erkannte jedes Stück wieder und verwechſelte keines mit dem andern. Da waren die erſten Holzledertüffeln, in denen der kleine Hannes im Hauſe umhergeklappert und durch deren Schuld er einmal von der Leiter gefallen war, ſo daß er ſich eine arge Bruſche überm Auge geſchlagen. Sie wußte es noch, und auch daß ſie die Bruſche mit Kartoffelſchrapſel gekühlt hatte. Da waren vermürbte Halstüchlein und zuſammengekrumpelte Kleiderfetzen und angegelbte Mützchen; dazwiſchen ein ganz zerriſſenes Leſebuch, — das hatte der Anuſchka gehört. Und dort in einer zerbrochenen, rotbemalten, plumpen Puppenwiege lag ſie noch, die Puppe ohne Kopf, Anuſchkas letzte Puppe, und im Arm hielt ſie noch ein vertrocknetes, graues Klümpchen: „Puppens Tind“, das die Kleine aus Brotkrume zuſammengedreht hatte. Als Hanni die Puppe ſah, war es mit ihrer Faſſung vorbei: mit weit ausgebreiteten Armen fiel ſie über die verſtaubten Lappen und den Kinderplunder der Länge nach hin; ihre grauen Haare löſten ſich im Fall, und ein Schluchzen wie von einem verröchelnden Tier ſcholl heiſer durch den ſonnenüberſtrömten Raum.

* * *

Lang und bang währte ihnen dieſer Tag, der ihr letzter in Luskowitz ſein ſollte. Sie ſahen die Bauern im Sonntagſtaat an ihrer Hecke vorüber zur Kirche gehen, aber ſie ſelbſt hielten ſich in den fernen Winkeln des Hauſes, wo man ihrer von draußen nicht gewahr werden konnte, wenngleich ein jeder im Vorübergehen einen neugierigmitleidigen Blick über die Hecke in dieſes Haus des Elends warf.

Und dann lag über dem Dorf die große Sonntagsſtille, aus der ſie nur gleich einem Bienengeſumſe von fern einige hellere Töne der Orgel vernahmen. Sie hatten doch nicht umſonſt an den Tauſenden von Sonntagen ihres Lebens dieſen Tönen im Hauſe des Herrn gelauſcht, und noch einmal, mitten hinein in ihre müde Verzweiflung, klangen ſie wie ein letzter belebender Troſtruf. Noch einmal glimmte in dem Herzen der alten Frau ein Fünkchen auf, und es wurde wärmer und wärmer. Noch wußte ſie ſelbſt nicht, woher dieſes Gefühl ſei und wohin es führen möchte. Aber wie ſie am Abend dieſes letzten Tages beim Sonnenuntergang am Fenſter ſaß, und ihr Blick ziellos über das Predigerhaus neben dem Kirchhof glitt, da ſagte ſie auf einmal zu Thaddi: „Ick war nu noch eis (einmal) na'm Preeſte Lieſegang gae. Kümmſt du mit?“

Thaddi blickte teilnahmslos zu ihr auf, und ſie fuhr fort: „Na jo, worüm denn nich? Helpt dat nich, denn ſchad't uck nich, un kleuke (klüger) as Schult Voß is de Preeſte am Inn' doch.“

Sie warteten, bis es dunkel geworden; ſie wußten nicht, warum. Dann gingen ſie beide ſeitwärts an die Häuſer und Hecken gedrückt zum Hügel, auf dem das Paſtorhaus ſtand.

Paſtor Lieſegang wußte, warum ſie kamen; faſt hatte er ſie erwartet, ſchon am Nachmittag. Er ſaß ſeit über zwanzig Jahren auf dieſer Pfarre, der erſten nach ſeiner frühen Verheiratung, und hatte mit der inzwiſchen vervierfachten „Quarre“ ſeine eigene liebe Not, auf der dürftigen Stelle auszukommen. Ein hoch aufgeſchoſſener, ſemmelblonder Vorpommer, aus deſſen kurzſichtigen Augen

ſeine ganze ängſtliche Weltfremdheit zwinkerte. Solange es bei rein ſeelſorgeriſchen Geſchäften ſein Bewenden hatte, war er jedem Vorkommnis gewappnet; dazu half ihm ſeine ſelbſt in amtsbrüderlichen Kreiſen vielbewunderte Beleſenheit in der Bibel und im Luther. Nur mit der rauhen Not des äußeren Lebens ſollte man ihn verſchonen; für deren Überwindung hatte er, trotz ſeinen Freitiſcherfahrungen in Greifswald, blutwenig Rat zur Hand. Spielte gar ſo etwas mit wie hier, ein Stückchen aus der greifbaren Politik, dahinter Kaiſer und Kanzler und beſonders das hohe Landratsamt ſtanden, ſo wurde aus dem gewaltig aufragenden Paſtor wieder der ſchüchterne Stipendienläufer, der nichts wußte als altbewährte Sprüche und Kernworte.

Er hatte die Pichowskis erwartet, aber mit wahrer Herzensangſt. Am Nachmittag hatte er, um ihnen zu entweichen, einen Spaziergang zu einem Amtsbruder im Nachbardorfe geplant; aber dann war ſein Gewiſſen in ihm laut geworden, und er war geblieben. Er kannte die freudloſe Lebensgeſchichte der beiden alten Leute, und ihr Jammer rührte ihm das Herz; jedoch daß er ihnen nicht helfen könne, ſtand bei ihm feſt. Das hatte er auch dem Schulzen nach der Kirche geſagt, als der ihm von dem Gnadengeſuch und der ausgebliebenen Antwort erzählt hatte. Er war lange genug Paſtor in Pommerellen, um zu wiſſen, wie man es mit den Austreibungen da oben hielt, und ſeit er ſich, ebenſo wie Voß, mit der Unterſtützung eines Friſtgeſuches für die Zychlinskis die Finger verbrannt, hatte er ſich nicht mehr in dergleichen gemengt. Im Rudenzer Kreisblatt las

er die großwortigen Gründe, mit denen die vornehmen Berliner Blätter die Austreibungen rechtfertigten, und wenn es darin ſtand, ſo mußte es ſich auch ſo verhalten.

Er war nicht herzenshart, dieſer ſtarkgläubige Bauernpaſtor, ſelbſt eines kleinen Bauern Sohn; aber für ihn gab es keine andre Wahrheit, nicht irdiſche noch himmliſche, als die ihm, außer der Heiligen Schrift, das Kreisblatt und das kirchliche Verordnungsblatt zutrugen. Göttlichen Troſt ſollten die Pichowskis haben, ſo viel er deſſen ausſinnen könne, dazu ſei er der Mann als der verordnete Diener am göttlichen Wort, und ſchon ſuchte er nach den troſtreichſten Sprüchen der Bibel und den kräftigſten Verſen des Geſangbuchs. Nur ſollten ſie ihn verſchonen mit allem, was nach einer Einmengung in weltliche Dinge, nach einer Tat ausſähe. Und wenn der Kaiſer nicht helfen könne oder wolle, wie käme er dazu, der ohnmächtige Paſtor ſtaatlichen Patronats? Nun gar in einer ſo hochpolitiſchen Sache, bei der es ſich nach der Meinung der vornehmen Blätter um ſo große Dinge oder doch Worte wie Reichsfreundſchaft und Reichsfeindſchaft drehte! Und um ſich ja nicht in eine falſche Richtung drängen zu laſſen, empfing er die Alten auf ihr leiſes Klopfen ſogleich mit dem vorwurfsvollen lauten Ruf: „Na, da ſeid ihr ja, meine lieben Pichowskis; aber im Hauſe des Herrn ſeid ihr heute nicht geweſen!“

Hanni ſchüttelte den Kopf und ſagte blos: „Nee, Herr Paſte!“

„Na, das hättet ihr aber doch lieber tun ſollen. ‚Selig, die da Leid tragen, denn ſie ſollen getröſtet werden,‘

— darüber habe ich heute gepredigt, und wäret ihr in die Kirche gekommen —"

„Jo, dat is alles ganz gaud, leiwe Herr Paſte, awe wat ſchall us Troſt helpe? Domit kön' wi noch nich in Luskowitz bliewe."

„Das iſt nun mal das Geſetz!" erwiderte der Paſtor, und wie er „Geſetz" ſagte, fühlte er ſich gehärtet und gefeſtigt gegen jede Weichheit. Gleichwohl wagte er nicht, die Alten dabei anzuſehen; er hatte doch ein Gefühl, als habe das Wort nicht den rechten Eindruck auf ſie gemacht. Thaddi freilich ſtand mit der Mütze in der Hand wie abweſend vor ihm und ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken.

Hanni gab ſich nicht ſo leicht. „Hewwe wi nich ne gnäd'ge König, Herr Paſte?" fragte ſie.

„Ja gewiß, meine lieben Pichowskis, haben wir den, aber auch der König kann nicht gegen das Geſetz."

Da aber reckte ſich Thaddi empor, daß er dem hochgewachſenen Paſtor gerade in die Augen ſah. Und ſo überraſchend und eindringlich traf dieſer Blick aus den alten verzweifelten Augen den Paſtor, daß der in ſeiner Verlegenheit Thaddi den gepolſterten Lehnſtuhl hinſchob und ihn mit einem Wink der Hand zum Sitzen lud. Noch verlegener wurde er, als der aufrecht ſtehen gebliebene Alte ihn fragte: „Iſt denn der Herr König nicht der Höchſte im Lande, Herr Paſtor?"

„Ja, das kann ich dir nicht ſo erklären, Pichowski. Das würdeſt du doch nicht verſtehen, wenn ich dir ſagte, das Geſetz iſt höher als wir alle."

„Nein, Herr Paſtor, das verſtehe ich nicht, denn, er-

barmen Sie sich, wer macht denn das Gesetz? Der König macht doch das Gesetz, — also wie kann es höher sein, wie er?"

„Ja," sagte der Pastor, „es ist doch höher — aber was soll ich nun dabei tun? Morgen ist ja schon Montag, und dem Gesetz muß man gehorchen, — seid untertan der Obrigkeit, die über euch gesetzt ist. Aber ihr sollt mal sehen, sie lassen euch wieder zurückkommen. Geht nur nicht so weit weg, damit sie euch wieder finden können, wenn der König euch erlaubt, zurückzukommen. — Und vor allem, meine lieben Pichowskis — seine Stimme nahm den vollen Predigerbrustton an —: harret aus im Gebet!" Und nun schwang seine fromme Begeisterung sich an dem Worte „Gebet" empor. Er redete die beiden Alten in ihrer wortkargen Verzweiflung nieder, bis er triumphierend und mit einem himmelnden Augenaufschlag schloß: „Ach, ihr wisset nicht, welche wunderbare Kraft im Gebet liegt."

„Bed't heww' wi naug. — Wi heww' alle Sünndag' un Festdag' bed't un mengmol uck inne Wek in Bibel un Gesangbok!" erwiderte beinahe trotzig Hanni, und Thaddi nickte dazu.

„Ja, das war vor dieser Heimsuchung, jetzt aber erst wird sich auch an euch die große Gnade des Gebetes erweisen. — Wartet noch, setzet euch, liebe Leute, — nein, ihr müßt euch wirklich setzen, hier an den Tisch, da werde ich euch vorlesen, was unser Doktor Martin Luther, der teure Gottesmann, über das Gebet sagt." Er schraubte die Lampe höher und blätterte suchend in einem der dicken Bücher auf seinem Schreibtisch. Die Pichowskis

ſchwiegen unter der Wucht der gewohnten Ehrerbietung vor dem Paſtor und dem Namen Luthers; dagegen half nun kein Murren. Und der Paſtor las mit einer etwas öligen Stimme: „Niemand gläubet, wie kräftig und ſtark das Gebet ſei und wie viel es vermöge, denn der, den es die Erfahrung gelehret und der es verſucht hat. Es iſt ein groß Ding, wenn einer fühlet die große Not, die ihn dringt, daß er alsdann kann das Gebet ergreifen. Jeſus Sirach ſagt: der gottſeligen frommen Chriſten Gebet tut mehr zur Geſundheit denn die Arznei der Ärzte. — Und dann, meine lieben Pichowskis, wie heißt es im Pſalmiſten? Der Herr iſt nahe bei denen, die zerbrochenen Herzens ſind, und hilft denen, die ein zerſchlagenes Gemüt haben.“

„Us het hei nich holpe, un Sei wille us jo uck woll nich helpe,“ ſagte Hanni ganz gleichmütig.

Auf die letzten Worte ging Paſtor Lieſegang nicht ein, ſondern hielt ſich nur an die erſten. „Pichowski'n, Ihr ſeid auch ſo ein Beiſpiel dafür, wie wahr der Spruch iſt: Das menſchliche Herz iſt ein trotzig und verzagt Ding. Euer lieber Mann nimmt es viel gottergebener, — nicht wahr, Thaddäus?“

Thaddi war halb eingenickt; jetzt aber fuhr er mit einem Ruck auf und blickte wirr um ſich; dann merkte er, wo er war: „Ja, ja, Herr Paſtor, das is — —“ Er wußte ſchon nicht mehr, was er hatte ſagen wollen, und ſah ſich nach Hanni um, die erregt ihr Schürzenband um die Finger wickelte und wieder aufwickelte.

„Na, alſo ihr ſeht wohl,“ ſagte der Paſtor begütigend und wandte ſich zur Tür, durch die eben ſeine Frau ein-

trat. „Ich kann euch eben nicht anders helfen als durch Gottes Wort und Zuſpruch. Wir Menſchenkinder hienieden tragen alle an dem, was der Himmel in ſeiner Weisheit ſendet, und auch ihr müſſet euch in Gottes Fügung ſchicken.“

„Ja, ja, Herr Paſtor, ſchicken,“ lallte Thaddi, „ſchicken — ſchicken.“ Und bei dem Worte dämmerte ihm etwas auf, und er fuhr lebhaft, faſt heftig fort: „Ich habe ihn ja längſt geſchickt, an den König nach Berlin habe ich ihn geſchickt, nicht wahr, Hanni, mein Täubchen? Und nun wollen ſie mich wegſchicken, uns alle beide wegſchicken, mit dem Strick — ſchicken —“ Und dann verloren ſich ſeine Worte mehr und mehr in ein blödes Stammeln. Er ſank auf den Stuhl zurück und ſchwankte haltlos hin und her.

Da umfaßte ihn Hanni mit beiden Armen, hielt ſeinen halbkahlen, weißen Kopf in heißem Erbarmen an ihre Bruſt gepreßt und ſtreichelte ihm den gekrümmten Rücken wie einem kranken Kinde. Dabei raunte ſie ihm ſo leiſe, daß außer Thaddi es keiner im Zimmer hören konnte, längſt vergeſſene Kinderkoſeworte ins Ohr und wiegte ihn mütterlich beſchwichtigend in ihren Armen. —

Sie hatten ausgefürchtet und ausgehofft, und es war nun ſtill in ihren Herzen geworden. Dem Paſtor aber geſchah's zum erſten Male in ſeinem Leben als Seelſorger, daß ſein zum Wortetroſt ſo redebereiter Mund ganz ſtumm blieb vor dieſer Majeſtät des Unglücks. Er geleitete die Taglöhnersleute bis auf die Straße und machte, zu ſeiner Frau zurückgekehrt, ſich einen Vorwurf daraus, nicht noch ein Stück Weges weiter mit ihnen

gegangen zu sein; doch meinte er schließlich auch, seine Frau habe recht: „Es hätte dich ja nur noch mehr aufgeregt, lieber Wilhelm.“

* * *

Der Mond war aufgegangen; schimmernd in seinem bläulichen Licht streckte sich die Dorfstraße den Hügel hinab am Kirchhof entlang. Nur noch mit einer halben Wendung des Kopfes nahmen die kinderlosen Alten den letzten Abschied von ihren Gräbern. Die Helligkeit des Weges war ihnen zuwider; sie schämten sich und wußten doch nicht recht, warum? Und sie fürchteten sich. Wovor? Es war etwas Grausiges, was in dieser Stunde zum ersten Male deutlich vor ihnen aufstieg, etwas so Unwandelbares wie jener Wille, den der Pastor das Gesetz genannt und der aus dem blutrot gesiegelten Brief zu ihnen gesprochen hatte. Und nun ängstete es sie, es möchte ein Mensch, irgend ein alter Bekannter, ihnen begegnen und ihnen das furchtbare Verhängnis vom Gesicht lesen. Wohl ward ihnen erst zu Mute, als sie in den Schatten der Linden traten, die sich vom Fuße des Kirchenhügels bis mitten ins Dorf hinzogen, und von dort hatten sie es nicht mehr weit nach Hause.

Noch gingen sie auf der Heimaterde, und doch durchschauerte es sie schon wie von einem großen Heimweh. Und aus der Ferne drang das gleichförmige Rauschen des mächtigen Stromes zu ihnen herüber, wie sie es an so vielen tausend stillen Abenden gehört. Nun waren sie an dem schmal eingedämmten tiefen Bach, der vor dem Bäckerhause unter dem Brückchen vorüberfloß. Die

Gedanken des Alten folgten dem reißend fließenden Waſſer, und dann durchzuckte es ihn: dort im Bach wäre alles ſchnell zu Ende. — Aber der Bach ſchießt weiter und weiter und reißt ihn mit ſich fort, und dann bleibt er auch nicht in Luskowitz, ſondern wird hinweggeſchwemmt ins ferne Elend und kommt auf einen andern Kirchhof wer weiß wo? — Nein, nicht in den Bach, auch das hilft nichts.

Noch hatten ſie über ihrem Kopf die alte Hütte. Noch bot die ihnen einen ſtillen Sterbewinkel, wenn ſie nicht mehr drin leben durften: mit dieſem Gefühl betraten ſie wieder ihre dunkle, dumpfe Stube. Hanni zündete das Lämpchen an und ſtellte es auf den Tiſch. Ein grauflügliger Nachtfalter umflatterte das ſtrahlende Flämmchen in engen und engeren Kreiſen. Woran ſie ſonſt nie gedacht, das kam ihr jetzt wie etwas ganz Einfaches: ſie ſuchte mitleidig dem Tierchen zu wehren, daß es nicht zu Schaden käme. Sie ſpürte einen Drang, wie ſie ihn nie zuvor empfunden, ſich dem Unglück, dem Tod zu widerſetzen, und wär's nur dem eines Nachtfalters. Es half ihr jedoch nichts, denn eh' ſie ſich deſſen verſah, lag der geflügelte Wurm als ein ſchwarzes zuckendes Klümpchen neben dem Fuß der Lampe. Ein bitteres Gefühl ſtieg in der alten Frau auf, und ſeltſam: jetzt wieder empfand ſie es wie eine wilde Luſt, etwas zu zerſtören, ſich irgend einen Groll dadurch vom Halſe zu ſchaffen. Mit einem heftigen Ruck zog ſie die Schieblade und holte den Brief vom Landratsamt hervor. Bei deſſen Anblick fuhr Thaddi zuſammen und ſtreckte abwehrend die Hände aus. Und dann zerriß Hanni den Brief der Länge nach

in zwei Stücke und warf sie wie in plötzlicher Tollheit gegen die niedere Stubendecke. Thaddi sah ihr ganz still zu; er fürchtete sich vor Hannis unheimlicher Heftigkeit. Als sie dann aber aufstand und mit rauhem Griff das seit Jahren an der Wand hängende Doppelbild der beiden Könige herunterriß und den Worten: „Dei helpe so as us (unsereinem) doch nist, dei möte achte de Kachelowe!" die Tat folgen ließ, da wimmerte Thaddi als das hilflose kranke Kind, das er war, jämmerlich vor sich hin.

Und nun saßen sie still einander gegenüber am offenen Fenster beim Flackerlicht an demselben Tisch, an dem sie zuerst ihr Todesurteil gelesen und dann den Gnadenbittbrief geschrieben. Noch hatten sie kein Wort zueinander gesprochen von dem, was doch geschehen müsse, ehe der nächste Tag in die Fenster scheine. Sie lasen es einander ab aus den hoffnungslosen Augen. Nur wie es sein werde, das wußten sie noch nicht; das würde kommen, wann die Stunde, die letzte, käme.

Ans Schlafengehen dachte keines von beiden. Sie horchten auf den Fiedelklang, der in Zwischenräumen vom Kruge herüberschallte: so hatte die Fiedel geklungen an jenem Abend, da Anuschka umgesunken war. Und so verging ihnen Stunde um Stunde, und dann gegen Mitternacht ward es auch im Kruge still. Man hörte nur noch ein paar lachende, schäkernde Stimmen von Burschen und Dirnen die Dorfstraße daher; dann nichts weiter als in gemessenen Zeiten den dröhnenden Schlag der Kirchenuhr und die Wellen des fernen Stromes.

„Thaddi!" sagte auf einmal die Frau ganz leise, als scheute sie sich vor ihrem eigenen Wort.

„Ja, Hanni, hier bin ich, mein Täubchen, mein Seelchen.“

„Ick mein man ſo,“ kam es zögernd von Hanni. „Ick mein, am Inn' hat de Preeſte doch recht hat.“ — Thaddi ſah ſie nur fragend an. — „Ick mein, wenn wi man ornt-lich bere (beten) künne, würr us de Herrgott doch woll noch helpe.“

„Ja, geſagt hat er das,“ erwiderte Thaddi; „nein, er nicht, Luther hat es geſagt.“

„Jo, Luther,“ beſtätigte Hanni, „na, un dei —“

„Und der wird ſchon recht haben, wenn er es ſagt,“ vollendete Thaddi.

„Jo, min leiv ull Thaddi, dat harr ick mi uck dacht — man blot, of ſei Luthern uck eis ſo rutedrewe hewwe, ut'm Hus, ut ſinem Dörp, ore ſine Stadt?“

„Das hat Paſtor Lieſegang uns nicht geſagt; darnach hätt' ich ihn fragen ſollen.“

Wieder eine lange Pauſe.

Dann kam es auf einmal ſchüchtern von Hanni: „Müchtſt du woll de Bibel upſchlae un dout en Inn vörleſe?“

„O Hanni, du haſt doch immer die feinſten Gedanken! Ja, das war ein feiner Gedanke. Und ich nehm' auch gleich das Geſangbuch dazu; wir ſind ja heut nicht in die Kirche geweſen.“

Und nun las der alte Mann mit gleichbleibendem Tonfall in der Bibel, wo er ſie zufällig aufgeſchlagen, mit andächtigem Aufmerken auf jedes Wort, und beide lauſchten, ob nicht aus den Worten der Schrift eine Stimme von oben ihnen Troſt verkünden werde. Und er las im Evangelium des Lukas von der Mitte des ſechſten

Kapitels und fing an mit den Verſen: „Selig ſeid ihr, die ihr hier hungert; denn ihr ſollt ſatt werden. Selig ſeid ihr, die ihr hier weinet; denn ihr werdet lachen. — Selig ſeid ihr, ſo euch die Menſchen haſſen und euch abſondern und ſchelten, und verwerfen euren Namen als einen boshaftigen, um des Menſchenſohnes willen. Freuet euch alsdann und hüpfet; denn ſiehe, euer Lohn iſt groß im Himmel."

Und er las weiter und weiter, doch er erlas nicht ſich noch ſeinem zuhorchenden Weibe irgend einen Troſt bis an das Ende des Kapitels. Und als er den letzten Vers von dem großen Riß des ohne Grund gebauten Hauſes geleſen, ſchlug er das dicke Buch müde zu und ſeufzte: „Vom Austreiben und Hierbleiben ſteht auch nichts drin."

„Ne, doaf het Jeſus Chriſtus uck woll niſt wüßt," ſagte Hanni. „Ick war eis im Geſangbok leſe."

Es war ein dickes Porſtſches Geſangbuch, an allen Rändern abgegriffen, mit blind gewordener Meſſingſchließe. Das ſchlug ſie auf und ſuchte drin vom erſten Blatt bis faſt zum letzten. Sie fand leicht die von ihr in der Kirche oft geſungenen Lieder, und von einem jeden ſprach ſie mit einer kindlichen Singſangſtimme die erſten paar Verſe. Aber auch das blieb ihr den Troſt ſchuldig, auf den ſie horchte. Da ſchlug ſie das Blatt um, drauf das Lied ſtand: „Aus tiefer Not ſchrei ich zu dir, — Herr Gott, erhör mein Rufen!" — Ja, das war es! Da war die Hilfe. Sie mußte kommen, bald, ſehr bald, gleich, — und laut wie in der Kirche beim Orgelklang ſang ſie durch die mählich verdämmernde Nacht:

Und ob es währt bis an die Nacht
Und wieder an den Morgen,
Doch ſoll mein Herz an Gottes Macht
Verzweifeln nicht, noch ſorgen.

Und danach ſchloß ſie das Geſangbuch und faltete die Hände; doch ehe ſie noch beten konnte, ſank ihr das müde Haupt ſchweren Falles vornüber in die Hände auf den Tiſch, und noch einmal umfing ſie der Schlaf unter dem Dach ihres Hauſes. Thaddi war längſt aufrecht auf ſeinem Stuhl eingeſchlummert, und auch das laute Singen hatte ihn nicht erweckt.

* * *

In der dämmernden Stunde zwiſchen Nacht und Tag fuhren beide zugleich aus ihrem todähnlichen Schlummer empor. Ein lauter Hufſchlag war auf der Dorfſtraße vorübergetrappt; helles Wiehern wie ein Trompetenton hatte ſie geweckt. Draußen piepſten die Sperlinge, und die Singvögel zwitſcherten verſchlafen im Laubwerk und auf den Dachſchindeln. Übernächtigt, mit fahlen Geſichtern ſaßen der alte Mann und ſein Weib da und ſtarrten ſich an. Nun war auch dieſe letzte Nacht vergangen, und der Morgen war da, von dem Hanni geſungen, und draußen war ſoeben das Verhängnis mahnend vorübergezogen. Wie lange noch, und es ſchritt über die Schwelle, dort von der Tür her, und ſtreckte ſeine Hände nach ihnen aus, die eiſernen Hände des Geſetzes.

„War das — war das ſchon Krägenbrink?“ fragte Thaddi.

„Dat wart hei woll weſt ſin, awer rin kummt hei nich eie (eher), as't vulles (vollends) Dag is.“

„Ja, ja —“ ſagte Thaddi.

„Schall ick us noch'n Mehlſupp kake?“

Da lachte Thaddi aus der Qual ſeines Herzens gell auf, und nun überkam auch die Frau ein bitteres Lachen. Dann aber befiel ſie beide das Grauen vor dem Hall ihrer Lache in der tiefen Morgenſtille.

Gern wäre Thaddi noch einmal in den Garten gegangen: auf dem jungen Weißkohl lagen Morgens im Tau immer die halberſtarrten Raupen und ließen ſich leicht abſammeln; aber das war nun unnütz. Alles war unnütz.

Hanni war leiſen Schrittes in die Seitenkammer gegangen und kam mit einem noch ungebrauchten, zuſammengerollten Wäſcheſeil zurück. Schweigend legte ſie es auf den Tiſch, und die Blicke der beiden Alten begegneten einander mit wortloſem Verſtändnis. Thaddi ſuchte nach dem Brotmeſſer. Wie er aber das Seil bedächtig aufrollte und die Hand anſetzte, um es in zwei gleiche Hälften zu zerſchneiden, da regte ſich in der Seele der hausfraulichen Bäuerin zum letzten Male ein Stücklein Erdenwelt, und ſie machte eine abwehrende, aber ſchnell wieder zurückzuckende Bewegung: „Sei is noch ganz nie — het twei Mark un ſöckzig Pfenning koſt't — na nu ſchnier (ſchneid) man tau!“

Er ſchnitt mit aller Kraft in das zähe Seil; dann, als die zwei Hälften klaffend nebeneinander lagen, warf er das Meſſer wie unter einem Schauer weit von ſich, daß es mit der ſcharfen Spitze in den Türpfoſten flog und dort zitternd haftete.

„Nu ſünd wi woll ſo wit, — nu kumm!“ ſagte Hanni.

„Warte noch, mein Seelchen," flüſterte Thaddi, „ein wenig warte nur." Er öffnete die Tiſchlade, holte die Steuerrechnung der Kreiskaſſe hervor und breitete ſie offen auf dem Tiſch aus. Dann entnahm er einem dunklen Lederbeutelchen, worin er ſeine paar Spargroſchen verwahrte, nach langem Zuſammenſuchen ſieben große Nickelſtücke ſamt einem kleinen und zählte ſie einzeln aufs Papier hin, das kleine in der Mitte, die großen zierlich geordnet ringsherum, und er lachte, faſt boshaft. „Jetzt ſind wir fertig," hauchte er, „jetzt komm!"

Sie faßten ſich bei den Händen, und jedes hielt in der freien Hand ſeine Hälfte des Seils. So ſtiegen ſie die Bodenleitertreppe hinauf, die zu dem Staakbalken führte; und ohne zu wanken, betreute Hanni auf dieſem letzten Gang ihren Gatten mit beiden Armen, ſo daß auch er wohlbehalten hinaufgelangte.

Eben ſchoß der erſte Strahl der aufgehenden Sonne durch das Gezweig des weißblühenden Baumes und blendete die beiden müden Augenpaare. Sie blickten ſich noch einmal voll in die bleichen Geſichter, dann wandten ſie ſich ohne weiteren Abſchiedsgruß voneinander und gingen mit kaum hörbaren Schritten nach rechts und links in die abgeſchrägten Bodenkammern und zogen leiſe die Lattentüren hinter ſich zu. Das dumpfe Geräuſch, das ein paar Minuten ſpäter in den Kammern erſcholl und ſchnell verhallte, hat niemand vernommen als die erſchreckten Mäuſe. Dann lag das Häuschen der Ausgewieſenen im Maienmorgenlicht totenſtill da

Ich und Es

Der letzte Tag im März war angebrochen, Gott sei Dank! Der letzte Tag, an dem die greuliche Person ihren Dienst als Wirtschafterin bei mir versah. Lene Weilen hieß sie. Ein linder, weicher Name, gleitet wie Öl über die Zunge, ganz und gar aus flüssigen Lippen- und Zungenlauten zusammengesetzt. „Liquidä" nennen wir dergleichen in der Philologie, und diese unglückseligen Liquidä waren es vornehmlich gewesen, die mich vor einem halben Jahr dazu bestimmt hatten, die Person zu mieten, als meine jüngste Schwester ihrem Pastorliebsten nach Thüringen an den eigenen Herd folgte.

Ich hätte mich sollen warnen lassen! Sie hatte bis dahin nur als „Stütze der Hausfrau" gedient, und wollte es nun, da sie, Berlinisch gesprochen, „hoch in den Neununddreißig" stand, als Wirtschafterin bei einem älteren Herrn versuchen. Ich hätte mich nicht zum Versuch hergeben sollen. Sie war grundhäßlich, und wahrscheinlich hatte die ein Stockwerk unter mir wohnende Frau Konsistorialrätin mir deshalb zugeredet. Eine langweilige, ganz ordinäre Häßlichkeit, von der man kaum zu sagen wüßte, worin sie eigentlich besteht, über die man sich nicht einmal rechtschaffen ärgern kann. Sah ich sie zufällig beim Essen an, was ich aber nach Möglichkeit vermied, so schmeckte mir alles flau.

Also Lene Weilen hieß sie und war dennoch so unverschämt und kratzbürstig, als sei ihr Name aus lauter

Ziſch- und Kehllauten zuſammengeſetzt. Ich war machtlos gegen ſie, und ich litt unſäglich, als Menſch wie als Philologe. Als Philologe vielleicht am meiſten. An demſelben zweiten Oktober, an dem ſie in meine Küche eingezogen war, hatte ich an der Preisſchrift der Akademie zu arbeiten begonnen. Eine wundervolle Aufgabe, als hätte ich ſie mir ſelber nach meines wiſſenſchaftlichen Herzens geheimſten Gelüſten geſtellt: „Über den Zuſammenhang zwiſchen Denken und Sprechen“. Seit einem Menſchenalter, jedenfalls ſeit meiner Profeſſorſchaft an der Berliner Univerſität, hatte ich neben allem Sanskrit, Prakrit und andern orientaliſchen Studien immer auf dieſes eine Ziel losgearbeitet. Welch einen Schatz von Leſefrüchten aus allen Literaturen hatte ich in den Schubfächern meines Arbeitstiſches aufgeſpeichert! Welche Beobachtungen an mir und meinen Kollegen, Freunden, Bekannten! Selbſt die Frau Konſiſtorialrätin im dritten Stock hatte herhalten müſſen. Es konnte mir gar nicht fehlen: in wenigen Monaten mußte das Preiswerk vollendet ſein. Auf die paar tauſend Mark des Preiſes kam es mir ja nicht an, dafür war geſorgt; aber im Wettkampf mit den Gleichſtrebenden die erſchöpfendſte Antwort zu finden auf die ſo wichtige Frage: ob ohne Sprache ein Denken möglich ſei? — eine natürlich mit „unmöglich!“ zu beantwortende Frage — das ſollte mich nicht reizen?

Es konnte mir wie geſagt nicht fehlen. Aber es fehlte mir, und ſehr. Die Lene war daran ſchuld; nach wenigen Tagen war mir das klar geworden. Ihre Häßlichkeit hätte ich ihr verziehen, die mußte ſie mit ſich abmachen. Auch ihrer ſpitzigen Unverſchämtheit konnte ich durch Schweigen

die ärgſten Spitzen abſtumpfen. Aber nun ihre unmenſchliche Dummheit! Mit der ging es merkwürdig ähnlich wie mit ihrer Häßlichkeit: man wußte nicht recht, worin ſie eigentlich beſtand, oder vielmehr worin ſie nicht beſtand. Mir kam es vor, als gebe es zwiſchen Denken und Sprechen dieſes Geſchöpfes keinerlei Zuſammenhang, und da ſie doch nicht gerade idiotiſch zu nennen war, ſo geriet ich in die peinlichſten Zweifel an meiner wiſſenſchaftlichen Überzeugung. Wie ſollte ich da mit Eifer an meiner Preisarbeit ſchaffen?

Das Erſtaunlichſte aber an ihr war ihre Phantaſie. Sie konnte mir keinen Brief bringen, ohne mir unverſchämterweiſe ihre Vermutungen über den Abſender mitzuteilen. Vermutungen oft ſo ungeheuerlicher Art, daß mir ſchwindelte.

Dazu kam, daß ſie in meinen Papieren auf dem Schreibtiſch kramte und nach Belieben über meine Bibliothek verfügte, ſo oft ich den Rücken kehrte. Ich hatte ihr das aufs ſtrengſte einmal, zweimal, zehnmal verboten. Beim elften Mal ſagte ich ihr, ſie ſolle ſich am 31. März packen. Sie nahm die Kündigung ruhig hin, beſſerte ſich aber nicht. Ich ſetzte dann einigemal eine Anzeige in die Voſſiſche Zeitung; es kamen auch täglich mehr Bewerberinnen um die Stelle, als mir lieb und meiner Preisarbeit förderlich war; aber aus übertriebener Vorſicht wartete ich, und wartete ſo lange, bis das Ende des März dicht vor der Türe ſtand, und die Bewerberinnen ſpärlicher wurden und ſchließlich ausblieben.

So war denn der 31. März da und noch hatte Lene Weilen keine Nachfolgerin. Sie triumphierte. Wahr-

ſcheinlich dachte ſie, ich würde ſie nun im letzten Augenblick zum Bleiben auffordern, denn an dieſem ihrem letzten Morgen in meinem Hauſe war ſie von einer unheimlichen Freundlichkeit und ſchwatzte auch merklich weniger dummes Zeug als ſeit Monaten. Sie wußte nicht, daß ich feſt entſchloſſen war, ſie keinen Tag länger zu behalten. Im ſchlimmſten Fall ging ich für ein paar Wochen ins Paſtorhaus nach Thüringen; Oſterferien hatte die Univerſität ſchon ſeit einer Woche, und die Bibliothek konnte ich entbehren: meine Merkzettel und Auszüge für die Preisarbeit waren vollſtändig beiſammen. Erſt nur die entſetzliche Perſon mir aus den Augen!

Ein bitterkalter Tag, jener 31. März. Ein trockener, eiſiger Oſtwind, Berlins grauſamſte Winterplage, peitſchte die Potsdamerſtraße entlang, an deren ſüdweſtlichem Ende, gegenüber dem Botaniſchen Garten, ich wohnte. Außer den zur Schule trippelnden Kindern mit blauroten Naſen und Ohren kaum ein Menſch unten zu ſehen um dieſe achte Stunde. Selbſt die Pferdebahnwagen von und nach Schöneberg faſt leer, ihre Verdecke ausgeſtorben. Beinah jammerte mich ſogar die Lene, wenn ich dachte, heute müſſe ſie in dieſen grimmigen Froſtwind hinaus. Sie hatte mein Arbeitzimmer ſo ganz beſonders inbrünſtig heute geheizt, ſo rückſichtsvoll verſtändig wie nie zuvor in dieſem langen Winter, in dem ich ſie nie dazu hatte bringen können, ſich nach dem Thermometer draußen am Fenſter zu richten. Irgend ein Syſtem befolgte ſie bei ihrer Heizung, aber welches? — das hatte ich in den ſechs Monaten nicht herausbekommen.

Am Morgen des 31. März hatte die achte Beilage der

Sonntagsnummer der Vossischen Zeitung noch einmal meine Anzeige gebracht. Bis zum Spätnachmittag wollte ich mich gedulden; sobald dann Lene das Haus verlassen hätte, wollte ich zum Anhalter Bahnhof fahren und abreisen. Gegen neun Uhr Morgens meldete sich ein Mädchen, sehr jung und sehr hübsch. Nahm ich dergleichen in mein Haus, so war es mit meinem Verkehr in wohlanständigen Familien zu Ende; dafür hätte die Konsistorialrätin schon gesorgt. Ich sagte dem Mädchen also, sie sei mir zu jung und zu hübsch, worauf sie sich, rot vor Vergnügen, empfahl.

Ich war ungefähr bis zur sechsten Beilage der Tante Voß gediehen, als es wieder an der Korridortür klingelte, ganz leise und schüchtern, und Lene erschien: „Eine Wirtschafterin!“ Sie sagte das in einem Ton, der verraten sollte, wie wenig sie sich vor dieser neuen Bewerberin fürchtete.

Sie hatte recht: was da auf der Schwelle zwischen Vorzimmer und Arbeitszimmer erschien, war ein richtiger Koboldstreich der Natur. Ein Mädchen oder eine Frau von ganz unerkennbarem Alter. Sie konnte ebensogut zwanzig wie vierzig Jahre alt sein. Sie war so lächerlich häßlich, daß man durch die Häßlichkeit kaum bis auf den eigentlichen Menschen hindurchsah. Klein, schief in den Schultern, und so mager! Man sah gar nicht, wie mager, denn ihre dünnen Fähnchen hingen ihr am Leibe wie einer Malerpuppe. Dazu ihre Haltung, so slawisch verprügelt, als wollte sie in sich selbst hineinkriechen. Eine kleine, abgeplattete Nase saß ihr wie um Erbarmen flehend zwischen zwei furchtbar pockennarbigen Wangen. Selbst die so malerische Berliner Wendung: „mit'm Jesichte

uff'n Rohrſtuhl jeſeſſen" reichte nicht hin, um dieſes Geſicht zu ſchildern. Aber bei aller verhungerter Dürftigkeit war ſie ſauber gekleidet; nur ſo entſetzlich dünn; mich fröſtelte, als ich ſie anſah. Ich wollte ſie ſogleich fortſchicken, aber ich fand dieſer Jammergeſtalt gegenüber nicht das richtige Wort. Auch ſie ſtand eine kleine Weile auf der Schwelle und ſagte nichts. Die Arme hielt ſie unter einem dünnen ſchwarzen Umſchlagetuch. Und dann mit einer ängſtlichen Stimme in merkwürdig gutem Deutſch mit reiner Ausſprache: „Herr Profeſſor, ich habe Ihre Anzeige in der heutigen Morgenzeitung geleſen und — und bin nun hier."

Ja, hier war ſie nun, aber was ſollte ich mit dieſer Vogelſcheuche? So häßlich verlangte ſelbſt die Konſiſtorialrätin ſie nicht. Ich ſah ſie mir noch einmal ordentlich an. Sie hielt meinen Blick beſcheiden aus und erwiderte ihn mit einem ſo flehentlichen Augenaufſchlag, daß es mich ganz weich überlief. Sie hatte braune Augen, groß wie die eines jungen Rehes; nur lagen ſie ihr unheimlich tief in dem verhungerten, bleichen Pockennarbengeſicht. Daß ſie kleine weiße Zähne hatte, wußte ich, ſeit ſie die erſten paar Worte geſprochen.

„Wie heißen Sie denn?"

„Cäcilie Wirzbinska, aus Inowrazlaw, Herr Profeſſor."

Cäcilie Wirzbinska! Auch das noch! Aber ich wollte mich diesmal nicht durch die vielen Ziſchlaute täuſchen laſſen, wie früher durch die Liquidä. Mußte ich ſie fortſchicken, ſo ſollte es mit gutem Grunde geſchehen. „Geben Sie mir Ihr Buch."

„Ach, gnädiger Herr Profeſſor, ich habe noch kein Buch,

ich habe noch nie gedient. Ich habe zuletzt in einer Schürzenfabrik gearbeitet."

„Und da wollen Sie nun auf einmal einen Posten als Wirtschafterin annehmen?"

„Ach ja, gnädigster Herr Professor. Ich habe bis vor einem Jahr bei meinem Bruder auf der Sägemühle die Wirtschaft geführt, für ihn und zwei Leute. Ich verstehe gewiß alles." Und wieder der große, Mitleid erflehende Blick.

„Warum sind Sie denn nach Berlin in eine Fabrik gegangen?" — Sie schwieg und senkte die Augen.

„Und warum haben Sie nicht wenigstens irgend ein Papier, wenn auch nur eins von Ihrem Bruder?" Wieder keine Antwort.

„Ja, wenn Sie nicht reden wollen, dann können Sie ebensogut gleich gehen!" und ich wies ärgerlich — nach dem Vorzimmer.

„Ach, gnädigster Herr, gnädigster Herr, behalten Sie mich doch! Ich verstehe ganz gewiß alles, was so einzelne Herren brauchen; mein Bruder war zwei Jahre Witwer, und ich habe ihm sogar die Magd erspart. Seit Wochen und Wochen laufe ich umher nach einer Stelle und finde nichts. Und es ist so bitterlich kalt draußen, gnädigster Herr Professor. Und niemand will mich, weil — weil —"

Natürlich will dich niemand mit d e m Gesicht, dachte ich. Aber laut sagte ich zu ihr: „Wenn Sie mir aber nicht einmal meine einfachen Fragen beantworten, wie soll ich mich dann dazu entschließen, eine mir unbekannte, durch niemand empfohlene Person in mein Haus zu nehmen?"

Cäcilie Wirzbinska öffnete die bleichen Lippen, sprach aber kein Wort. Jedoch etwas andres nahm jetzt für sie das Wort: unter dem schwarzen Umschlagetuch hervor schrie es mit einem Male auf, daß ich vor Schreck in die Höhe sprang. Dann wieder und wieder — und dann hörte es überhaupt nicht mehr auf: ein ausdauernd festgehaltener, immer zur rechten Zeit erneuerter Schrei. — Dies war selbst meiner Lammesgeduld zu toll. Hatte diese magere Vogelscheuche sich ein schreiendes Kind mitgebracht, jedenfalls ihr eigenes Kind, und damit wollte sie sich vermieten!

„Was haben Sie denn da?" und ich ging zornig auf sie zu. Sie sank in die Kniee und wimmerte: „Ach, das ist mein Männe, gnädigster Herr, mein armer süßer Männe."

„Und Sie wagen es —"

„Wohin sollte ich mit ihm? Niemand will mich haben mit dem Knaben. Auf der Straße erfriert er mir, und — Nahrung habe ich nicht mehr für ihn. Behalten Sie mich um Gottes willen, gnädigster Herr, um Christi Barmherzigkeit, gnädigster Herr Professor! Er ist ein so artiges Kind, Sie sollen ihn nie zu sehen, nie zu hören bekommen. Er schreit sonst nie, wirklich nie!"

Der Balg schrie lauter, als seine Mutter sprach. Sie versuchte ihn zur Ruhe zu schmeicheln, zu wiegen, aber alles vergebens.

„Ach du lieber Gott, du lieber Gott, er hat heute noch nichts zu trinken bekommen, da ist er hungrig, der arme süße Männe. Bloß ein Stückchen Milchzucker hatte ich noch für ihn. Ich will ja keinen Pfennig Lohn haben, bloß einen Winkel, wo ich mit dem Kinde bleiben kann, und nur so viel zu essen, daß ich ihn nähren kann."

„Ist das Ihr Junge? Sind Sie denn verheiratet?“

„Sehen Sie, gnädiger Herr“ — sie war aufgestanden und sprach jetzt ruhiger, während die Tränen ihr über die Wangen strömten — „mein Bruder hatte für seine Sägmühle einen Buchhalter, einen so guten, ordentlichen Menschen, und ich ... und dann verlobten wir uns, mein Bruder war einverstanden, und es tat ihm bloß leid, daß ich ihm nicht mehr sollte die Wirtschaft führen können. Aber dann sagte er, er wollte später zu uns ziehen, wenn wir ihn haben wollten, und natürlich wollten wir ihn haben, und alles war besprochen, und — dann bekam Karl, das war mein Bräutigam, die Pocken, und gleich darauf bekam ich sie auch, und als ich wieder gesund geworden, da war Karl schon begraben.“ Sie schluchzte laut. „Und dann — so ein halbes Jahr drauf, jagte mich mein Bruder aus dem Hause, und ... ein paar Wochen später, hier in Berlin, kam mein armer kleiner Männe.“

Ich weiß nicht, was ich getan hätte, wäre dieser gräßliche Männe in dem Augenblick still gewesen. Aber er schrie ärger als vorher, er machte mir Nervenschmerzen, wie man sie empfindet, wenn man die schrillenden Töne des Schieferstiftes auf einer Schiefertafel hört. Ich hielt mich nicht länger: „Machen Sie, daß Sie fortkommen mit dem Schreihals, gleich, hören Sie!“

Mein Gesicht muß ungewöhnlich drohend ausgesehen haben, denn sie wich scheu zurück. „Nehmen Sie mir es nicht übel,“ sagte sie nur noch und wickelte das schreiende Kind fester in das dünne Tuch. Sie suchte in der Tasche, während sie sich zum Gehen wandte, steckte dem Jungen ein weißes Kügelchen in den vom Schreien verzerrten,

häßlichen kleinen Schnabel und verließ mit einem letzten Jammerblick mein Zimmer. Mir war, als sollte ich sie doch zurückrufen, um ihr wenigstens eine Mark oder zwei zu geben; vor Ärger über das Geschrei hatte ich nicht eher daran gedacht. Aber da war es schon zu spät: ich hörte sie leise die Tür des Vorzimmers einklinken und wußte, sie war verschwunden, sie samt ihrem Manne. Mir war eine Last vom Herzen, und dennoch war ich mit mir gründlich unzufrieden.

Ich trat ans Fenster und blickte über die noch ganz kahlen, knospenlosen Rüsternkronen auf die Straße. Drüben auf dem Bürgersteig an der Mauer des Botanischen Gartens ging sie wieder der Stadt zu, die kleine, schiefe, häßliche Person mit ihrem quarrenden Balg. Sie lief mehr, als sie ging, als liefe sie vor einem Verfolger; doch sah ich niemand hinter ihr. Und seltsam: ich sah auch ihr schwarzes Umschlagetuch nicht mehr. Aber da war sie schon nicht mehr mit dem Blick zu erreichen; sie war an der östlichen Biegung der Potsdamer Straße angelangt und verschwunden. Ich hätte sie doch nicht so ohne einen Pfennig Hilfe fortgehen lassen sollen! Und jetzt gab ich auch die Hoffnung auf, noch eine annehmbare Wirtschafterin zu bekommen. Am besten, du fährst heute schon mit dem Abendschnellzug; aber dann mußt du nach Gotha telegraphieren und dich anmelden. — Ich trat an den Schreibtisch, um meine Depesche zu schreiben.

Halt, was war das? Dort im Vorzimmer! — Himmeldonnerwetter, ist denn heute die ganze Hölle mit quarrenden Schreihälsen gegen mich losgelassen? Hatte ich sie nicht eben auf und davon laufen sehen, dort unten auf

der Straße? Oder war dies nur noch ein nervöses Nachklingen im Ohr von vorhin? Aber nein, dazu war es doch zu lebendig: dasselbe jämmerliche Kindergeschrei wie vor wenigen Minuten drang schneidend und schmetternd und quiekend durch die offene Tür aus dem Vorzimmer. „Da soll doch gleich ein —“ rief ich und stürzte dem Geschrei nach, prallte aber dicht bei der Tür mit der sanften Lene zusammen, die von der Küche her das Geschrei auch gehört haben mußte. Hei, wie wunderbar geläufig es jetzt mit dem Zusammenhang von Denken und Sprechen bei ihr ging! Und wie ihre faselige Phantasie arbeitete!

„Jetzt pack ich sofort meine Sachen und geh' noch in dieser Stunde aus dem Hause.“

„Ich halte Sie ja nicht, Lene!“

„Nee, wo solch ein verlassenes Frauenzimmer Ihnen Ihr Kind auf so 'ne Weise aufhängen muß, da bleib ich nicht eine Stunde länger. — Das ist aber 'n Geschmack! Na ich danke!“

„Sie sind wohl reinweg verrückt geworden, Lene? Was geht mich das Kind an!“

„So! Jetzt wollen Sie wohl auch noch Ihr eignes Kind verleugnen!“

„Lene, schaffen Sie mir den Balg aus dem Hause! Heute haben Sie noch Ihren Dienst hier zu tun, und jetzt gehen Sie sogleich zum Revierleutnant und melden ihm, daß man ein Kind bei mir ausgesetzt hat.“

„Fällt mir im Traum nicht ein!“ sagte die freche Person. „Ich habe noch im Leben nichts mit der Polizei zu tun gehabt. Gehen Sie doch selber hin, Sie sind ja der Nächste dazu!“ —

Das Kind lag in dem schwarzen Umschlagetuch auf dem schmalen alten Ledersofa meines Vorzimmers, auf das ich meine Wörterbücher zum Abstauben gelegt hatte. Es schrie, daß es kirschrot im Gesicht wurde, und ballte wie in einem heftigen Schmerz die Fäuste zusammen. Mit den Beinen strampelte es ungebärdig um sich, und ein Band meines Böthlingschen Sanskritlexikons schwebte in Gefahr, auf die Erde geschleudert zu werden. Wenn dies noch eine Weile so weiter ging, so hatte sich der Unhold selber über den Sofarand gestrampelt und stürzte zu Boden, den Kopf voran. Das konnte ich unmöglich länger ruhig mit ansehen. „Lene," sagte ich so sanft und bittend, wie unter diesen Umständen möglich, „dem Kinde muß etwas fehlen, sehen Sie doch einmal nach, Sie verstehen sich doch besser darauf als ich."

Aber damit hatte ich sie offenbar an ihrem empfindlichsten Punkt getroffen: „Was, ich soll mich besser auf Kinder verstehen, als Sie? Wieso? Ist das Ihr Kind oder meines? Ich bin ein anständiges Mädchen, Herr Professor, und Kinder sind nicht mein Fall!"

„Ja doch, ja doch, Lene; ich bitte Sie ja bloß nachzusehen, damit der Bengel nicht so schreit!"

„So, also ein Bengel. Also wissen Sie d a s doch wenigstens. Und dann werden Sie wohl auch das andre alles wissen," und sie wollte nach der Küche entwischen.

„Lene, ich glaube das Kind ist krank; wollen Sie ihm nicht ein bißchen helfen?"

Lene drehte sich verächtlich ab. Da hielt ich mich nicht länger. Ich war auf die Rabenmutter, auf den Männe und die ganze unerhörte Geschichte sicher mindestens so

wütend wie die Lene, und ich hatte wohl mehr Grund dazu, als ſie; aber am Ende war das Kind doch kein Stück Holz und kein junger Hund, und ſelbſt wenn nur ein junger Hund, — ein lebendiges Weſen konnte man nicht ſo elend umkommen laſſen. „Jetzt ſcheren Sie ſich augenblicklich in Ihre Küche und dann ſchleunigſt zum Hauſe hinaus! Mit einem Satan wie Sie, der ein armes, unſchuldiges Wurm lieber ſich totſchreien läßt, als einen Finger drum rührt, will ich nicht länger meine Wohnung teilen."

„Ach du meine Güte, ich gehe ja ſchon. Sie können ſich mit Ihrem Herrn Sohn ganz ungeſtört amüſieren." Und krachend ſchlug ſie die Tür zur Küche ins Schloß.

Ich war allein mit dem ſchreienden Kinde. Und dieſes Ungeheuer, dieſe Cäcilie Wirzbinska, dieſe Rabenmutter hatte ſich bei mir vermieten wollen! Eine Verbrecherin! Kindesausſetzung! Darauf ſteht mindeſtens lebenslängliches Zuchthaus. Wenn ich ihr jetzt noch nacheilte! In einer Droſchke müßte ich ſie noch einholen, und ich öffnete den Kleiderſchrank, um den Überzieher — aber das Kind ſchrie ſo herzzerreißend, daß ich es nicht fertig brachte, es mit der fürchterlichen Lene hier allein zu laſſen. Eine Stunde früher oder ſpäter war ja gleichgültig; die Polizei mußte mir das ausgeſetzte Kind ja doch vom Halſe ſchaffen. Für dergleichen gab es Waiſenhäuſer oder ſo etwas. Was ging es mich an, ob die Mutter von der Juſtiz gepackt wurde oder nicht! Und es war gar nicht ſicher, daß ſie dumm genug geweſen war, den geraden Weg die Potsdamerſtraße hinaufzulaufen. Wollte ſie ſich ſchnell in Sicherheit bringen, ſo brauchte ſie nur in irgend eine Seitenſtraße einzubiegen, dann wieder in eine

und so fort, und dann konnte man sie suchen. Jetzt nur das Kind beruhigt und dann zum Polizeiamt damit.

Im Vorzimmer war es kalt; vielleicht schrie das Kind nur deshalb so arg. Ich nahm es behutsam in meine Arme mitsamt dem Tuch. Beinahe hätte ich es gleich fallen lassen; es war mir doch unheimlich, solch einen kleinen lebendigen Menschen auf den Armen zu halten, zum ersten Male in meinem Leben. Ich wagte nicht, herzhaft zuzugreifen; auch zappelte es mit allen seinen kleinen Gliedmaßen. Dabei war es nun schon purpurn im Gesicht geworden vom Schreien, das ihm jetzt wie ein heiseres Röcheln und Wimmern aus dem schmerzverzerrten Mäulchen drang. Zwei obere Vorderzähnchen, wie blaßweiße Perlen, hatte der Bursche. Er mochte neun bis zehn Monate alt sein.

Ich trug ihn in mein warmes Arbeitzimmer und legte ihn auf die in der Fensterecke stehende Chaiselongue, auf das große Tigerfell, den einzigen Schmuck meines Zimmers, das Geschenk eines Inders unter meinen Zuhörern. Der Junge schrie in einem fort. Was nur Konsistorialrats unter mir denken mochten! Ob ich mir nicht doch bei der Frau Rätin Rat holen sollte, was ich mit dem kleinen Racker anzustellen hätte? Dann aber sah ich mit meines Geistes Augen das Gesicht der frommen Dame, das sie bei meinem närrischen Anliegen aufstecken würde. Jetzt stand sie wahrscheinlich schon in ihrem steifseidenen schwarzen Sonntagstaat, mit dem Goldschnittgesangbuch unterm Arm, bereit zur Fahrt nach dem Dom, und wartete ungeduldig auf den säumigen Gemahl, der — trotz geistlichem Amt und konservativer Gesinnung —

ſeine liberale Voſſiſche las und Sonntags immer beſonders ſpät damit fertig wurde. Nein, nur nicht zu ihr um Rat!

Hätte ich nur erſt den Bengel ſtill! Sein ſinnloſes Schreien, auch jetzt in dem faſt überwarmen Zimmer, brachte mich in helle Verzweiflung. Ich tat ihm nichts, höchſtens Liebes, und dennoch ſchrie er. Weshalb er nur ſchrie? Ohne Grund ſchreit doch kein lebendes Weſen. Es mußte ihm etwas weh tun. Aber was? In den „Fliegenden Blättern“ hatte ich mal eine urkomiſche Geſchichte geleſen von einem ſchreienden Bengel, juſt ſo einem, wie dieſer, bei dem ſich herausſtellte, als man ihn aufwickelte, daß ihn eine ſpitzige Lichtputzſchere kniff. In dieſem Falle brauchte es ja nicht gerade eine Lichtputzſchere zu ſein; eine Stecknadel tat es auch. Jene nichtswürdige Perſon, jene Rabenmutter war gewiß leichtſinnig genug, auf eine loſe Stecknadel mehr oder weniger nicht ſonderlich zu achten.

Unter dem Schreien ſah mich der Junge wütend an, ganz ſo wie ich ihn vorhin, und ſträubte ſich aus Leibeskräften gegen jede meiner Annäherungen. Woher er nur die Kraft zum Schreien und Sträuben nahm. Solch ein winziges Wichtlein! Aber das half ihm nichts: ich faßte ihn trotz Sträuben und Winden und begann ihn aus ſeinen elenden Wickeln und Röckchen herauszuſchälen. Alles dürftig und vielfach geflickt, aber immerhin geflickt, nicht zerriſſen und, den Umſtänden nach, ſogar reinlich. Die Mutter hatte ausgeſehen wie das hungrige Elend, ihr Junge hingegen war nichts weniger als mager. Ein draller Strolch, ordentlich mit kleinen Fettpolſtern und wohlhäbigen Wulſten an Beinchen und Ärmchen. Ein

wunderliches Schauſpiel für mich: zum erſten Male ſolch kleines Menſchlein nackt zu ſehen, ſo hilflos, ſo drollig und ſo rührend. Seine Muskelchen erzitterten alle vom Schreien; die kleine Bruſt hob und ſenkte ſich unter den pfeifenden ſchnellen Atemſtößen; das Fieber glühte auf ſeiner Stirn. Warum kannſt du noch nicht ſprechen, armer Schelm? Aber wie ſollte er! Er konnte ja noch nicht denken, war ja nur wie ein kleines, dummes Tier, etwa wie ein quiekendes Ferkelchen. Nicht denken, alſo auch nicht ſprechen; nicht ſprechen, alſo auch nicht denken!

Ob er wirklich kein bißchen denken konnte? Fühlen tat er doch, und ſehr ſtark, einen Schmerz oder was ſonſt. Und fühlte er ihn, dachte er ihn dann nicht auch? Und wenn er mich ſo zornig abwehrte, dachte er nicht, daß ich ihm fremd, nicht ſeine Mutter ſei? Das war doch ein unverkennbares Zeichen der „Negation", der regelrechten Kantiſchen Kategorie der Negation. Die hatte er mindeſtens ſchon in ſeinem Denkvermögen. Und vom Fichteſchen Ich und Nicht-Ich mußte er auch ſchon etwas unter dieſem blaßroten, von feinen blauen Äderchen überzogenen Schädelchen weghaben. Höchſt ſeltſam!

Ich wiſchte ihm mit der Hand den Fieberſchweiß von der heißen Stirn und den ſickernden Speichel vom Munde, und ſchau: plötzlich hörte er auf zu wimmern; ich war mit meinem kleinen Finger auf ſeinen Lippen unverſehens verweilt, und gierig begann das arme kleine Schluckerchen daran zu ſaugen. Die Freude dauerte aber nicht lange: nach wenigen ſaugenden Zügen wandte er das ſich wieder verzerrende Geſichtchen ab und begann aufs neue ſein klägliches Wimmern.

Hm! Das war mir doch sehr auffällig. Entweder war dieses nun die Kantische Kategorie vom „Dasein und Nichtsein", die sich aus seinem Bewußtsein losgerungen, oder die von der „Möglichkeit und Unmöglichkeit". Er wirtschaftete sich in diesem warmen Arbeitzimmer des Sprachphilosophen schon recht niedlich in die Urbegriffe des Denkens hinein!

Und noch etwas andres war mir dabei aufgedämmert: ich hatte endlich erraten, was dem armen Tropf fehlte: Hunger hatte er. Weiter nichts. Und Hunger tut weh, und Selbstbeherrschung im fremden Hause zu üben, das konnte ich wirklich nicht von ihm verlangen. Herr du meines Lebens, und ich war auf sein angeblich unvernünftiges Geschrei wütend gewesen. Was gab es denn Vernünftigeres für ihn, als zu schreien? Und was Dümmeres, als die so einfache Grammatik dieses Geschreis nicht sogleich zu verstehen? Mir keimte ein Gefühl empor, als hätte ich dem kleinen Mitmenschen da ein herbes geistiges und leibliches Unrecht getan, und das wollte ich sühnen.

Was man solchem Menschlein wohl zu essen gibt? Ich hatte gestern eine Büchse mit Hummersalat geöffnet. — Ach Unsinn! Hummersalat verträgt ja mancher Erwachsene schlecht. Es dauerte eine Weile, eh' ich auf dem Umweg über den Hummersalat zur Muttermilch gelangte. Aber woher nehmen? Diese Rabenmutter war ihm ja davongelaufen, und selbst wenn nicht, sie hatte ja gesagt, sie könne das Kind nicht mehr nähren. Das glaube ich schon, so ein abgemagertes Geschöpf! Ratlos sah ich mich im Zimmer um und stieß einen kleinen Freuden-

ſchrei aus, als mir die Zuckerdoſe neben dem Schreibtiſch ins Auge fiel, Gelbchens, meines Kanarienvogels, ſtetes Sehnſuchtziel. Das flinke Gelbchen war durch das unangenehme Geſchrei im Zimmer ganz verſchüchtert und verſtummt. Ich hielt dem Männe ein kleines Zuckerſtück an die Lippen, und allſogleich hörte ſein Gewimmer auf. Gierig, durſtig leckte ſein rotes Zünglein dran; das Zucken ſeines leidenden Körperchens wich beſeligtem, ruhigem Genuß.

Nähren konnte ihn das Stückchen Zucker natürlich nicht; das war nur ſo ein Schweigemittel. Am Ende konnte er davon krank werden, konnte mir unter den Fingern ſterben, eh' ihn die Polizei mir abgeholt, Kinder ſterben ja wie die Fliegen, und wie ſtand ich dann da! War das nicht eigentlich fahrläſſige Tötung? Und womöglich die Lene als Belaſtungszeugin gegen mich! Ich ſchauderte.

Hätt' ich nur ein bißchen Milch! Aber die mußte doch aufzutreiben ſein? Weckte mich nicht jeden Morgen „Milch-Bolles Klingelwagen", und blieb nicht täglich Milch genug für meinen Nachmittagskaffee übrig?

In der Küche hatte Lene ihre Siebenſachen auf dem Boden zum Einpacken in ihren Rieſenkoffer ausgebreitet. Sie war nicht wenig erſtaunt, mich plötzlich in die Küche treten zu ſehen, in die ich während ihrer Dienſtzeit wohlweislich nie einen Fuß geſetzt hatte. Ich tat ihr nicht den Gefallen, ſie zu fragen. Die Milch mußte ich doch wohl allein finden. Ich ſuchte; ſie packte polternd weiter. Wo in des Teufels Namen hatte das Frauenzimmer die Milch verſteckt? Am Ende hatte ſie mir zum Schaber-

nack den Reſt ſelber ausgetrunken? Ich ſuchte in der Küche und ſuchte in der Speiſekammer, ſuchte in großen Töpfen und in kleinen, in Kaſſerollen und in Näpfen. Nirgend ein Schimmer von Milch.

Die Verzweiflung iſt die Mutter großer Entſchlüſſe: eh' ich wußte, wie ich es vollbracht, ſtand ich mit einem kleinen, braunglaſierten Topf an Konſiſtorialrats Küchentür und klingelte. Gottlob! kein Menſch war mir auf der Hintertreppe begegnet.

Konſiſtorialrats brave alte Auguſte tat einen kleinen Angſtſchrei und wäre beinahe gegen den glühenden Herd zurückgepraallt, als ſie mich mit dem Topf in der Tür erblickte.

„Herr Profeſſor, was is denn los? Was is —?"

„Mein Fräulein, mein verehrtes Fräulein!" — Auguſte grinſte vor Vergnügen. — „Möchten Sie mir wohl ein bißchen Milch ſchenken oder leihen?"

„Ach, ſoll ich nicht die Frau Rätin rufen?"

„Um Gottes willen, beſte Auguſte, keinen Schritt! — Geben Sie mir ſchnell ein bißchen Milch, und ich will Ihnen ewig dankbar ſein!"

Sie hielt mich offenbar für verrückt; aber vielleicht um mich nicht zu reizen, tat ſie, wie ich gebeten. „Eben bin ich beim Aufkochen —"

„Geben Sie, wie ſie iſt — und, Auguſte — kein Sterbenswort darüber zu der Frau Rätin!"

„I wo wer' ich denn! Um ſonne Kleinigkeit, Herr Profeſſor!" Und eifrig goß ſie mir das Töpfchen halb voll.

„Danke tauſendmal, verehrte Auguſte, und nehmen Sie dafür —" ich ſuchte in der Weſtentaſche.

„Nee, geſchenkt oder geborgt, aber nich bezahlt."

Ich flog mit meiner Beute die Treppe hinauf, wäre ſie bei einem Haar hinaufgefallen und eilte an der mich anglotzenden Lene vorbei zu meinem Jungen. Der lag noch ganz ruhig auf dem Tigerfell, ſog an dem Zucker, ſtrampelte vor Daſeinsluſt mit den prallen Beinchen und ſah mich, ohne mit dem Saugen innezuhalten, aus großen erkennenden Augen an, als ich mich ihm näherte. Na, wenn dieſes nun nicht die Kantiſche Denkkategorie der „Gemeinſchaft" war, dann konnte ich das Geld für meine vor fünfundzwanzig Jahren gehörten Collegia logica zurückfordern. Dies war eine niederſchmetternde Entdeckung. Was wurde aus meinen Schubläden voll koſtbarer Vorſtudien für meine Preisſchrift, was aus meinen herrlichen Beobachtungen, aus allen meinen documents humains, wenn dieſer Lutſchbengel, der zu mir gekommen war wie durch den Schornſtein gepuſtet, mit ſeinen hellen blauen Augen das alles auf einmal für wertloſen Plunder erklärte?!

Aus dem Topfe konnte er nicht trinken. Aber ich merkte, wie ich zunehmend erfinderiſch wurde. Schnell Gelbchens kleinen Trinknapf abgehakt, ausgeſpült, mit der ſchon halb gewärmten Milch gefüllt und dann meinen Ammendienſt angetreten. Es ging ſchlecht, ein gut Teil der Milch troff nebenher aufs Tigerfell, aber es ging doch. Ach, wie ſie ihm wohl tat, Konſiſtorialrats fromme, ungewäſſerte Milch! Und wie das wohltat, das verhungerte Bübchen trinken zu ſehen, wohl bis ins Herz hinunter, als tränke ich ſelber irgend etwas Warmes, Heißes, ſo heiß, daß mir das Waſſer in die Augen trat.

Er ſchluckte, verſchluckte ſich, pruſtete ein wenig und ſchluckte ſich wieder zurecht. Das eine Näpfchen war im Nu geleert, bald ein zweites, ein drittes. Konnte es ihm nicht ſchaden, wenn er nach dem langen Hungern ſo gierig und ſo viel auf einmal trank? Aber mir fehlte der Mut, ihm nicht wieder und wieder das Näpfchen zu füllen, ſolange ſeine großen, dankbaren Augen ſprachen: mehr!

Da trat die Lene ein, frech, ohne anzuklopfen: „Ich bin fertig, und nu zieh' ich." Ich wußte, was ſie damit verlangte. Ihr Vierteljahrslohn lag abgezählt ſamt ihrem Dienſtbuch auf dem Tiſch. Wir waren ſchnell miteinander fertig; der Portier half ihr den Koffer hinuntertragen auf die „Ziehdroſchke". Ich ſtand am Fenſter und ſah ungeduldig zu, wie die Einſchiffung erfolgte. Ein Seufzer der Erlöſung entrang ſich mir, als die Droſchke langſam davonrumpelte. So lange das Ungetüm im Hauſe geweſen, war meine Freude an dem kleinen Gaſt mit Bitterkeit und Angſt gemiſcht. Erſt jetzt konnte ich mich ſeiner aus Herzenskräften freuen.

Jawohl, freuen! Gott, wie mir das drollig vorkam. Und war doch ſo ſelbſtverſtändlich, ſo unwiderſtehlich! Eine Freude wie aus meinen Eingeweiden heraus. Hatte ich das je zuvor empfunden? Nie, in keinem Augenblick meines Lebens. Nicht als ſie mich mit fünfundzwanzig Jahren zum Profeſſor machten — und damals hatte ich mich gefreut —, nicht als ich den großen Siegelbrief von der Akademie aufgebrochen, vor zwanzig Jahren, der mir meinen Sieg in der Preisbewerbung über den „Aoriſt im Prakrit" verkündete. Mir war, als ſei mir ein neues,

größeres, wärmenderes Herz unter dem Bruſtkorb aufgequollen.

Und dieſes Würmchen hatte ich vor kaum einer Viertelſtunde geſcholten, es „Baſtard“ geſchimpft! Hier in dieſem ſelben Zimmer. Ich war nahe daran, es um Entſchuldigung zu bitten, mit irgend einer plumpen Liebkoſung. Da wandte es das Mündchen vom leeren Napf zur Seite und ſtreckte mir ein Stückchen Zunge aus. Vergeſſen hatte ich das Gefühl des Ärgers, nachher zur Polizei gehen zu müſſen. Das hatte gute Wege. Es war doch eigentlich ein famoſer Zufall, daß die ſcheußliche Kreatur von Mutter dieſes ſüße Menſchlein gerade bei mir ausgeſetzt! Ich hatte von verworfenen Geſchöpfen geleſen, die ihre Kinder in Hausflure oder gar vor die Haustüren hinlegen. Im Grunde genommen hatte dieſe Cäcilie Wirzbinska noch verhältnismäßig brav gehandelt, daß ſie meinen Männe nicht irgendwo auf einer der vier Treppen verlor. Und das Umſchlagtuch hatte ſie ihm auch zurückgelaſſen. Und jetzt irrte ſie in dem dünnen flatternden Kleide draußen umher; mein Thermometer zeigte dreizehn Grad Celſius unter Null! Wie eine Beruhigung fiel mir ein, daß bei dieſer Kälte der Kanal zugefroren ſei, da könne ſie ſich wenigſtens nicht ertränken. Und wie vor einer Viertelſtunde ſah ich ſie dort in der offenen Tür mit ihrem lächerlich-rührenden Pockennarbengeſicht, mit ihren tiefliegenden großen Augen und dem ſtraffgezogenen Umſchlagtuch, darunter ſie das Kind verborgen hielt. Ich glaube, ich hätte jetzt etwas drum gegeben, könnte ich ſie leibhaftig dort wieder ſehen.

* * *

Welch Spiel der Natur: ſolch eine häßliche Mutter und dieſes bildſchöne Kind! Denn ſchön war es, ſchöner als alle heiligen Bambini und Engelein, die ich je auf Bildern geſehen. Blaßgoldige Härchen kräuſelten ſich zu luſtigen Locken um das kugelrunde, weiche Köpfchen, bis hinab zum roſigweißen Hälschen mit den vergnügten kleinen Fettfalten. Die zarte, glänzende Haut an Bruſt und Schultern zuckte von Zeit zu Zeit in leiſen Schauern unter den kitzelnd herabſinkenden Milchtröpfchen, die an ſeinen Mundwinkeln hingen, da, wohin die kleine Leckerzunge nicht reichte. Und ſo artig! Ich hatte gefürchtet, der kleine Menſch werde am Ende irgend eine kleine Menſchlichkeit begehen auf der koſtbaren Tigerdecke; aber ſollte ich ihn deshalb von ſeinem weichen Lager reißen? Aber er tat nichts dergleichen, ſondern blieb der vollendete kleine Gentleman, ſolange meine Tigerdecke heute die Ehre hatte, ihn zu betten.

Ohne zu ſchlafen, hatte er die Augen vor innerem Behagen geſchloſſen, und wenn er ſie dann ſtillzufrieden wieder einmal aufſchlug, ſah er mich an, als ſeien wir ſeit undenklichen Zeiten die vertrauteſten Freunde. Horch! da ſchmetterte das beruhigte Gelbchen hellauf ſein Morgenlied, und zugleich ſtrahlte die rote Wintermorgenſonne wie ein breites Goldband durch die Fenſter und übergoß mit einem glühenden Schein des Kindes nacktes, roſiges Körperchen.

Bei Gelbchens erſten Noten hatte mein Männe das Köpfchen dem Vogelbauer zugedreht und gelauſcht. So etwas hatte er gewiß ſein Lebtag nicht gehört. Weit auf riß er die neugierigen Augen und ſah mich fragend

an. — Fragend, ohne zu ſprechen? Das konnte man alſo? Gewiß konnte man, konnte Männe, und was konnte er nicht noch alles! Was wir Philologen für Aufheben machen von der Sprache, von dem, was wir allein unter Sprache verſtehen! Es geht auch ohne, verehrte Kollegen, und zwar vortrefflich. Dies Kind verſtand mich, und ich verſtand es. Gott, lernt ſich das ſchnell!

Der Vogel hatte eine kleine Singpauſe gemacht, und im ſelben Augenblick hatte mein Junge ſeinen glückſeligen Ausdruck geändert. Satt war er, aber es fehlte ihm etwas. Und ſogleich flog es über ſein Geſicht wieder wie Sonnenſchein über ein Blumenbeet, ſobald Gelbchen aufs neue losſchmetterte. Ich ſaß auf dem unteren Ende der Chaiſelongue und hatte mich über das Kind gebeugt. „Ä — äh," ſtöhnte es vor Luſt und griff mit den Händchen zu mir herauf. Ich bog mich näher, ich war doch neugierig, was es anſtiften möchte. Da hatte es ſchon mit allen zehn Fingerchen meinen Backenbart gepackt und zerrte daran mit „ä" und „äh", daß ich nahe daran war, vor Schmerz aufzuſchreien. Und doch brachte ich es nicht über mich, ſeine kleinen Krallen zu löſen. Kurze, weiche Fingerlein mit ſo wunderniedlichen, durchſichtigen Nägeln dran. Wie ſie dies neue ſchöne Spielzeug, den Backenbart, feſt packten! Und da hatte die eine Hand des Spielzeugs noch viel mehr entdeckt und bohrte ſich in meine Naſe oder zur Abwechſlung in meine Augen. Und damit nichts ihm fehle, griff er zu meiner Genugtuung mit beiden Händen nach der blanken baumelnden Uhrkette, was mich auf den guten Einfall brachte, ihm die Uhr an das durchſchimmernd roſige Öhrlein zu halten.

Das war der Wunder zu viel auf einmal, zu viel des Glücks: ein sonniges Lächeln überglänzte sein holdes Gesichtchen, und eh ich wußte, wie es gekommen, hatte ich ihm den feuchten Mund, die Nase und die Augen geküßt. Oh, wie er da lospruſtete, zweimal, dreimal: mein ſtachliger Bart mußte ihm in die Quere gekommen ſein.

* * *

Gelbchen hatte ſeit einer Weile zu ſchlagen aufgehört und piepte nur ſchwächlich. Ich kannte ſeine Sprache: ihm fehlte Waſſer oder Futter. Richtig, es vermißte ſeine Trinknäpfchen, um ſich die kleine Sängerkehle anzufeuchten. Ich ging zum Bauer und verſorgte das Tierchen. Aber da klagte mir auch ſchon von der andern Fenſterniſche ein wohlbekanntes Stimmchen wimmernd nach, und es ſtrebte mir mit zappelnden Gliedmaßen zu. Ich machte dem Kinde Zeichen mit Hand und Mund: es hörte mit Klagen auf und folgte nur noch aufmerkſam jeder meiner Bewegungen. Es fühlte ſich nicht mehr einſam und vernachläſſigt, ſolange ſeine Augen mit meinen zuſammenhingen.

An der Korridortür klingelte es. Läſtige Störung! Aber ich mußte öffnen. Der Briefträger mit der zweiten Sonntagspoſt; der aber machte große Augen, als er aus meinem Arbeitszimmer das Jammergeſchrei des verlaſſenen Knaben vernahm. „Meine Schweſter iſt zum Beſuch gekommen," log ich entſchuldigend, „und hat ihren Kleinen mitgebracht." Dann kehrte ich mit Sprungſchritten zu meinem Eros auf dem Tigerfell zurück. Sofort ward er wieder der artige kleine Engel von vorhin.

Gott, ist das leicht, solch ein Kind zufriedenzustellen! Und da haben sich manche Eltern, als mache ihnen ihr eigen Fleisch und Blut das Leben schwer. Mit diesem herzigen Jungen fertig zu werden, war doch ein Kinderspiel.

Ich las keinen Brief, durchflog nur einen von meiner Schwester; du lieber Himmel, mir war, als hätte ich selbst ein Stückchen Familie im Hause und hätte nähere Pflichten. Wie das einem schnell anwächst!

Mein Vorrat an Spielzeug war erschöpft, nachdem ich es ein Weilchen mit der Musik meines Schlüsselbundes versucht. Auch mein goldenes Pincenez erschöpfte seine Teilnahme, obgleich er die Feder nur erst verbogen, noch nicht zerbrochen hatte. Ja, was nun? Hätte er meine Wortsprache so gut verstanden wie meine Herzenssprache und Augensprache, so hätt' ich ihm schon zu erzählen gewußt. Wer kannte mehr Märchen als ich, von Indien bis nach Island? Aber da fiel mir ein, wie ich auf meinen täglichen Wegen durch den Tiergarten zur Universität auf den „Babyweiden" die Ammen und Kindermädchen zu ihren kleinsten Schutzbefohlenen lange Reden halten gehört hatte, mehr ein Lallen, als eine artikulierte Sprache; aber die Kleinen mußten das doch verstehen, sonst täten es die Großen nicht so hartnäckig. Es hatte mir stets albern geklungen, und — auf einmal hörte ich mich selbst das dumme Zeug nachlallen, ich, ein ordentlicher Professor der Philologie! Es ging zuerst schwach genug, und die Ammen im Tiergarten hätten mir ein sehr mittelmäßiges Zeugnis ausgestellt; doch allgemach kam ich hinein und merkte, er verstand mich! Und er antwortete

mir! Welche Töne! Welche unerhörten Vokale, Umlaute, Mischlaute, Diphthongen! Welche reiche Tonleiter allein vom A bis zum E! Davon stand weder bei Sievers noch bei Trautmann, nicht bei Vietor noch bei Hoffory ein Wort. Hier machte Lepsius' Universalalphabet schimpflich Bankrott. Ja, das wäre eine Aufgabe: Lautlehre und Grammatik dieser Sprache zu schreiben, einer Sprache, die von sicher mehr als hundert Millionen kleiner Menschen geredet wird. Mit all meiner Professorschaft und umgeben von aller Herrlichkeit meiner Bibliothek kam ich mir zum Erbarmen unwissend vor.

Das Kerlchen war müde geworden. Ich zog ihm sein Hemdchen wieder an, bettete es weich und warm und deckte es mit meinem Reiseplaid zu. Noch einmal sah es mich unter schweren Lidern an, dann war es sanftselig eingeschlummert. Ich mußte mich ganz dicht über sein Gesicht lehnen, um seinen süßen Atem still kommen und gehen zu spüren. Die langen feinen Wimpern schoben sich weit über seine unteren Augenlider. Ein paarmal zuckte es um die Mundwinkel, wie von leichten Traumschwingen berührt. Kleine, glänzende Schweißperlen feuchteten die Stirn unter den überhangenden Löckchen; ich wagte nicht, sie ihm zu trocknen, um ihn nicht zu erwecken.

Ich schämte mich, wie mich jetzt der Gedanke überfiel: da könntest du ja zur Polizei gehen und ihn wegholen lassen. Hatte ich solch eine Scheußlichkeit wirklich gedacht? O ja, noch vor einer halben Stunde. Wie das hinter mir lag, weit, weit, und auch tief unter mir. Mit dem Wegholen war es nichts. Erst mußte ich zum mindesten wissen und ganz genau wissen, wohin er käme? Was

aus ſolchen Polizeikindern würde? Ob ich ihn nicht eigentlich behalten könnte? So gut wie mein Gelbchen? War er denn nicht ein verflattertes Vögelchen, aus ſeinem Neſt gefallen, und gehörte er nicht vor allem mir, der ich ihn geſpeiſt, getränkt und gewärmt? Die Sache hatte ja nicht bloß ihre gefühlvolle Seite; man konnte ſie mindeſtens ebenſogut vom philologiſchen Standpunkte aus betrachten. War denn der ſchlafende Knirps nicht ein ausgezeichneter, ein unentbehrlicher Mitarbeiter für meine Preisſchrift? Ich brauchte ihn ja nur Tag um Tag zu beobachten, wie ihm das Zünglein mählich gelöſt würde, wie aus ſeiner lallenden ä-äh-Sprache eine artikulierte Sprache würde, wie ſich die Fäden vom Denken zum Sprechen dichter herüber und hinüber ſchlängelten, und ich hatte nicht nur für meine Preisſchrift, nein, ich hatte auch für das uralte Rätſel vom Urſprung der Sprache Beiſtand und Löſung, wie durch nichts anderes auf Erden. Er durfte mich gar nicht verlaſſen, mein kleiner Mitarbeiter! Wenn ich ehrlich ſein wollte, mußte ich eingeſtehen: ich hatte den Jungen viel nötiger, als er mich. Selbſt die Frau Konſiſtorialrätin mit ihrer ſtrengen, ſpitzen Naſe und ihren grauen Augen voll erbarmungsloſer Moral ſchreckte mich nicht mehr. Am Ende war ich weder ihr Mann, noch ihr Schwiegerſohn, und auf ihre Sonntagabendtees konnte ich gramlos verzichten. Mit der Konſiſtorialrätin war ein Fall wie dieſer überhaupt nicht zu verhandeln; dazu bedurfte es des Rates einer allerchriſtlichſten Frau, und mir fiel die Frau meines Freundes und Arztes Profeſſors Heilenburg ein. Ja, die würde gleich wiſſen, wie ich es anzuſtellen hätte, um mir dieſen

ausgesetzten angehenden Mitphilologen zu sichern. Zu ihr war's nicht weit, nur nach der Lützowstraße; ehe mein Junge erwachte, konnte ich hin und zurück sein. Vielleicht gar, daß die Gute — —

An der Korridortür ein wildes Klingeln. Da soll denn doch — mir das Kind am Ende aufzuwecken! Ich sprang auf den Fußspitzen ins Vorzimmer und öffnete: Cäcilie Wirzbinska! — „Geben Sie mir mein Kind wieder, mein Kind! Wo haben Sie es?" Und sie wollte nach einem verzweifelten Blick rundum im Vorzimmer in mein Arbeitszimmer stürzen.

„Wollen Sie auf der Stelle Ihr Geschrei lassen, Sie nichtsnutzige —"

„Mein Kind, meinen Männe will ich wiederhaben! Ach, Sie haben ihn doch noch, gnädigster, gnädigster Herr Professor?" Und richtig, da lag sie wieder an der Erde und packte meine Hände mit ihren eiskalten, zitternden Fingern.

„Wenn Sie still sind, sollen Sie ihn haben, da drinnen schläft er."

„Gelobt sei der liebe Heiland!" Und sie zitterte noch heftiger, aber vor Freude, und das Weinen wurde stiller.

„Ja, jetzt schwatzen Sie vom lieben Heiland, und vor einer halben Stunde sind Sie von Ihrem Kinde weggelaufen. Es hätte sich ja totschreien können, Sie — Sie — schlechte Person, Sie!"

„Ja, das habe ich mir auch gesagt, wie ich da unten entlang lief, am Kanal, und darum bin ich wieder hier, gnädiger Herr. — Ach ja, ach ja, ich weiß schon; aber wohin sollt' ich mit ihm in der Kälte, nicht einen Pfennig

in der Taſche, und in meiner Schlafſtelle wollen ſie mich auch nicht mehr, ich habe ſchon ſeit acht Tagen kein Schlafgeld bezahlt. Das letzte Geld war von meinem Verlobungsring, den habe ich verſetzt, und davon habe ich meinem Männe alle Tage einen Liter beſter Milch und für mich ein paar Schrippen von geſtern gekauft. So, nun wiſſen Sie es, Herr Profeſſor, warum ich ihn hier gelaſſen habe. Ach, es war zu kalt unten, — ich meine für das Kind."

Sie weinte, wie ich nie zuvor einen Menſchen habe weinen hören und nie wieder einen hören möchte, und dabei bezwang ſie ſich noch, um nicht gar zu laut zu weinen.

„Ach, nun darf ich ihn wohl wieder an mich nehmen, guter, hochgeehrter Herr Profeſſor? Ja?" Und ſie ſprang dem Arbeitszimmer zu.

„Erſt hören Sie auf zu weinen," dabei packte ich ſie am Arm. „Sie wollen den Männe wohl aufwecken!" Sie lächelte ſchon ein bißchen unter Tränen. „Von hier aus können Sie ihn ſich anſehen; da, ſehen Sie, wie er ſchläft? Und ſatt iſt er auch, beruhigen Sie ſich nur."

Sie weinte noch ſo eben weg, aber die Gewäſſer verliefen ſich ſchon, und aus ihren großen Rehaugen leuchtete es wie milder Sonnenſchein. Und nun geſchah das Seltſamſte in dieſer ganzen Geſchichte: ſie hatte noch dieſelbe kleine polniſche Naſe, dieſelben Pockennarben wie vorhin, ihre Schultern waren nicht grader und ihre Magerkeit nicht geringer geworden, und trotz alledem war nichts mehr von ihrer früheren lächerlichen Häßlichkeit zu entdecken. Ich ſah nur eine arme Mutter, die bereit ſchien, ſich die Adern öffnen zu laſſen für ihr Kind, durch das

ſie ins Elend hinausgetrieben worden. Wenn ich jetzt nicht mannhafte Worte gefunden, ich glaube, ich hätte mich vor der Perſon unheilbar blamiert und hätte mit ihr um die Wette geweint. Statt deſſen ſchnauzte ich ſie an: „Der Männe bleibt hier, bei mir, verſtehen Sie, Cäcilie Wirzbinska, für lange, für recht lange, und Sie können nun auch gleich hier bleiben! — Wollen Sie mal das verdammte Herumrutſchen auf der Erde ſein laſſen! — Alſo Sie bleiben hier und führen die Wirtſchaft, ſelbſtverſtändlich nicht ohne Lohn. — Sie ſind wohl nicht geſcheit, wie werde ich Sie ohne Lohn behalten? Und jetzt gehen Sie in die Küche und ſchauen zu, ob Sie für ſich etwas zu eſſen finden, und wenn nicht, dann holen Sie etwas, hier ſind fünf Mark. Und wenn Sie die alte Heulerei nicht laſſen, oder mir gar den reizenden Bengel aus dem Schlaf heulen, ſo ſchick' ich Sie weiß Gott auf die Polizei! So!"

Und als ſie mir nun nach dieſer gewiß ſtrengen Anſprache weinend die Hände küßte und zu ſchluchzen verſuchte: „Ach, lieber, guter Herr Profeſſor, ich will jeden Morgen und Abend für Sie beten, und mein Männe auch, und — ach —" da ſah die Perſon ordentlich ſchön aus, — nicht hübſch, Gott bewahre, ſondern ſchön. Ich denke, es waren ihre Augen.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Digitized by Google